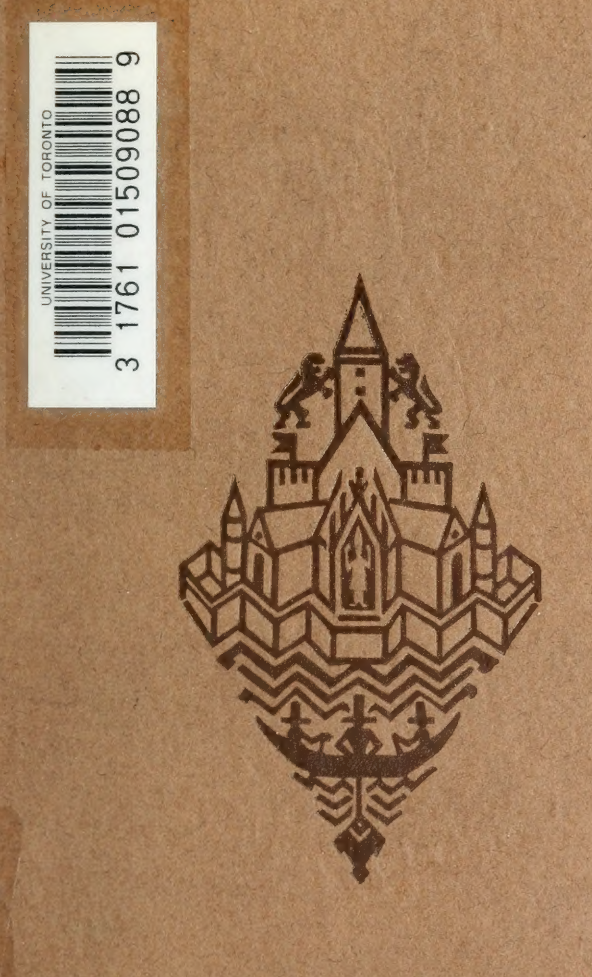
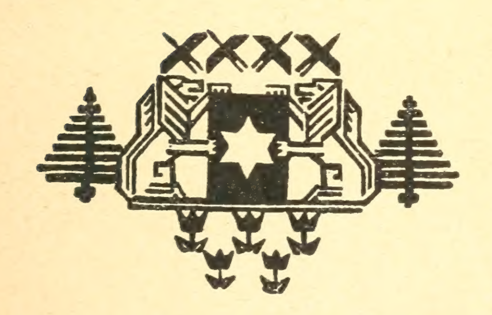






Die Märchen der Weltliteratur



Herausgegeben von
Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert
Die Ausstattung besorgte F. H. Ehmcke



Nordische Volksmärchen

I. Teil

Dänemark / Schweden

Übersetzt von Klara Stroebe

Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1922

Fünfzehntes bis neunzehntes Tausend

Einleitung

Klassischer Boden für den, der dem deutschen Altertum zugewandt ist — mit diesem Ehrennamen hat kein Geringerer als Jakob Grimm einst die skandinavischen Länder genannt. Und in dem Maße wie seitdem die Erforschung des deutschen Wesens und Altertums erstarkte, in demselben Maße ist das Interesse an dem stammverwandten Norden, seiner gewaltigen Überlieferung, seiner bahnbrechenden realistischen Literatur und seinem bunten unverfälschten Volksleben gewachsen. Darum hat sich die Forschung seit langem nicht mehr daran genügen lassen, altes Gut aus dem Volksmunde, Lieder, Sagen, Märchen, Rätsel, getreulich Wort für Wort aufzuzeichnen und zu zergliedern und dann wohlregistriert aufzubewahren — nein, es ist ihr hohes Verdienst, daß sie diese aufgespeicherten Schätze dem Volk wiederschenkt, dem sie entgleiten wollten, und nicht nur dem Volke, sondern auch jenen Gebildeten, denen der enge Zusammenhang mit volkstümlichem Wesen längst abhanden gekommen ist. Die lebendige und doch herbe Eigenart eines Volkes, das uns stammverwandt, dessen Kraft, Geist und Feinsinn in alter und neuer Literatur in hohen Ehren steht, blüht auch in seinen volkstümlichen Überlieferungen und schenkt dem Bilde, das sich die Phantasie von Art und Wesen des Nordlands macht, eine Fülle charakteristischer Züge.

Dänemark, Norwegen und Schweden haben einen überwältigenden Reichtum an alter volkstümlicher Überlieferung, an Liedern, Sagen und Märchen, der sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts in blühender Fülle lebendig erhalten hat. Beim Spinnen, beim Flachsschwingen, beim Wollekämmen und zum Tanz versammelte sich das ganze Dorf und alte Lieder gingen von Generation zu Generation, unheimliche Geschichten und Sagen wanderten von Mund zu Mund, fröhliche oder tiefsinnige Märchen fanden eine lauschende Zuhörer-

schaft. Ja sogar bei der Leichenwache, die das ganze Dorf im Trauerhaus versammelte, mußten oft Märchen und Lieder die Zeit verkürzen. Für die Erhaltung der schönsten Stücke ist man hauptsächlich der mündlichen Überlieferung zu Danke verpflichtet, denn an alten Aufzeichnungen der Märchen an sich besitzen wir natürlich nur verschwindend wenig und dieses wenige nur in Fragmenten. Entbehren wir nun auch eine spezielle Märchenüberlieferung aus früheren Jahrhunderten, so sind uns doch die anderen Literaturgattungen dieser Zeiten in Handschriften und Drucken reichlich erhalten. Und in diese nun — namentlich in Lieder und Geschichtsaufzeichnungen — sind die Märchen und Motive oft und vielgestaltig eingedrungen und auf diesem Umweg eigentlich unabsichtlich der Nachwelt überliefert worden. Die Königsgeschichten, die historischen Geschlechtsgeschichten und der dänische Geschichtsschreiber Saxo Grammaticus verflechten Märchenmotive, oft auch ganze Märchen in ihre Berichte, und die Wikingerzeit schmolz Märchenmotive oft recht rücksichtslos und willkürlich in die gewaltigen Göttersagen der Edda. So geben uns schon die Edda und das Geschichtsbuch des Saxo in Wesen und Geschichte der alten nordgermanischen Märchen reichere und zuverlässigere Einsicht als wir über die Märchen irgendeines anderen germanischen Landes besitzen.

Verschiedenartig sind die Wege, auf denen im Lauf der Jahrhunderte das europäische Märchengut nach dem Norden gedrungen ist, und die Forschung vermag noch nicht auf alle Fragen Antwort zu geben. Allerhand keltische Fabeleien sind durch die Wikingerzüge nach Irland und nach der Bretagne bei den Nordleuten bekannt geworden; vieles ist auch aus Byzanz auf dem weiten und vielbeschrittenen Weg über Rußland herübergekommen; häufige Übereinstimmungen mit slawischen Märchen weisen noch heute darauf hin. Auch die höfische Dichtung des Mittelalters bereicherte den Norden um viele Motive und Gestalten, die Lais der Marie de France und die großen Ritterdichtungen von Artus und Karl dem

Großen hatte man sogar übersetzt. Daneben hatte man ja in diesen Jahrhunderten durch die lateinische Weltsprache Zugang zu den berühmten Quellen, aus denen dem ganzen Abendlande Ströme alter Märchenweisheit geflossen kamen: Die Gesta Romanorum, Die Disciplina Clericalis, Der Dialogus Creaturarum und wie die großen Sammelwerke des Mittelalters alle heißen.

Zur Popularisierung der Märchenstoffe trug auch die Kirche ihr redlich Teil bei; sie verbreitete die Heiligenlegenden — die Legenda Aurea des Jacobus a Voragine wurde sogar ins Schwedische übersetzt — und begünstigte die anschauliche Exempelpredigt, die bis zur Reformationszeit manch kräftiges und lehrreiches Stücklein der andächtigen Gemeinde zu Ohren brachte. Schweden besitzt sogar eine einheimische Sammlung derartiger Exempelgeschichten, die Copia Exemplorum des Magisters Matthias.

Schließlich gelangten auch die Stoffe der alten Volksbücher in Übersetzungen und Flugblättern nach dem Norden und einzelne Geschichten aus Boccaccio gliederten sich dem Schatze der volkstümlichen Überlieferung ein, als hätten sie von jeher dazu gehört.

Aus diesen mannigfachen und immer neu fließenden Quellen gespeist, bleibt der Reichtum der Märchenüberlieferung ohne weitere literarische Pflege einzig und allein dem Gedächtnis des Volkes anvertraut, bis die Romantik intuitiv den Wert und die Wichtigkeit des Volkstums erkannte und seiner flüchtigen und entgleitenden Äußerungen auf alle Weise habhaft zu werden trachtete.

Da hub ein großes Sammeln und Aufzeichnen an, und es war die höchste Zeit dazu; denn in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurde der Besuch der Volksschule in den skandinavischen Ländern obligatorisch, und als infolgedessen nach einigen Jahrzehnten jeder im Lande lesen und schreiben konnte, hat man einen ganz erstaunlichen Rückgang in der Treue der bisher so sicheren mündlichen Überlieferung verspürt; Einflüsse der Literatur und vor allem auch

die Industrialisierung des Landes entzogen den alten Liedern und Geschichten immer mehr von dem Boden, auf dem sie bisher uneingeschränkt geherrscht hatten.

Grundtvig, der unerschrockene Vorkämpfer des dänischen Nationalismus, beklagt sich über die Verbreitung, die die Märchen der Brüder Grimm in Dänemark gefunden hatten, und betont, daß die dänische Überlieferung an Reichtum und Tiefe der deutschen durchaus nicht nachstehe. Und er bewies es durch seine Sammlung „Gamle Danske Minder i Folkemunde". Auf Jütland beschränkt sich das große Werk des E. T. Kristensen, der vor allen anderen Sammlern den großen Vorzug hat aus dem gleichen Boden zu stammen wie seine Quellen. In Schweden war der Pietismus der Volksüberlieferung weniger günstig; doch hat Gunnar Olof Hyltén-Cavallius zusammen mit seinem englischen Freunde George Stephens reiche Schätze eingeheimst, die freilich erst zum Teil veröffentlicht, zum Teil noch handschriftlich verwahrt sind. Schwedische Dialektmärchen haben vor allem Djurklou und Bondeson aufgezeichnet. Hatte Grundtvig den Mut, seine Märchen ganz so wiederzugeben, wie er sie hörte — in einer Zeit, wo man die „normalisierten Texte" als höchste Wissenschaft ansah, — so glaubte Hyltén seine Märchen im Stil des Heldenliedes durch Schilderungen von Gelagen, Hoffestlichkeiten und sonstigen Nebensächlichkeiten ausschmücken zu müssen und das beeinträchtigt natürlich den Wert seiner Aufzeichnungen etwas. Wer aber die Kraft und Tiefe der schwedischen Volksüberlieferung kennt, aus der Selma Lagerlöf schöpft, der muß bedauern, daß der Allgemeinheit eine wirklich umfassende Ausgabe echter schwedischer Volksmärchen noch nicht zugänglich ist.

An Übersetzungen aus den nordischen Märchensammlungen hat es in Deutschland nicht gefehlt; seit im Jahre 1811 die altdänischen Heldenlieder erschienen, sind immer wieder manche Übertragungen der nordischen Sagen und Märchen veröffentlicht worden. Aber sie beschränkten sich durchweg auf ein Land oder gar auf eine Quelle und konnten schon aus

diesem Grunde dem Reichtum der Überlieferung nicht gerecht werden.

Unsere Sammlung bringt alle drei skandinavischen Länder gesondert und doch vereint zur Geltung; der erste Band läßt Dänemark und Schweden zu Worte kommen, der zweite ist Norwegen gewidmet. Die oben erwähnten Quellen sind möglichst ausgiebig und möglichst gleichmäßig zu Rate gezogen und viele Stücke daraus zum erstenmal ins Deutsche übersetzt. Daneben aber hat unser schwedischer Teil den Vorzug, neben unübersetzten auch überhaupt bisher ungedruckte und unveröffentlichte Stücke aus den Hyltén-Cavalliusschen Aufzeichnungen dem deutschen Leser zugänglich zu machen.

Nun kann zwar von dem überraschenden Märchenreichtum, wie er den nordischen Ländern eigen ist, eine Auswahl nie ein vollkommenes Bild geben. Um aber innerhalb des knappen Rahmens ein — wenn auch nicht in allen Einzelzügen vollständiges — so doch charakteristisches Bild erstehen zu lassen, sind die einzelnen Stücke immer nach Maßgabe ihrer nordischen Eigenart gewählt und aufgenommen worden.

Das nach diesem Gesichtspunkt ausgewählte und begrenzte Material verbietet uns, die Märchen in historischer Folge aneinanderzureihen; denn diese bei vollständigem Material so interessante und aufschlußreiche Methode würde in unserem Falle lückenhaft und anfechtbar bleiben. Also haben wir uns damit begnügt, die Stücke bunt und regellos wie sie das Volk erzählt, ohne Anspruch auf eine bestimmte Ordnung einander folgen zu lassen. Doch wurde trotzdem gerade dem historisch Bedeutsamen besondere Sorgfalt entgegengebracht, indem geflissentlich diejenigen Stoffe und Motive aufgenommen wurden, von denen wir auf Grund der obengenannten Zeugnisse erschließen können, daß sie alt sind. Auch wird der Leser in den Anmerkungen allerhand Hinweise finden, die über die Geschichte der nordischen Märchen einigen Aufschluß geben.

Nach Maßgabe des Raumes kommen alle wichtigeren Stoffe und alle Gegenden zu Wort — Island und die Faröer,

sowie die lappisch-finnischen Gebiete sind nicht in Betracht gezogen —, doch ist darauf gesehen, daß Märchen, die in allen drei Ländern verbreitet sind, möglichst nicht in doppelter oder gar dreifacher Aufzeichnung erscheinen. In der Hauptsache sind nur die eigentlichen Märchenstoffe berücksichtigt, jedoch sind Sagen und Schwänke nicht ausgeschlossen, wenn sie den Vorstellungskreis des Volkes besonders anschaulich schildern oder in der Form etwas Charakteristisches zeigen. Mit dem Stil dieser Märchen hat es eine eigentümliche Bewandtnis: Dank der treuen und selbstlosen Aufzeichnung unserer nordischen Sammler erscheinen sie im unverfälschten mündlichen Erzählerstil. Von Fischern, Seeleuten, Bauern, Jägern, Hirten, Metallarbeitern und Totengräbern hat man sie abgelauscht und oft gleich im Dialekt aufgezeichnet, und solche Leute scheuen sich gar nicht, immer wieder getreulich das gleiche Wort für die gleiche Sache zu bringen, sie denken nicht daran, fein literarisch für Abwechslung zu sorgen und kümmern sich überhaupt nicht um die vom Literaturwesen beherrschte Schriftsprache. Diesen gedrungenen und bei aller Anschaulichkeit oft schwerfälligen Ausdruck wird man in der Übertragung häufig wiederfinden, nur wo eben die Wortfolge gar zu beschwerlich einherschritt, ist sie zuweilen erleichtert und geglättet worden.

Etwas seltsam für das deutsche Sprachgefühl ist auch die vielfache Anwendung der indirekten Rede, wo wir der direkten unbedingt den Vorzug geben. Wenn jemand irgendeine Antwort zu geben hat, so lassen diese Märchenerzähler den Erwidernden mit seiner Sache gar nicht eigentlich zu Worte kommen, sondern berichten bloß ganz tatsächlich über den wesentlichen Inhalt seiner Antwort. Dies mag einigermaßen mit der alten Prosaliteratur des Nordens und ihrem objektivhistorischen Streben zusammenhängen; aber es liegt auch etwas rücksichtslos Unbekümmertes darin, wenn man so kurzer Hand den sorgfältig überlegten Worten, die ein anderer gesagt hat, ihre ganze Eigentümlichkeit nimmt und sie zu einer knappen Inhaltsangabe zusammenballt.

Alles in allem wollen ja diese Volksmärchen trotz ihres reichen Schmuckes an altertümlichen Versen und Sprichwörtern durchaus nicht als sprachliche Kunstleistungen auftreten. Doch herrscht in ihnen — wie Axel Olrik gezeigt hat — unter aller Munterkeit und Ungezwungenheit verborgen ein streng geschlossener Aufbau mit wirkungsvollen Gegensätzen, künstlicher dreifacher Wiederholung und Steigerung der Motive, kurz ein strenges episches Gesetz, das hinter dem zuweilen unbehilflichen Erzählerton oft reizvoll hervorleuchtet.

Man weiß ja heute recht gut, daß oft die allerschönsten Märchen den einzelnen Völkern nicht in ihrem eigenen Seelengärtlein gewachsen, sondern meist Gott weiß woher aus uralten Geschichten eingewandert sind. Dann kann es niemand wundernehmen, wenn er unter den Stoffen der nordischen Märchen manche alte Bekannte wiederfindet, aus Grimm, aus dem Niederdeutschen und aus dem Slawischen; diese Stoffe sind eben internationales Gut und haben sich weit herum in der Welt angesiedelt; und die Verknüpfung dieser Stoffe und Motive besorgt das Märchen auch nicht willkürlich, sondern nach Gesetzen, die ihm aus dem Glauben und der Magie primitiver Zeiten überkommen sind. Aus diesem Gemeingut der Völker haben sich die Nordleute mit Vorliebe Stücke angeeignet, in denen ein kleines und schwaches, aber kluges Geschöpf über ein Wesen von roher ungeschlachter Kraft siegt, oder wo die Dummen und Faulen es mit Hilfe ihrer Dummheit und Faulheit zu hohen Ehren bringen, oder endlich Geschichten von der rührenden Treue und Hingebung einer Frau, die den in Tiergestalt verwünschten Geliebten nach unsäglicher Mühe glücklich erlöst; gerade diese Erlösung aus Zauberbanden muß ihnen besonders gefallen haben, denn die dänischen Volkslieder des Mittelalters werden nicht müde, immer wieder von solchen Geschichten zu erzählen.

Neben diesem wenn auch längst eingebürgerten fremden Gut kennen wir die groteske und gewalttätige Sippschaft der Trolle als einheimisch nordisches Geschlecht, das mit Vor-

liebe das Hochgebirge und die verlassenen Alphütten unsicher macht, die oft freundlichen, oft aber auch boshaft tückischen Unterirdischen und die Drauge, scheußliche Meerkobolde, deren kaltes Schreien übers Meer hin dem einsamen Schiffer den Sinn verwirrt.

Die landschaftlichen Verschiedenheiten in Art und Behandlung der Märchenstoffe sind nicht bedeutend, doch ließe sich vielleicht sagen, daß gerade Dänemark schön und reich aufgebaute Märchen mit bekannten Motiven bietet, während Norwegen mit seiner knapp und schroff auf Meer und Hochgebirge angewiesenen und einsam angesiedelten Bevölkerung Stoffe von besonderer Unheimlichkeit und nordischer Eigenart, aber von weniger reicher Gliederung bevorzugt.

Bei den schwedischen Märchen herrschte wohl ursprünglich ebenfalls das Herbe, Harte und Karge in der Erzählung vor und einige ganz ursprüngliche Stücke unserer Sammlung zeigen noch diese Eigenart. Anderen wieder hat der erste Aufzeichner Hyltén-Cavallius dieses alte schlichte Kleid ausgezogen und ihnen das buntschillernde Stilgewand der mittelalterlichen Ritterepik übergestreift.

So breiten denn diese Märchen, die wir in ihrem Reichtum, ihrer Ursprünglichkeit und Kindlichkeit den Grimmschen getrost als ebenbürtig an die Seite stellen dürfen, gleichsam einen zauberhaften Teppich hin, auf dem wir weit und tief in die Wunder der skandinavischen Reiche hineinschreiten. Und das Schöne dabei ist, daß hier am Weg manch ungehobener Schatz schimmernd in die Höhe rückt; wir denken an die einfachen krafterfüllten Menschen des Nordens, deren Seelenleben sich uns in diesen Märchen enthüllt, und an die tiefe Symbolik ihrer Dichter, eines Ibsen und einer Lagerlöf, die sich in der Kindlichkeit dieser Märchen entschleiert und auflöst.

Zum Schlusse danke ich vor allem Herrn Professor Dr. v. d. Leyen-München für seine im höchsten Maße fördernden Ratschläge und Hinweise, ferner Herrn Dr. v. Sydow-Lund für die Überlassung äußerst wertvoller schwedischer Mär-

chenaufzeichnungen und die mühevolle sprachliche Nachprüfung der gesamten Übersetzung, sowie Herrn Dr. v. Löwis of Menar-Berlin, der durch sorgfältigste Durchsicht der Bogen und zahlreiche feinsinnige Beobachtungen nicht wenig für das Buch getan hat.

Die Märchen erscheinen im Spätherbst 1915, da der schrecklichste aller Kriege unser Vaterland länger als ein Jahr schon umbrandet. Gerade deshalb wagen wir's um so leichter, das Buch einem jeden anzubieten. Man wird wenig Dichtungen finden, in denen Todesverachtung, männlicher Mut und Liebe zu Gefahr und Abenteuer so wie hier die selbstverständliche Grundlage alles Geschehens bilden. Ein Heldenvolk wie das unsrige wird jetzt mit ernster Freude diese uralten Zeugnisse heldischen Sinnes in die Hand nehmen. Und wem noch dazu die reizvolle und muntere Art unsrer Märchen das Herz gewinnt, der mag sich dieser Sammlung freuen und sie genießen als einen unschuldigen Gruß des Friedens.

München, im Spätherbst 1915 Dr. Klara Stroebe

Dänemark

1. König Lindwurm

Es war einmal ein König, der hatte eine wunderschöne Königin. Als sie Hochzeit hatten und in der ersten Nacht zu Bett gingen, war nichts auf ihrem Bett geschrieben; aber als sie aufstanden, war darauf zu lesen, daß sie keine Kinder haben würden. Darüber war der König sehr traurig, aber die Königin noch viel mehr; die dachte, es sei doch gar zu schlimm, daß sie gar keinen Erben für ihr Reich haben sollten. Eines Tages ging sie in tiefen Gedanken und kam an eine abgelegene Stelle. Da begegnete ihr ein altes Weib, das fragte, ob ihr die Königin nicht sagen wolle, warum sie denn gar so traurig sei? Die Königin schaute auf und sagte: „Ach, das hilft mir doch nichts, wenn ich dir es auch sage; du kannst mir doch nicht helfen.“ — „Vielleicht doch,“ sagte die Alte und bat die Königin, sie möge es doch sagen. Ja, sie könne es ja sagen: und sie erzählte, wie nach der Hochzeitsnacht auf ihrem Bett geschrieben stand, daß sie keine Kinder haben sollten, und darüber sei sie so sehr traurig. Da könne sie ihr wohl helfen, sagte die Alte, sie könne schon Kinder bekommen. Am Abend bei Sonnenuntergang solle sie eine Schüssel nehmen und sie umgestürzt in der Nordwestecke des Gartens aufstellen. Am Morgen, bei Sonnenaufgang, solle sie sie wieder wegnehmen. Dann würden zwei Rosen darunter stehen, eine rote und eine weiße. „Nimmst du nun die rote und ißt sie, so wird es ein Knabe, nimmst du aber die weiße, so wird es ein Mädchen; aber beide zusammen darfst du nicht nehmen.“

Die Königin ging heim und tat, wie die Alte ihr gesagt hatte. Am Morgen, als die Sonne aufging, ging sie auch in den Garten und hob die Schüssel auf, und da standen zwei Rosen, eine rote und eine weiße. Nun wußte sie nicht, welche sie nehmen sollte, nahm sie die rote, so wurde es ein Knabe, der konnte in einen Krieg kommen und erschlagen werden; und

dann hatte sie wieder kein Kind. Also dachte sie, sie wollte lieber die weiße nehmen; dann wurde es ein Mädchen, und das konnte bei ihr zu Hause bleiben und dann heiraten und in einem anderen Reiche Königin werden. Also nahm sie die weiße Rose und aß sie. Aber die schmeckte so vorzüglich, daß sie die rote auch nahm und aß. Denn sie dachte bei sich: „Wenn es Zwillinge gibt, so geht es in einem hin."

Nun geschah es, daß zu dieser Zeit der König im Krieg war, und als die Königin merkte, daß sie schwanger war, schrieb sie ihm und ließ es ihn wissen, und er war sehr glücklich darüber.

Es ging nun eine Weile, und als es an der Zeit war, daß sie gebären sollte, gebar sie einen Lindwurm. Kaum war er geboren, so schlüpfte er unter das Bett in der Kammer, und da hatte er seinen Aufenthalt. Es dauerte wieder eine Weile, und da kam ein Brief vom König, daß er in kurzer Zeit heimkehren werde. Und als der König heimkam, und in seinem Wagen vor dem Schlosse anfuhr, und die Königin herauskam, um ihn zu empfangen, da kam auch der Lindwurm und wollte ihn begrüßen. Er sprang an dem Wagen in die Höhe und rief: „Willkommen daheim, Vater!" — „Was!" sagte der König. „Bin ich dein Vater?" — „Ja, wenn du nicht mein Vater sein willst, so mache ich dich und das Schloß kaput!" Da mußte der König ja sagen. Sie gingen ins Schloß, und die Königin mußte bekennen, was zwischen ihr und der Alten vorgegangen war.

Einige Tage darauf versammelte sich der ganze Rat und alle Vornehmen und wollten den König in der Heimat willkommen heißen und zum Sieg über seine Feinde beglückwünschen. Da kam auch der Lindwurm und sagte: „Vater, jetzt will ich heiraten!" — „Ja, was glaubst du denn, wer wird dich wohl nehmen?" sagte der König. „Ja, wenn du mir nicht eine Frau verschaffst, sei sie jung oder alt, groß oder klein, reich oder arm, dann mache ich dich und das ganze Schloß kaput." Da schrieb der König an alle Königreiche, ob jemand seinen Sohn heiraten wolle. Da kam auch eine wunderschöne Prinzessin; aber es kam ihr kurios vor, daß sie ihren Verlobten

nicht eher sehen durfte, als bis sie in dem Saal stand, wo sie getraut werden sollten. Da erst kam der Lindwurm zum Vorschein und stellte sich neben sie. Der Hochzeitstag ging zu Ende, und sie sollten miteinander in die Kammer. Aber kaum waren sie darin, so fraß er sie auf.

Es verging eine Weile, und dann kam der Geburtstag des Königs. Als da alle bei Tisch saßen, kam der Lindwurm wieder und sagte: „Vater, ich will heiraten!" Der König sagte: „Was für eine Frau wird dich wohl nehmen wollen?" – „Ja, wenn du mir nicht eine Frau verschaffst, sei sie wie sie will, so fresse ich dich und das ganze Schloß auf!" Der König schrieb an alle Königreiche, ob jemand seinen Sohn heiraten wolle. Da kam wieder eine wunderschöne Prinzessin von weit her. Sie bekam ihren Bräutigam auch nicht zu sehen, bis sie in dem Saal stand, wo sie getraut werden sollten. Da kam der Lindwurm und stellte sich neben sie. Aber als der Hochzeitstag um war und sie in die Kammer kamen, brachte der Lindwurm sie um.

Nach einiger Zeit war der Geburtstag der Königin; da kam der Lindwurm herein, als alle am Tisch saßen, und sagte wieder: „Vater, ich will heiraten!" — „Nun kann ich dir keine Frau mehr verschaffen," sagte der König, „nun wollen die zwei mächtigen Könige, deren Töchter ich dir zu Frauen gegeben habe, Krieg gegen mich führen, was soll ich da anfangen!" — „Ach, laß sie nur kommen! Solange du mit mir gut stehst, mögen sie ruhig kommen, und wenn es gleich zehn wären. Aber wenn du mir keine Frau verschaffst, sei sie jung oder alt, groß oder klein, reich oder arm, so mache ich dich und das Schloß kaputt!" Da mußte der König nachgeben, aber er war sehr unglücklich. Da war ein alter Mann, der war Schäfer beim König. Er hatte ein Häuschen im Wald und auch eine Tochter. Zu dem ging der König hin und sagte: „Hör, lieber Mann, willst du deine Tochter nicht meinem Sohn zur Frau geben?" — „Nein, das kann ich nicht; denn einmal habe ich nur das eine Kind, um in meinem Alter für mich zu sorgen, und außerdem wird der Prinz,

wenn er so schöne Prinzessinnen nicht schont, auch meine Tochter nicht schonen, und das wäre sündhaft!" Aber der König wollte sie haben, und der Alte mußte sich darein fügen. Der alte Schäfer ging heim und erzählte alles seiner Tochter. Sie wurde sehr traurig und ging in tiefen Gedanken in den Wald. Wie sie so ging, begegnete sie einer alten Frau, die wollte auch in den Wald, um Beeren und Holzäpfel zu pflücken. Sie hatte einen roten Rock und eine blaue Jacke an. „Warum bist du denn so traurig?" fragte sie. „Ich habe wohl Grund, traurig zu sein, aber es hat keinen Wert, wenn ich es dir sage, denn du kannst mir doch nicht helfen." — „Vielleicht doch," sagte sie, „erzähl mir nur!" „Also, ich soll den Königssohn heiraten, der ist aber ein Lindwurm; er hat schon zwei Prinzessinnen umgebracht, und ich weiß gewiß, daß er mich auch umbringen wird!" — „Ach, wenn du auf mich hören willst, könnte dir wohl geholfen werden," sagte die Alte. Das Mädchen wollte gern ihren Rat hören. „Wenn die Trauung vorbei ist und du in die Kammer sollst, so mußt du zehn Hemden anhaben; hast du nicht so viel, so mußt du sie leihen. Dann mußt du einen Kübel voll Lauge und einen Kübel voll süßer Milch verlangen und einen Arm voll Ruten. Und das soll in die Kammer gebracht werden. Wenn er nun hereinkommt, wird er sagen: Schöne Jungfrau, zieh dein Hemd aus! Dann mußt du sagen: König Lindwurm, zieh deine Haut aus! Und das wird er zu dir und du zu ihm sagen, bis du neun Hemden ausgezogen hast und er neun Häute; dann hat er keine Haut mehr, aber du hast noch ein Hemd an. Dann mußt du ihn nehmen, er ist dann nichts anderes als ein blutiger Fleischklumpen, und die Ruten in die Lauge tauchen und ihn so lange damit schlagen, bis er fast in Stücke fällt. Dann mußt du ihn in der süßen Milch baden und in die neun Hemden wickeln und in den Arm nehmen; aber dann wirst du einschlafen, wenn es auch nur für kurz ist." Das Mädchen dankte für den guten Rat; aber Angst hatte sie trotzdem, denn es war doch ein arges Unterfangen mit einem so unheimlichen Tier.

Der Hochzeitstag war da, und in einer großen und prächtigen Karosse kamen da zwei Damen gefahren, die das Mädchen mit dem Brautstaat schmücken sollten. Sie wurde ins Schloß geführt und in den Saal hinein, der Lindwurm kam und stellte sich neben sie und sie wurden getraut. Es ging gegen Abend, und sie sollten ins Brautbett. Da verlangt die Braut einen Kübel voll Lauge und einen Kübel voll süßer Milch und die Ruten. Die Herren lachten sie aus, das sei Bauernaberglaube und Einbildung, aber der König sagte, man solle ihr geben, was sie verlange. Und sie bekam es. Bevor sie die Kammer betrat, zog sie die neun Hemden an, außer dem einen, das sie schon anhatte. Als sie in die Kammer kamen, sagte der Lindwurm: „Schöne Jungfrau, zieh dein Hemd aus!" Da sagte sie: „König Lindwurm, zieh deine Haut aus!" Und so ging es weiter, bis sie neun Hemden ausgezogen hatte und er neun Häute. Da faßte sie wieder Mut; denn er lag am Boden und konnte sich kaum rühren und das Blut lief an ihm herunter. Da nahm sie die Ruten und tauchte sie in die Lauge und schlug ihn, so stark sie konnte und so lange, als nur irgendein Zweig von den Reisern noch da war. Dann tauchte sie ihn in die süße Milch und wickelte ihn in die neun Hemden und ging ins Bett und legte ihn in ihren Arm. Dann schlief sie gleich ein, aber es war spät. Als sie wieder aufwachte, lag sie im Arm eines schönen Königssohnes.

Der Morgen kam; niemand traute sich zur Tür der Kammer hineinzusehen, denn sie dachten alle, es sei ihr gegangen, wie den beiden ersten. Da wollte der König hineinsehen, und als er die Tür öffnete, rief sie: „Komm nur herein! Es steht alles gut!" Er ging hinein und war voller Freude, holte die Königin und alle anderen. Und da war ein großes Glückwünschen über dem Brautbett, wie noch niemals eines gewesen war. Sie standen gleich auf und gingen in ein anderes Gemach, wo sie angekleidet wurden; denn in dieser Kammer sah es greulich aus. Dann wurde aufs neue Hochzeit gehalten mit Prunk und Freude, und der König und die Königin

hatten die junge Königin sehr gern, sie wußten gar nicht, was sie ihr alles zu lieb tun sollten, weil sie ihren Lindwurm erlöst hatte.

Nach einiger Zeit wurde sie schwanger; aber da war wieder Krieg und der alte König und König Lindwurm mußten ins Feld ziehen. Ihre Zeit kam, und sie gebar zwei schöne Knaben. Um diese Zeit war Ritter Rot am Hofe. Der sollte dem König einen Brief überbringen, daß sie zwei schöne Knaben hätte. Er reiste eine Strecke weit, dann machte er den Brief auf und schrieb statt dessen, daß sie zwei junge Hunde geboren hätte. Der König bekam den Brief und war sehr traurig, denn er fand es wunderlich, daß sie junge Hunde geboren hatte, er hatte eher einen Lindwurm oder so etwas erwartet. Er schrieb zurück, sie sollten die Geschöpfe bis zu seiner Heimkunft leben lassen, wenn sie überhaupt leben könnten. Diesen Brief sollte Ritter Rot heimbringen; aber als er ein Stück weit gereist war, machte er auch diesen Brief auf und schrieb einen anderen, sie sollten die Königin mitsamt den Kindern verbrennen.

Über diesen Brief war die alte Königin sehr traurig, denn sie hatte die junge Königin sehr gern. Bald darauf kam ein Brief vom König, wann er heimkommen werde. Da bekamen sie Angst und wußten nicht, was sie tun sollten; denn die alte Königin konnte es nicht übers Herz bringen, sie verbrennen zu lassen. Die Kinder ließ sie einer Amme überbringen, denn sie dachte, der König könne doch vielleicht besseren Sinnes werden, wenn er erst zu Hause wäre. Der Königin gab sie Essen mit und etwas Geld und hieß sie in den Wald gehen. Sie ging in den Wald und wanderte einen Tag und noch einen Tag und war in großer Not. Da sah sie einen großen Berg und stieg hinauf, ohne anzuhalten. Oben auf dem Berg waren drei Bänke, und sie setzte sich auf die mittlere und preßte sich die Milch aus den Brüsten, denn sie war sehr gequält, weil sie ihre Kinder nicht mehr hatte; da kamen zwei große Vögel und setzten sich rechts und links neben sie, es war ein Schwan und ein Kranich, und sie preßte ihnen die

Milch in den Schnabel, so nah saßen sie bei ihr. Und wie sie so dasaß, wurden sie auf einmal zu den zwei schönsten Prinzen, die man sich denken kann, und der Berg wurde zum schönsten Königsschloß, das man sehen kann; mit Gefolge und Getier und Gold und Silber und allem, was dazu gehörte. Sie waren so verzaubert gewesen, daß sie niemals erlöst werden konnten, wenn sie nicht Milch von einer Königin tranken, die zuvor zwei Knaben geboren hatte. Sie ging dann mit den beiden, mit König Schwan und König Kranich; und der eine wollte sie heiraten und der andere auch; denn sie hatte ja beide erlöst.

Inzwischen kam König Lindwurm heim und fragte nach der Königin. „Freilich," sagte die alte Königin, „du hast gerade noch nötig, daß du nach ihr fragst! Du bist mir der Rechte! Du hast nicht mehr daran gedacht, daß sie dich aus deinem großen Elend erlöst hat! Du hast es fertig gebracht, zu schreiben, wir sollten sie und die Kinder verbrennen! Schämen sollst du dich!" — „Nein," sagte König Lindwurm, „ihr habt mir geschrieben, sie hätte zwei junge Hunde geboren; und ich habe euch geschrieben, ihr solltet die Geschöpfe leben lassen, bis ich heimkäme." Da redeten sie lang hin und her, bis sie dahinterkamen, daß Ritter Rot Verrat geübt hatte. Da wurde er festgenommen und mußte gestehen. Und man sperrte ihn in ein mit Nägeln beschlagenes Faß und spannte vier Pferde davor, und die rannten mit ihm über Berg und Tal.

Der König war voller Trauer um seine Frau und seine Kinder, als er erfahren hatte, daß es zwei schöne Knaben waren. Die alte Königin sagte zu ihm: „Sei nur ruhig! die Kinder sind gut aufgehoben, denn sie sind bei Ammen untergebracht; aber wie es ihr geht, weiß ich nicht, denn ich habe ihr etwas Essen und etwas Geld geben lassen und sie in den Wald gehen heißen, und seitdem haben wir nichts mehr von ihr gehört." Da befahl der König, man solle die Kinder zurückholen, und nahm etwas Essen und etwas Geld und ging in den Wald, um sie zu suchen. Er wanderte zwei Tage lang und drei Tage lang und suchte nach ihr, aber er fand sie nicht.

Da kam er schließlich an das Schloß im Wald. Als er Leuten begegnete, fragte er sie, ob sie nicht eine fremde Jungfrau im Wald hätten gehen sehen. Aber sie hatten niemand gesehen. Da wollte er in das Schloß hineingehen und sehen, was für Königsleute darin wohnten. Er ging hin und trat ein. Gerade als er hineinkam, sah er sie, und sie sah ihn auch; aber sie hatte Angst, weil sie dachte, er suche sie, um sie zu verbrennen, und sie lief davon. Die beiden Prinzen kamen herein, und sie kamen ins Gespräch miteinander und wurden recht gute Freunde. Sie luden ihn zum Mittagessen ein. Da sagte er, sie hätten da eine schöne Jungfrau, wo sie denn her sei? Sie antworteten, ja, sie sei sehr lieb, sie hätte sie beide befreit. Da wollte er wissen, von was sie sie befreit hätte, und sie erzählten ihm die ganze Geschichte. Da sagte er, er könne sie auch gut leiden, ob sie nicht ein Übereinkommen treffen könnten? Man könne ihr vielleicht heimlicherweise das Mittagessen versalzen, und der, den sie dann auffordern würde, er solle ihr zutrinken, der solle sie bekommen. Damit waren die Prinzen wohlzufrieden, denn so konnten sie auch gleich entscheiden, wer von ihnen beiden sie bekommen sollte; denn sie glaubten nicht, daß sie den Fremden auffordern würde ihr zuzutrinken.

Sie gingen zum Mittagessen und da sagte sie: „Mir kommt das Essen so versalzen vor:

König Schwan sitzt nah bei mir,
König Kranich ist gut mit mir,
König Lindwurm trinkt mit mir."

Gleich nahm er die silberne Kanne zur Hand und trank auf ihr Wohl, und die anderen tranken auf ihr eigenes Wohl; und dann mußten die anderen auf sein und ihr Wohl trinken, obgleich sie nicht zufrieden waren. Da erzählte König Lindwurm ihnen, wie sie ihn erlöst habe, bevor sie sie erlöste; also stünde er ihr am nächsten. Darauf sagten die beiden Prinzen, das hätte er ihnen vorher sagen sollen, dann hätten sie sie ihm überlassen. Aber er sagte, das hätte er nicht so sicher wissen können.

Dann zog König Lindwurm mit der Königin heim, und die Kinder waren inzwischen auch heimgeholt worden. König Schwan behielt das Schloß im Wald und holte sich eine Prinzessin aus einem anderen Königreich. Und König Kranich ging in ein anderes Land und verheiratete sich dort. So hatte jeder von ihnen etwas. König Lindwurm und seine Königin standen in hohen Ehren ihr Leben lang. Sie waren sehr glücklich und hatten viele Kinder. Als ich das letzte Mal dort war, bekam ich ein zinnernes Butterbrot in einem Sieb angeboten.

2. Der Hirschprinz

Es war einmal ein Witwer und eine Witwe, die heirateten einander und jedes von ihnen hatte eine Tochter. Die Tochter des Mannes war anmutig und schön, aber die Tochter der Frau war sehr häßlich. Die Frau war neidisch auf die Tochter des Mannes, weil sie so viel schöner war als ihre eigene. Und sie dachte früh und spät darüber nach, was sie ihr Arges antun könnte; und sie war sehr böse gegen sie. Nun war der Mann fast jeden Tag fort von morgens bis abends, und weil er nie zu Hause war, merkte er nicht, wie es seiner Tochter ging. Eines Abends, nachdem die Tür geschlossen war und alle schon im Bett lagen, klopfte es an die Tür. Da sagte die Frau zu ihrer Tochter, sie solle gehen und aufschließen und sehen, wer draußen sei. Dazu hatte die Tochter keine Lust, und da wollte die Tochter des Mannes gehen und aufschließen; aber sie durfte nicht, denn die Frau wollte durchaus, daß *ihre* Tochter aufmachen sollte. Das Mädchen ging hin und schloß auf, und da stand ein großer Bock oder ein Hirsch oder so etwas vor der Tür. Sie packte einen Besenstiel und prügelte das Tier damit; aber da war es schon fort. Dann ging sie wieder hinein und erzählte ihrer Mutter, was da gewesen

war. Am nächsten Tag am Abend, als die Tür schon geschlossen war, klopfte es wieder, und diesmal traute sich die Tochter der Frau nicht hinzugehen und aufzumachen, und da mußte die Tochter des Mannes gehen. Als sie die Tür aufschloß, sah sie den Hirsch draußen stehen, und da sagte sie zu ihm: „Wo kommst du denn her, du armer Kerl?" — „Kleines Mädchen, setz dich auf meinen Rücken!" Nein, das wollte sie nicht, sagte sie, das wäre ja sündhaft, der arme Kerl habe an sich genug zu schleppen. Ja, aber auf andere Weise könne sie nicht mitkommen, sagte der Hirsch. Nun setzte sie sich auf den Rücken des Hirsches, denn zu Hause wollte sie doch nicht bleiben, und er lief mit ihr fort. Da kamen sie an eine Wiese, und da sagte er zu ihr: „Wie wäre es, wenn wir uns hier einmal verlustieren könnten?" Aber das Mädchen dachte nach, wie es wohl zugehen müßte, daß sie beide sich hier einmal verlustieren könnten. Dann kamen sie an einen Wald; und auch da sagte der Hirsch wieder: „Wie wäre es, wenn wir einmal in diesem Wald spazieren gehen und uns vergnügen könnten?" Aber sie konnte nicht verstehen, wie das zugehen sollte. Schließlich kamen sie an ein Schloß, das war riesig groß; da führte der Hirsch sie hinein und sagte ihr, hier solle sie nun ganz allein leben; aber alle ihre Wünsche würden ihr erfüllt werden, und sie möge sehen, wie sie sich am angenehmsten die Zeit vertreiben könne, er werde sie schon wieder einmal besuchen. Aber einen Platz gebe es, wo sie nicht hin dürfe, nämlich ein Ort, wo sich drei Türen befänden, eine von Holz, eine von Kupfer und die dritte von Eisen. Diese dürfe sie um keinen Preis aufschließen, — aber er dachte bei sich, daß sie ganz gewiß am eiligsten das tun würde, was er ihr verboten hatte.

So schlug sie denn den Tag tot, allein wie sie war, und die Nacht kam, und am anderen Morgen sah sie sich um. Nun bekam sie große Lust, die eiserne Tür aufzumachen, und sie konnte nicht widerstehen und tat es auch; da sah sie zwei Männer stehen, die rührten in einem Kessel voll Teer mit

bloßen Händen und Armen. Sie fragte die Leute, warum sie denn mit bloßen Händen und Armen rührten. Da sagten sie, sie könnten nicht anders, bis ihnen ein Christenmensch etwas zum Rühren gäbe. Da nahm sie eine Axt und schnitzte eine Art flachen Rührlöffel, und den gab sie den Leuten zum Rühren. Der Tag ging hin und die Nacht kam, und am nächsten Morgen hörte sie großen Lärm im Hof, überall liefen Männer herum, da waren Knechte, die Pferde fütterten, und Diener, die Silberzeug putzten, und alle waren sehr eifrig, und der ganze Hof war voller Männer. Nun bekam sie auch Lust, die zweite Tür aufzumachen, und da schloß sie die kupferne Tür auf; da sah sie zwei Mädchen stehen, die schürten in glühendem Feuer mit bloßen Händen. Sie fragte, warum sie das täten. Da sagten die Mädchen, sie dürften nicht anders, bis ihnen ein Christenmensch etwas zum Schüren gäbe. Nun gab sie ihnen eine Stange, und die Mädchen dankten ihr sehr dafür. Am nächsten Morgen war das Schloß ganz voll Mädchen, die fegten und wuschen und putzten alles. Nun ließ sie den Tag hingehen, aber sie konnte nicht anders, sie mußte auch die hölzerne Tür aufschließen. Da lag der Hirsch auf einem Strohwisch, und sie fragte ihn, warum er so daliege? Da sagte er, er müsse so liegen bleiben, bis ein Christenmensch ihm den Schmutz abwische. Nun nahm sie eine Handvoll Stroh und wischte ihm den Schmutz ab. Und während sie das tat, verwandelte er sich in den schönsten Prinzen, den man sich nur denken kann. Dann erzählte er, daß er und das ganze Schloß verzaubert waren, und nun sei alles gut, und nun wollten sie Hochzeit machen. Es war eine schöne Hochzeit, und sie dauerte mehrere Tage.

Als nun einige Zeit vergangen war, fragte der Prinz seine Frau, ob sie nicht Lust habe, ihre Mutter und Schwester zu Besuch einzuladen. Sie hatte große Lust dazu. Da sagte der Prinz zu ihr, wenn sie nun kämen, so würde er nicht gleich da sein, aber wenn sie ihnen mit Wein aufwartete, so solle sie einen Tropfen auf ihren Schuh verschütten, dann würde er kommen und ihn auftrocknen. Auch dürfe sie ihrer Mutter

nichts geben, was ein oder drei Dinge seien, sondern nur mehrere Dinge, wie Korn oder so etwas. Als nun die Mutter und die Schwester kamen, war die Prinzessin — denn nun war sie ja eine Prinzessin — sehr freundlich gegen sie, und als sie ihnen Wein einschenkte, verschüttete sie einen Tropfen auf ihren goldenen Schuh, und in dem Augenblick kam der Prinz herein und trocknete den Fleck mit seinem Taschentuch ab; und wenn die anderen nicht schon zuvor Mund und Nase aufgesperrt hatten, so taten sie es jetzt, als sie ihn kommen sahen. Dann gingen sie hinaus in den Garten, und da wollte die Mutter durchaus einen Apfel haben, aber die Prinzessin gab ihr keinen. Aber die Mutter bestand darauf, sie wolle Äpfel haben, und wenn es nur drei wären, aber nein, die Prinzessin sagte bloß, wenn sie reif wären, könnte sie eine ganze Menge bekommen. Da wurde die Mutter schrecklich zornig und als sie mit ihrer eigenen Tochter fortging, war sie ganz voller Neid, daß nicht ihre Tochter zu diesem Glück gekommen war. Und sie konnte nicht anders und ließ es sie auch hören, daß sie selbst daran schuld sei, und die Tochter gab trotzig Antwort, und wie es so geht — ein Wort gab das andere, und sie kamen einander ordentlich in die Haare, und schließlich zersprangen sie alle beide in lauter Kieselsteine; und deswegen gibt es so viele Kieselsteine.

3. Die Prinzessin auf der Insel

Es war einmal ein König in England, der hatte einen Sohn. Der junge Prinz bekam einmal ein Bildnis von der dänischen Prinzessin zu sehen, und von dem Augenblick an hatte er keine Ruhe mehr; sie und keine andere wollte er zur Frau haben. Da ging er zu seinem Vater und sagte, er liebe die dänische Prinzessin über alles und wolle sie zur Frau haben. Seinem Vater war es ganz recht: „Wenn England und Dänemark

zusammenkommen, so gibt es keine Macht auf Erden, die uns zwingen kann," sagte er. Und er schrieb gleich einen Brief an den dänischen König und verlangte dessen Tochter für seinen Sohn, der nach ihm König von England werden sollte. Aber der dänische König schrieb zurück, seine Tochter sei noch nicht erwachsen, und sollte auch niemals Königin von England werden. Da wurde der englische König zornig und schrieb wieder, die dänische Prinzessin müsse die Braut seines Sohnes werden und wenn es Blut kosten sollte. Darauf antwortete der dänische König, das werde niemals geschehen, solange ein Däne auch nur noch einen Tropfen Blut in sich habe.

Nun kam es zum Krieg. Der englische Prinz kam mit einem großen Heer nach Dänemark und belagerte die Hauptstadt. Da schickte der dänische König seine Tochter weit fort auf eine Insel. Er gab ihr sieben Mädchen mit, einen kleinen Hund und Vorrat für sieben Jahre. Dann ließ er das Schloß auf der Insel fest zumauern, daß niemand hinein konnte.

Als die sieben Jahre um waren, hatte der englische Prinz die Stadt eingenommen und den König erschlagen; und er nahm im Schlosse Aufenthalt. In allen Gemächern ging er umher und kam auch in die Kammer der Prinzessin. Da stand ein Webstuhl aus Elfenbein, und die Stäbe waren aus rotem Gold. Da waren Vögel und Fische und allerhand Tiere gewebt, aber das Gewebe war noch nicht fertig. Nachdem nun der Prinz lange hatte vergebens nach der Prinzessin suchen und forschen lassen, ließ er ein Gebot ausgehen über sein ganzes Land: diejenige, die das Gewebe zu Ende bringen könne, die solle seine Königin werden. Denn er dachte, nun werde sich die dänische Prinzessin melden, wenn sie sähe, daß sie nichts zu fürchten habe.

Nun war aber ein Herzog im Lande, dessen Tochter hatte große Ähnlichkeit mit der verschwundenen Prinzessin und auch großes Geschick im Weben. Die hieß er ins Schloß gehen und einen Versuch machen, aber das Gewebe war zu kunstvoll für sie, und alles was sie webte, wurde verkehrt.

Draußen auf der Insel hatte inzwischen die Prinzessin mit ihren sieben Mädchen und dem kleinen Hund in dem zugemauerten Schloß gelebt. Sie hatten ihren Vorrat für sieben Jahre verzehrt und fingen an Hunger zu leiden. Nun versuchten sie die Mauer durchzubrechen, aber das ging sehr langsam, und sie waren dem Hungertod nahe. Da sagte eine von den Mädchen, ihr sei am Leben nicht viel gelegen, und sie bat die Prinzessin und die anderen, sie möchten sie töten und aufessen. Entweder sie mußten den Vorschlag annehmen oder alle zusammen Hungers sterben, und sie nahmen den Vorschlag an. Aber als das Mädchen aufgegessen war, hatten sie die Mauer immer noch nicht durchbrechen können, und da sagte ein zweites von den Mädchen dasselbe wie die erste, und so ging es weiter, bis nur noch die Prinzessin und der Hund übrig waren. Da schlachtete die Prinzessin den Hund und aß ihn auf. Und als der nicht mehr da war, nahmen die Ratten und Mäuse überhand. Die fing die Prinzessin, zog ihnen das Fell ab und hing es an Schnüren auf, und das Fleisch verspeiste sie. Während der ganzen Zeit arbeitete sie an der Mauer, und schließlich gelang es ihr, sie durchzubrechen. Sie ging hinaus und sah weit draußen auf dem Meer ein Schiff. Da winkte sie mit einem Tuch, und das Schiff steuerte auf die Insel zu und nahm sie an Bord. Sie setzten sie bei ihres Vaters Schloß an Land. Hier zog sie ihre prächtigen Gewänder aus und kleidete sich statt dessen in alte Lumpen. Dann ging sie in die Küche und fragte, ob man nicht ein Spülmädchen brauche. Die Herzogstochter fand, sie mache einen guten Eindruck, und nahm sie in Dienst.

So stand also die dänische Prinzessin in der Küche ihres väterlichen Schlosses und verrichtete die niedrigsten Arbeiten. Am Feiertag brachte das Spülmädchen Wasser in die Webstube. Wie sie nun dastand und das kunstvolle Gewebe betrachtete, sagte die Herzogstochter, ein so schwieriges Gewebe habe sie ihrer Lebtag noch nie gefertigt. Da sagte das Spülmädchen, sie traue sich wohl zu, das Stück fertig zu weben. „Ja, wenn du das kannst, so will ich dir hundert

Taler geben, und du sollst Stubenmädchen werden," sagte die Herzogstochter. Die Prinzessin zog alles wieder auf, was die andere falsch gemacht hatte, und dann ging das Weben rasch. Der Prinz hörte, wie der Webstuhl ging, daß man es im ganzen Schloß vernahm, und es dauerte nur wenige Tage, so kam die Botschaft zu ihm, das Gewebe sei fertig. Da kam der Prinz und nahm das Gewebe in Augenschein, und er fand nichts daran auszusetzen und mußte sein Wort halten und die Herzogstochter zur Frau nehmen, obgleich er sehr im Zweifel war, ob das die richtige Prinzessin sei.

Die dänische Prinzessin hatte ein Pferd gehabt, das hieß Blanka. Das war in den sieben Kriegsjahren sich selbst überlassen geblieben und so wild geworden, daß zwei Männer es mit zwei starken Stangen zur Schwemme führen mußten. Die Hochzeit sollte am Sonntag sein, und der Prinz hatte bestimmt, daß seine Braut auf Blanka zur Kirche reiten sollte; denn er wußte genau, daß niemand als die dänischen Prinzessin auf Blanka reiten konnte. Aber die Herzogstochter wagte das nicht. Sie sagte zu der Prinzessin, die Stubenmädchen geworden war, sie solle ihre häßlichen Kleider ausziehen und sich den Brautstaat anlegen lassen und an ihrer Stelle mit dem Prinzen zur Kirche reiten. Dafür wolle sie ihr noch einmal hundert Taler geben.

Der Prinz kam und nahm die Prinzessin mit. Zuerst kamen sie an eine Brücke, die knackte und krachte. Da sagte die Prinzessin:

„Brücke, brich nicht unter der Braut!
Der König, mein Vater, hat dich gebaut!"

Da war die Brücke ruhig. „Was hast du gesagt, mein Herz?" fragte der Prinz. „Nichts, Herr!" sagte die Prinzessin. Dann kamen sie an ein Tor und davor lag ein Hund angebunden. Der bellte und lärmte. Da sagte die Prinzessin:

„Hund, bell nicht, gib frei meinen Weg!
Der König, mein Vater, hat dich gehegt!"

Da war der Hund still. „Was hast du gesagt, mein Herz?" fragte der Prinz. „Nichts, Herr!" gab die Prinzessin zur

Antwort. Sie gingen weiter und kamen an den Deich. Da sagte die Prinzessin:

„Hier, unter dem grünen Deich,
Haben muntere Fische ihr Reich.
Hätt ich anderes bekommen für mein rotes Gold wert,
Hätt ich nicht die sieben Mädchen und den Hund verzehrt!"

„Was hast du gesagt, mein Herzchen?" fragte der Prinz. „Nichts, Herr!" gab die Prinzessin zur Antwort. Und sie gingen weiter. Weit draußen konnte die Prinzessin die Insel sehen, wo sie die sieben Jahre gewesen war. Da sagte sie:

„Graue Mausebälge hängen draußen,
Meine Hand hat sie abgezogen mit Grausen.
Wär ich nicht gewesen in Hungersnot,
Hätt ich nie gegessen Ratten statt Brot!"

„Was hast du gesagt, mein Herzchen?" fragte der Prinz. „Nichts, Herr!" gab die Prinzessin zur Antwort. Schließlich kamen sie zu Blanka. Die schlug aus und sprang und war ganz ungeberdig. Da sagte die Prinzessin:

„Blanka, Blanka, knie vor mir!
Es ritt keine Jungfrau sonst auf dir
Außer mir!"

Kaum vernahm das Pferd die Stimme der Prinzessin, so ging es auf die Knie nieder und sie konnte aufsitzen. „Was hast du gesagt, mein Herz?" fragte der Prinz. — „Nichts, Herr," gab die Prinzessin zur Antwort. Aber der Prinz war froh, denn er wußte nun, daß niemand anderes als die dänische Prinzessin an seiner Seite ritte. Als sie nun zur Kirche kamen, zog der Prinz seine goldenen Handschuhe aus und gab sie der Prinzessin; sie mußte ihm mit einem Eid schwören, daß sie und niemand anderes ihm die Handschuhe wieder zurückgeben würde, wenn er sie verlangte.
Darauf wurden sie getraut und ritten von der Kirche wieder ins Schloß. Da sollten sie sich umkleiden; die Prinzessin ging in die Webstube, und an ihrer Statt trat die Herzogstochter wieder heraus. Nun erwartete man ein großes Fest mit vielen

Gästen; aber der Prinz sagte, er sei heute nicht recht für Festlichkeiten aufgelegt, die Gäste sollten morgen wieder kommen, da solle dann die Hochzeit gefeiert werden. Als es Abend wurde, gingen der Prinz und die Herzogstochter in die Brautkammer. Da sagte der Prinz zu ihr, sie solle doch wiederholen, was sie auf der Brücke gesagt hätte. Sie sagte, es gehe ihr heute wunderlich, sie habe alles vergessen; aber sie habe ein Stubenmädchen, der habe sie alles anvertraut, was sie heute gesagt hätte, und die würde es wohl noch wissen. Sie wolle sie doch einmal fragen. Und damit lief die Braut hinaus zur Prinzessin und fragte sie: „Hör, du Närrin, was hast du denn bei der Brücke gesagt?" Die Prinzessin wiederholte ihre Worte, und die Herzogstochter ging wieder hinein zum Prinzen und sagte:

„Brücke, brich nicht unter der Braut!
Der König, mein Vater, hat dich gebaut!"

„Ja, das war es," sagte der Prinz, und sie meinte, das Fragen sei nun zu Ende. Aber der Prinz fragte sie nach den Worten, die sie zu dem Hund gesprochen hatte. Sie gab zur Antwort, sie sei ganz benommen vor lauter Liebe zum Prinzen, daß sie sich durchaus nichts merken könne; aber sie wolle gleich zu ihrem Stubenmädchen gehen und danach fragen. Und sie lief zur Prinzessin und sagte, ihr würde noch ganz wirr im Kopf über all die Reden, die sie unterwegs geführt haben sollte: „Was ist denn das wieder, was du zu dem Hund gesagt hast?" Die Prinzessin sagte ihr Bescheid und sie ging wieder hinein zum Prinzen und sagte:

„Hund, bell nicht, gib frei meinen Weg!
Der König, mein Vater, hat dich gehegt!"

„Ja, das war es," sagte der Prinz, „du hast aber ein wunderbares Stubenmädchen." Sie meinte, nun würde er es gut sein lassen. Aber der Prinz wollte auch die Worte wissen, die sie auf dem Deich gesagt hatte. Da mußte sie wieder die Prinzessin fragen und kam zurück und sagte:

„Hier, unter dem grünen Deich,
Haben muntere Fische ihr Reich.

Hätt ich anderes bekommen für mein rotes Gold wert,
Hätt ich nicht die sieben Mädchen und den Hund verzehrt!"

Der Prinz sagte, ihr Stubenmädchen müsse ein gutes Gedächtnis haben; aber er wolle auch noch wissen, was sie gesagt hatte, als sie die Insel draußen im Meer erblickt hatte. Da mußte sie wieder zur Prinzessin gehen und war sehr ärgerlich über das viele Hin- und Herlaufen. Und sie fragte: „Was hast du Plaudertasche gesagt, wie du die Insel im Meer draußen sahest?" Der Prinzessin gefiel die Anrede nicht; aber sie nahm sie ruhig auf und wiederholte ihre Worte. Und als die Herzogstochter wieder zu dem Prinzen zurückkam, da war ihr wieder eingefallen, was sie gesagt hatte:

„Graue Mausebälge hängen draußen,
Meine Hand hat sie abgezogen mit Grausen.
Wär ich nicht gewesen in Hungersnot,
Hätt ich nie gegessen Ratten statt Brot!"

„Ja, das war es," sagte der Prinz, und nun meinte sie, er wäre endlich zufrieden. Aber der Prinz wollte noch wissen, was sie zu Blanka gesagt hatte. Das hatte sie auch rein vergessen, aber das Stubenmädchen würde sich gewiß erinnern, der hätte sie alles erzählt, als sie aus der Kirche kam. Und sie lief wiederum zur Prinzessin, und wenn sie zuvor noch nicht zornig war, so war sie es gewiß jetzt: was denn das bedeuten solle mit den Reden, die sie dem Prinzen unterwegs aufgetischt hätte! Man könnte meinen, sie hätte nichts anderes zu tun als hin und herzulaufen! „Sag mir sofort, mit was für einer Redensart bist du ihm gekommen, als du Blanka besteigen solltest?" Die Prinzessin blieb immer noch ruhig und sagte ihr richtig Bescheid. Und als die Herzogstochter die Antwort hatte, ging sie zum Prinzen und sagte zu ihm:

„Blanka, Blanka, knie vor mir!
Es ritt keine Jungfrau sonst auf dir
Außer mir!"

„Ja, das war es," sagte der Prinz. „Dein Stubenmädchen hat genug Gedächtnis für euch alle beide." Nun meinte die

Prinzessin, würde sie Ruhe haben; aber da verlangte der Prinz, sie solle ihm die goldenen Handschuhe wiedergeben, die er ihr zum Aufheben gegeben hätte. Sie sagte, sie seien in ihrer Kammer, sie wolle sie gleich holen. Wie sie nun zur Prinzessin kam, war sie höflicher als die letzten Male und bat um die Handschuhe. Aber die Prinzessin sagte: nein, sie habe einen Eid geschworen, daß sie selbst und niemand anderes die Handschuhe zurückgeben würde. Die Herzogstochter rang die Hände und wußte nicht aus noch ein. Da meinte die Prinzessin, sie könnten ja zusammen in die Brautkammer gehen; sie wolle hineingehen, die Lichter auslöschen und dem Prinzen die Handschuhe geben; dann wolle sie sich zurückziehen und die Herzogstochter könne bei dem Prinzen bleiben; der würde die Täuschung gar nicht merken.

Sie gingen zusammen zur Brautkammer zurück, die Prinzessin trat ein, löschte das Licht und ging mit den Handschuhen zum Prinzen. Sie wollte gleich wieder hinaus, aber der Prinz hielt sie am Arm fest und sagte, sie müsse bei ihm bleiben, und wer etwa noch sonst im Zimmer sei, solle sich hinausverfügen. Am Morgen wurde die Herzogstochter zu ihrem Vater zurückgeschickt; aber auf dem Schloß feierte man die Hochzeit des englischen Prinzen mit der dänischen Prinzessin.

4. Die kleine Wildente



Es war einmal eine Frau, die hatte drei Kinder; von zweien war sie die Stiefmutter, und das dritte war ihr rechtes Kind. Da zog der Sohn fort, um sich einen Dienst zu suchen, und er kam zum König an den Hof und war da außergewöhnlich gut gelitten. Die Töchter aber blieben zu Haus bei der Mutter. Sie war so böse gegen die Stieftochter, wie sie nur sein konnte, und ihr das Leben zu nehmen, war ihr letztes Ziel.

Aber das Mädchen war immer brav und gut und war ein liebes kleines Ding. Eines Tages nahm die Mutter sie und setzte sie auf den Brunnenrand und hieß sie Garn winden, und als sie nun da treulich an ihrer Arbeit saß, kam die Mutter von rückwärts heran und stieß sie kopfüber in den Brunnen. Aber es war nicht so viel Wasser darinnen, daß sie ertrinken konnte; und da suchte sie unten im Brunnen so lange herum, bis sie ein altes rostiges Tor fand. Da hinein ging sie und fand Leute darin, die hatten viel zu tun, denn sie waren am Backen, und waren übel daran, denn sie hatten ein kleines Kind, das war krank und schwächlich, und das konnten sie nicht richtig pflegen, weil sie so viel zu tun hatten. Da sagte sie, ob sie nicht das Kind eine Weile hüten solle, denn es sei ja arg, wie es weine. Ja, wenn sie das wolle, sagten sie, so sei es ihnen sehr recht. Also hütete sie das Kind den ganzen Tag und spielte mit ihm und brachte es zu Ruhe, und das Kind war sehr gern bei ihr. Am Abend sagten die Leute, nun dürfe sie drei Wünsche tun, weil sie mit dem Kind so lieb gewesen sei. Aber sie wollte sich nichts anderes wünschen, als daß sie wieder aus dem Brunnen herauskäme. Da sagte die Frau, wenn sie sich selbst nichts wünsche, so wolle sie die Wünsche für sie tun, und aus dem Brunnen würde sie schon herauskommen. Der erste Wunsch war, jedesmal wenn sie ihre Haube abnähme und ihr Haar aufmachte, sollte es hell werden, wenn es auch sonst noch so dunkel wäre. Der andre Wunsch sollte sein, daß, jedesmal wenn sie spuckte, sie einen goldnen Ring spucken sollte; und der dritte war, wenn sie einmal in Wassersnot sei, so solle sie nicht ertrinken können, sondern wie eine kleine Wildente auf dem Wasser schwimmen. Als diese Wünsche ausgesprochen waren, sorgten die Leute dafür, daß sie wieder aus dem Brunnen herauskam, und so kam sie wieder zu ihrer Mutter.

„Was! Kommst du wieder?" rief sie ihr zu. Da spuckte das Mädchen auf den Boden, und da kam eine Menge schöner Goldringe aus ihrem Mund und lagen und glänzten am Boden. Als die Stiefmutter sie sah, kam sie gerannt und

wollte sie auflesen, aber das Mädchen las sie selber eilig zusammen und steckte sie in ihre eigene Tasche. Am Abend, als es dunkel wurde, nahm sie ihre Haube ab und machte ihr Haar auf, und da wurde es so hell im Zimmer, als ob es hellichter Tag wäre. Da wurde die Frau noch neugieriger und fragte das Mädchen aus, was sie bei den Leuten unten im Brunnen getan habe, weil sie sie so beschenkt hätten. „Das will ich Euch sagen," sagte sie, „sie waren am Backen da unten und hatten auch ein kleines Kind, das hütete ich, und dafür taten sie drei gute Wünsche über mich."

„Da soll meine eigne Tochter morgen auch hinunter und drei Wünsche erfüllt bekommen," sagte die Frau. Am Morgen schickte sie ihre eigne Tochter auch an den Brunnen, und als sie am Brunnenrand saß und spann, rannte die Frau hin und stieß sie hinunter. Da suchte das Mädchen so lang, bis es das rostige Tor fand und zu den Leuten hineinkam. Heute waren sie am Schlachten und hatten viel damit zu tun. Als sie hörte, daß das Kind schrie, da bot sie sich an wie ihre Schwester, daß sie es gerne ein wenig hüten wolle. Aber es war sehr unruhig, und sie war böse und zornig mit ihm, so daß es ärgerlich wurde und die ganze Zeit weinte, und je ärger es weinte, um so ungeduldiger wurde sie und schlug und knuffte es. Am Abend durfte sie auch drei Wünsche tun, und als sie nur bat, aus dem Brunnen herauszukommen, weil sie genug hatte von da unten, da sagten sie: „Du kommst ganz sicher wieder heraus." Aber dann wünschten sie ihr erstlich, daß jedesmal, wenn sie ihre Haube abnähme und ihr Haar aufmachte, es um sie herum dunkel werden solle, und wenn es hellichter Tag wäre, und weiter, daß ihr am Kopf ein Fuchsschwanz wachsen solle, und je öfter man ihn abschnitte, desto länger solle er werden. Zuletzt sagte die Frau: „Und mein dritter Wunsch soll sein, daß jedesmal, wenn sie spuckt, eine graue Kröte ihr aus dem Mund springt." Die Wünsche waren getan, und daraufhin waren die Leute darüber einig, daß man ihr aus dem Brunnen helfen müsse, und so kam sie wieder zu ihrer Mutter.

„Aber was ist das für ein Schwanz, der dir da am Kopf hängt?“ fragte die Mutter sie; „den wollen wir doch abschneiden.“ Sie holte eine Schere und schnitt den Schwanz ab, aber da wurde er länger; sie schnitt noch einmal zu, aber da wurde er so lang, daß er auf dem Boden nachschleppte, und so wie er war mußte sie ihn behalten. Seit der Zeit nannten die Leute sie Fuchsschwanz.

Des anderen kleinen Mädchens Bruder diente beim König und war recht gut angeschrieben bei ihm. Jeden Tag nach Tisch bat er um Erlaubnis, in den Wald gehen zu dürfen. Da wurde der König neugierig, und eines Tages schlich er ihm nach, um zu sehen, was wohl der Grund sei, daß er jeden Tag in den Wald ging. Da hatte der Bursch ein wunderschönes Bildnis in einen Baum geschnitzt, und das war seiner Schwester Bild. Da fragte ihn der König, was das für ein Bild sei, das er da habe, ob es ein Götze sei, zu dem er bete? Nein, sagte er, das sei seine Schwester, die sei daheim und habe es sehr schlecht, denn ihre Stiefmutter sei gar böse gegen sie, und nun gehe er jeden Tag da heraus und bitte den lieben Gott, er möchte ihr doch helfen, und es möchte ihr besser gehen. Zugleich erzählte er auch, wie schön sie sei, und da sagte der König zuletzt, wenn sie denn so schön sei, so solle der Bursch heimreisen und sie holen, es könne sein, daß er sie zur Frau haben wolle.

Da machte sich der Bursch auf den Weg und unterwegs kaufte er schöne Kleider für seine Schwester, denn er wußte ja ganz genau, daß sie viel zu geringe Kleider hatte. Mit diesem Einkauf hatte er Glück, denn die Kleider paßten ihr ausgezeichnet, und sie sah schön aus darin. Da richtete er seinen Auftrag aus und daß er sie mit an den Hof nehmen werde, sie solle dem König dienen. Ja, sagte die Mutter, sie und Fuchsschwanz wollten auch mit. Er konnte ihnen die Reise nicht gut verbieten, und so machten sie sich zu viert auf den Weg.

Als sie aufs Meer hinaus kamen — denn sie mußten zu Schiff zum Königsschloß fahren, — war das Wetter so stür-

misch, daß der Bruder auf Deck ging und zu seiner Schwester sagte: „Hüte dich.“ Denn die Wellen schlugen erschrecklich über Bord hinein. Aber sie konnte nicht hören, was ihr Bruder sagte, denn ihre Stiefmutter hatte sie so sehr aufs Ohr geschlagen, daß sie davon schwerhörig geworden war. Da fragte sie die Mutter: „Was hat mein Bruder da gesagt?“
„Er sagt, du sollst dein Kleid ausziehen und meiner Tochter zum Anziehen geben.“ Was ihr Bruder ihr befahl, das tat sie gerne. Also zog sie ihr Kleid aus und tauschte das ein, das Fuchsschwanz getragen hatte. Bald darauf rief ihr Bruder wieder: „Schwester, hüte dich!“
„Was sagt mein Bruder da?“ fragte sie. „Er sagt, du sollst den Schmuck von deinem Kopf nehmen und meiner Tochter aufsetzen.“ Ja, was ihr Bruder befahl, das täte sie gerne, sagte sie und nahm den Schmuck von ihrem Kopf und setzte ihn Fuchsschwanz auf. Aber er stand ihr nicht allzu gut, weil sie den Schwanz an ihrem Kopf hatte. Da rief ihr Bruder wieder: „Schwesterlein, hüt dich doch!“
„Was sagt mein Bruder da?“
„Er sagt, du sollst deinen Kopf in meinen Schoß legen, daß ich dich lausen kann,“ sagte die Mutter; und sie tat es auch, denn was ihr Bruder befahl, das tat sie gerne. Im gleichen Augenblick jedoch warf die Mutter sie hinaus ins Meer.
Aber sie ertrank doch nicht, denn sie wurde eine kleine Wildente, die hinter dem Schiff drein schwamm.
Als sie an Land kamen, da ging der König vom Schloß herunter ihnen entgegen und fragte, ob das seine Schwester sei. Jetzt hatte er keine andre Schwester mehr als diese. Da wurde der König zornig und sagte, er müsse hinunter in das Schlangenverließ und die Schlangen sollten ihn fressen. Das war die Strafe damals, wenn sich jemand etwas Schweres zuschulden kommen ließ. Also wurde er auf des Königs Befehl hinunter in das Schlangenverließ geworfen.
Als es nun Abend wurde, kam eine kleine Wildente und schwamm in den Rinnstein hinein, so daß sie in des Königs Küche kam, und da warf sie alle ihre Federn ab und wärmte

ihren nackten Körper am Feuer. Da saß ein kleiner Hund in der Küche und zu dem ging die Ente hin und sagte:

„Rupfer, Zupfer unter der Bank! Schläft der König in seinem Hofe?
Schläft der alte Schelm hinterm Ofen?
Schläft im Schlangenverließ der Bruder?
Schläft Schwester Fuchsschwanz und schläft ihre Mutter?"

Dann gab sie dem Hund ein Reis, das er ihrem Bruder hinreichen sollte, damit er sich die Schlangen abwehren könne, und zuletzt spuckte sie einen goldenen Ring für das Küchenmädchen, weil sie ihr erlaubt hatte, sich am Feuer zu wärmen. Nun lag da wirklich ein alter Schelm hinter dem Ofen, und die ganze Zeit war er wach und hörte zu. Schließlich, als die Ente alle ihre Federn wieder angezogen hatte, sagte sie: „Jetzt komme ich noch zweimal, wenn ich dann nicht erlöst werde, so muß ich mein Leben lang am Strand gehen." Das hörte der Knecht auch; aber er traute sich nicht es dem König zu sagen, denn wenn es nicht stimmte, so fürchtete er, auch ins Schlangenverließ zu kommen.
Am nächsten Abend kam die Ente wieder und schwamm in den Rinnstein wie vorher; als sie hineinkam, schüttelte sie ihre Federn ab und sagte zu dem Hund:

„Rupfer, Zupfer unter der Bank! Schläft der König in seinem Hofe?
Schläft der alte Schelm hinterm Ofen?
Schläft im Schlangenverließ der Bruder?
Schläft Schwester Fuchsschwanz und schläft ihre Mutter?"

und dabei warf sie ihm ein Reis hin, das er ihrem Bruder geben sollte, damit er die Schlangen von sich abwehren könne, und dann spuckte sie einen Goldring für das Küchenmädchen, zum Dank, weil sie ihr erlaubt hatte, sich zu wärmen. Endlich sagte sie: „Jetzt komme ich noch einmal, und wenn ich da nicht erlöst werde, muß ich mein Leben lang am Strand bleiben." Da lag der alte Schelm wieder und hörte alles, und am folgenden Tag erzählte er dem König alles, wie es zugegangen war und was er gehört hatte. Nun wollte der König sich die nächste Nacht selbst hinter den Herd legen und hören,

und wenn es nicht stimmte, was der Knecht gesagt hatte, so sollte er ins Schlangenverließ wandern.

Als es wieder Abend wurde, kam sie wie gewöhnlich durch das Rinnsteinloch hereingeschwommen und sagte zu dem Hund:

„Rupfer, Zupfer unter der Bank! Schläft der König in seinem Hofe?
Schläft der alte Schelm hinterm Ofen?
Schläft im Schlangenverließ der Bruder?
Schläft Schwester Fuchsschwanz und schläft ihre Mutter?"

Da warf sie dem Hund ein Reis zu, das er ihrem Bruder geben sollte, damit er sich die Schlangen fernhalten könne, und spuckte einen Goldring für das Küchenmädchen, weil sie ihr erlaubt hatte, sich zu wärmen. „Jetzt komme ich niemals mehr und muß mein Leben lang am Strand gehen," und sie watschelte hin und her auf dem Boden mit ihrem bloßen Körper. Denn ihre Federn hatte sie abgeschüttelt wie gewöhnlich, als sie kam; aber die hatte der König heimlich an sich genommen, während sie auf und ab ging, und als sie nun fort wollte, brauchte sie ihre Federn, aber sie konnte sie durchaus nicht finden. Da begann sie gar sehr zu klagen: Jetzt hätte sie nicht einmal ihre Federn mehr und jetzt müßte sie ganz gewiß erfrieren, denn sie könne nicht mehr kommen und sich wärmen. Aber der Augenblick kam, wo sie fort mußte, und da wollte sie zum Rinnstein hinausschwimmen wie gewöhnlich; aber da packte sie der König, und da sie ihm entfliehen wollte, griff er fest zu. Da wurde sie in einen Käse verwandelt, und als er den ein wenig in die Asche legen wollte, wurde es ein Aal. Da nahm er ein Messer und wollte ihm den Kopf abschneiden, aber da verwandelte er sich in die schönste Jungfrau, die er je gesehen hatte. Nun wurde zu allererst hinunter zu ihrem Bruder geschickt, daß er aus dem Schlangenverließ befreit werde, und die Schlangen hatten ihm nichts zuleid getan, weil er unschuldig hineingekommen war. Dann wurden Fuchsschwanz und die Stiefmutter ergriffen und mußten bekennen, was sie gegen ihre Schwester und ihren Bruder und den König unternommen hatten, und zur Strafe dafür wurden sie in eine Tonne

mit Stacheln darin gesteckt, und davor wurden vier wilde Pferde gespannt. Die rannten nach allen Himmelsrichtungen mit ihnen, und so kamen sie elend ums Leben. Aber der König nahm das kleine Mädchen zur Frau, und ihr Bruder dient ihnen noch heutigen Tages.

5. Die Schlange und das kleine Mädchen

Es war einmal ein kleines Mädchen, das sollte seinem Vater, der auf dem Felde arbeitete, das Essen bringen. Als sie zu ihm hinauskam mit dem Essen, sagte er, sie solle ihm seine Jacke holen, die er unter einen Baum gelegt hatte. Das Mädchen ging und wollte sie holen. Aber wie sie hinkam, sah sie, daß eine unheimlich große Schlange auf der Jacke lag, und sie nahm einen Stock und wollte sie wegjagen; aber die Schlange blieb liegen. Da sagte das Mädchen zur Schlange, sie solle doch endlich weggehen, damit sie die Jacke für den Vater mitnehmen könnte. „Ja," sagte die Schlange, „wenn du wieder zu mir zurückkommen willst und dich auf meinen Rücken setzen, so darfst du die Jacke nehmen." Das Mädchen sagte ja, und die Schlange kroch von der Jacke weg, und das Mädchen brachte sie seinem Vater. Dann kam sie gleich wieder und setzte sich der Schlange auf den Rücken, aber kaum hatte sie sich gesetzt, so kroch sie zum Wald hin und immer weiter in den Wald hinein.

Als sie nun weit gelaufen war, sagte sie: „Kleines Mädchen, stell dich auf meinen Rücken und schau, ob du etwas siehst?" Das Mädchen stand auf und sagte: „Ich sehe etwas glänzen wie das helle Silber." — „Ja, das ist das Schloß meiner Mutter," sagte die Schlange, „dann haben wir noch einen weiten Weg." Dann kroch die Schlange wieder weit durch den Wald, und dann sagte sie abermals: „Kleines Mädchen, stell dich auf meinen Rücken und schau, ob du etwas siehst?"

— „Ja," sagte das Mädchen, „ich sehe etwas glänzen wie das pure Gold." — „Ja, das ist meines Vaters Schloß," sagte die Schlange, „dann haben wir noch einen weiten Weg." Nun kroch sie wieder ein langes Stück und sagte zum drittenmal: „Kleines Mädchen, stell dich auf meinen Rücken und schau, ob du etwas siehst?" — „Ja," sagte das Mädchen, „nun sehe ich etwas, das leuchtet wie Diamant." — „Ja, dann sind wir gleich da," sagte die Schlange. Und sie kroch weiter, bis sie an ein schönes Schloß kam, da legte sie sich vor die Tür und sagte zu dem Mädchen: „Stell dich auf meinen Rücken und läute die Glocke! Und wenn der Pförtner kommt und fragt, was du willst, so sage, daß du einen Dienst auf dem Schloß suchst; dann wird er dich gut empfangen."
Das Mädchen tat, wie die Schlange gesagt hatte, und als der Pförtner kam und fragte, was sie wolle, sagte sie, sie wolle einen Dienst auf dem Schloß suchen. Er fragte, was sie arbeiten könne, und sie sagte, sie könne den Boden fegen und Wasser tragen und in der Küche helfen. Dann solle sie nur kommen, sagte er, so jemand könnten sie gerade brauchen. Er führte sie nun ins Schloß und zeigte ihr ihre Schlafkammer, und dann ging sie in die Küche hinunter und half bei allen Arbeiten, und alle Leute konnten sie gut leiden, weil sie so flink war.
Am Abend, als sie in ihr Kämmerchen kam, hörte sie jemand an die Tür klopfen und fragte, wer da sei? „Ach, ich bin es," gab die Schlange zur Antwort, „hier ist es so kalt, ich friere, darf ich hereinkommen und in deiner Kammer liegen?" Das Mädchen hatte Mitleid mit der Schlange, daß sie draußen liegen und frieren sollte, und sie ließ sie ein. Aber kaum war sie drinnen, so wollte sie das Mädchen küssen. Das hielt seine Schürze dazwischen, aber die Schlange erwischte sie doch, und auf einmal verwandelte sie sich in den schönsten Prinzen, den man sich denken kann. Er dankte ihr für seine Befreiung und erzählte, er sei ein Königssohn und sie seien auf seinem eigenen Schloß. Der Prinz und das Mädchen hielten nun Hochzeit mit großer Pracht, und dann

reisten sie zu seinem Vater und dann zu seiner Mutter und dann zu den Eltern des kleinen Mädchens, und die holten sie zu sich auf ihr Schloß, wo sie in Frieden und Freude lebten.

6. Ederland die Hühnermagd



Es war einmal eine Frau, die hatte drei Töchter. Sie war sehr krank und wartete jeden Tag darauf, daß der Tod an ihre Tür klopfen würde. Deshalb rief sie ihre drei Töchter zusammen und verteilte unter sie, was sie hatte. Aber sie teilte nicht gleichmäßig; den beiden ältesten, die immer hübsch und geputzt waren, gab sie ihre ganze Habe, und die jüngste, die kleine Ederland, bekam nur einen Teigtrog, einen Besenstiel und eine Schürze.

Die Mutter lebte nur noch kurze Zeit, und als sie gestorben war, teilten sie das Erbe so, wie sie bestimmt hatte, und da sagten die beiden ältesten Schwestern zu Ederland: „Da kannst du es wieder sehen, Ederland, daß die Mutter uns lieber gehabt hat als dich, denn dir hat sie nur den elenden Teigtrog und den Besenstiel und die Schürze gegeben.“ Aber die kleine Ederland war still und geduldig und glaubte doch, daß ihre Mutter sie gleich lieb gehabt hätte wie die beiden anderen.

Nach einiger Zeit kamen alle drei Schwestern in Dienst in einem vornehmen Haus. Die beiden ältesten waren im Hause selbst und hatten bei allen Arbeiten mitzuhelfen; aber die kleine Ederland war nur Hühnermagd. Doch es dauerte nicht lange, so merkte der Herr, daß sein Geflügelhof noch nie in so gutem Stand gewesen war, als seit Ederland dafür zu sorgen hatte, und deshalb lobte er sie beständig vor ihren Schwestern. Das hörten die aber gar nicht gerne. Schließlich kamen sie darauf, dem Herrn zu sagen, daß Ederland noch viel mehr vermöge, wenn sie nur wolle. Sie wüßten gewiß, daß sie einen Leuchter beischaffen könnte, der ohne Licht

leuchtete; wenn sie es leugne, so wolle sie eben nicht. Als der Herr das hörte, rief er sofort nach Ederland und sagte zu ihr: „Ich habe gehört, du könntest mir einen Leuchter verschaffen, der ohne Licht leuchtet; den möchte ich furchtbar gerne haben, und du mußt ihn mir verschaffen. Es hilft dir gar nichts, wenn du dich weigerst, denn ich weiß, du kannst, wenn du willst."

Klein Ederland weinte und sagte, sie wolle ja gerne, wenn sie nur könnte, aber das sei eine Aufgabe, die sie schlechterdings nicht lösen könne. Aber der Herr glaubte ihr nicht. „Hier hilft dein Reden nicht," sagte er, „du mußt mir den Leuchter verschaffen, aber dafür bekommst du auch zwei Scheffel Gold!"

Klein Ederland ging weinend hinaus und gleich zum Grab ihrer Mutter, und wie sie da stand und weinte, kam die Mutter aus dem Grab hervor und sagte: „Du mußt nicht weinen; geh nur heim und verlange vom Herrn zwei Scheffel Salz und nimm deinen Besenstiel und setze ihn als Mast in den Teigtrog und binde die Schürze als Segel fest und fahre mit deinen zwei Scheffeln Salz aufs Meer; dann wirst du dahin kommen, wo du den Leuchter, der ohne Licht leuchtet, bekommen kannst!" Damit sank die Mutter wieder ins Grab, und klein Ederland ging heim und verlangte vom Herrn zwei Scheffel Salz. Das bekam sie, und dann richtete sie ihren Teigtrog her, mit dem Besenstiel als Mast und der Schürze als Segel, nahm ihre zwei Scheffel Salz und fuhr auf das wilde Meer hinaus, wohin die Wellen sie trugen.

Sie fuhr weit umher, aber schließlich landete sie auf der Trollinsel und ging mit ihren zwei Scheffeln Salz an Land. Irgendwo sah sie ein Haus. Da ging sie hin, kletterte aufs Dach und schaute zum Schornstein hinunter. Da unten stand die alte Trollmutter und kochte Brei für ihre Söhne. Und auf dem Herd neben dem Breikessel stand der Leuchter, der ohne Licht leuchtete. Den wollte Ederland ja haben, und als die alte Trollmutter sich umkehrte, schüttete sie ihre zwei Scheffel Salz hinunter in den Brei. Gleich darauf kam die Trollmutter wieder und versuchte den Brei, aber der war

furchtbar versalzen. Da nahm sie den Eimer und wollte Wasser holen, um den Brei noch einmal aufzukochen. Aber Ederland ließ sich in einem Hui durch den Schornstein hinunter und lief hinter ihr drein, und als die Alte sich über den Brunnenrand beugte, um den Eimer aufzuziehen, gab ihr Ederland einen Stoß in den Rücken, daß sie kopfüber hineinfiel und nicht mehr lebendig zum Vorschein kam. Ederland holte nun eiligst den Leuchter und lief hinunter zu ihrem Schiff. Und als sie gerade ein Stückchen vom Lande weg war, sah sie die Trolle heimkommen, und gleich darauf kamen sie an den Strand gelaufen und riefen ihr nach: „Ederland! Ederland! du hast unsere alte Mutter in den Brunnen geworfen und unseren Leuchter genommen! Wenn du noch einmal hierher kommst, werden wir uns bitter rächen!" Aber Ederland rief zurück: „Ja, ich komme noch zweimal wieder!" und fuhr vergnüglich heim.

Der Herr war voller Freude, als er den Leuchter sah, der ohne Licht leuchtete; klein Ederland bekam ihre zwei Scheffel Gold und da war sie auch froh. Aber ihre Schwestern ärgerten sich jeden Tag über ihr Glück und dachten nur daran, wie sie ihr die Freude versalzen könnten. Schließlich sagten sie wieder zum Herrn, Ederland könne noch viel mehr. Sie könne ein Pferd beischaffen mit Glöckchen an allen vier Beinen, das man hören könne, lange ehe es da sei, und das man finden könne, wie weit es sich auch verlaufen habe. Ein solches Pferd hätte der Herr nun noch viel lieber gehabt als den Leuchter, den er schon besaß. Er ließ sofort Ederland rufen und sagte zu ihr, er wisse wohl, daß sie ihm ein Pferd verschaffen könne, das an allen vier Beinen Glöckchen hätte und das man von weitem höre und das sich nie verlaufen könne, weil man es immer höre, so weit es auch immer fort sei. Das Pferd solle sie ihm verschaffen. Ederland weinte und sagte, sie wolle ja gerne, aber sie könne nicht. Aber der Herr wollte sich nicht damit zufriedengeben. „Du kannst wohl, wenn du willst," sagte er, „das Pferd mußt du mir verschaffen, ich will dir auch drei Scheffel Gold dafür geben."

Ederland ging wieder an das Grab ihrer Mutter und weinte und war sehr betrübt. Aber die Mutter erhob sich wieder aus dem Grab und sagt zu ihr: „Weine nicht, klein Ederland! geh heim und bitte den Herrn um vier Büschel Werg und nimm sie mit und setze dich in deinen Teigtrog mit dem Besenstiel und der Schürze, wie das letztemal. Dann wirst du an einen Ort gelangen, wo du das Pferd mit den Glöckchen an allen vier Beinen bekommen kannst." Darauf sank die Mutter wieder in ihr Grab, aber klein Ederland ging heim und verlangte vom Herrn die vier Büschel Werg. Sie bekam sie sogleich und fuhr in ihrem Teigtrog auf das Meer, mit dem Besenstiel als Mast und der Schürze als Segel. Auch dieses Mal landete sie wieder auf der Trollinsel. Es war gerade die Zeit, wo die Trolle zu Hause waren und zu Mittag aßen, und auf der Wiese vor dem Haus graste das Pferd mit den Glöckchen an den Beinen. Aber Ederland schlich sich hin zu ihm, band um jedes Bein einen Büschel Werg, so daß die Glöckchen nicht läuten konnten, und zog das Pferd an den Strand hinunter. Gerade wie sie es aber ins Boot führte, löste sich der Wergbüschel von dem einen Bein und gleich fing die Glocke zu klingeln an, und alle Trolle kamen an den Strand gerannt. Aber klein Ederland hatte das Pferd doch glücklich ins Boot gebracht und war gerade ein kleines Stück vom Lande weggekommen, als die Trolle am Ufer anlangten. Sie gerieten in greuliche Wut, als sie sahen, daß Ederland mit ihrem Pferd entkommen war, und riefen ihr nach: „Ederland! Ederland! du hast unsre alte Mutter umgebracht und uns unseren Leuchter genommen, und nun hast du unser Pferd gestohlen! Wenn du wieder kommst, werden wir uns bitter rächen!" Aber Ederland rief zurück: „Ja, ich komme noch einmal!"

Wie nun Ederland mit dem Pferd heimkam, war der Herr voller Freude, und er gab ihr gern die drei Scheffel Gold, die er ihr versprochen hatte, und sie war auch sehr froh. Aber ihre beiden Schwestern freuten sich gar nicht über ihr Glück; sie dachten Tag und Nacht an nichts anderes, als wie sie ihr

Böses antun könnten, und einige Zeit darauf sagten sie zu dem Herrn: „Ederland könnte Euch noch etwas viel Besseres verschaffen, als was Ihr bis jetzt habt, wenn sie nur wollte: nämlich ein Schwein, von dem man so viel Speck ausschneiden kann als man will, es bleibt doch immer gleich viel dran." Das kam dem Herrn als das Allerschönste vor, und Ederland mußte gleich kommen, und er sagte zu ihr: „Ich habe gehört, daß du mir ein Schwein verschaffen kannst, von dem man so viel Speck abschneiden kann, als man will, und das doch immer gleich fett bleibt; dieses Schwein muß ich haben!" Vergebens weinte Ederland und sagte: „Ich wollte ja gern, wenn ich nur könnte; aber ein solches Schwein kann ich Euch nicht verschaffen!" Doch der Herr wollte nichts davon wissen: „Du kannst und mußt mir das Schwein verschaffen," sagte er, „dafür will ich dir aber auch alle Herrlichkeit, die du hier siehst, schenken!" Aber klein Ederland war sehr traurig. Sie ging an das Grab ihrer Mutter und weinte bitterlich. Da stieg die Mutter aus ihrem Grab und sagte zu ihr: „Weine nicht, klein Ederland! geh nur heim und verlange vom Herrn zwei Speckseiten und setze dich in dein Boot und fahre aufs Meer. Dann wirst du schon dahin kommen, wo du dieses Schwein bekommen kannst!" Und als sie das gesagt hatte, sank sie wieder in ihr Grab hinunter. Aber Ederland ging nach Hause und bekam die zwei Speckseiten, setzte sich in ihren Teigtrog mit dem Besenstiel als Mast und der Schürze als Segel, und der Wind blies sie wieder übers Meer bis an die Trollinsel. Es war gerade um die Zeit, als die Trolle ihren Mittagsschlaf hielten. Das Schwein war auf der Weide, aber die Trolle hatten einen kleinen Buben angestellt, der es hüten sollte.

Ederland lief zu dem Buben hin und sagte zu ihm: „Diese zwei Speckseiten sind für die Trolle; willst du sie hinauftragen, so will ich unterdessen das Schwein hüten." Der Knabe dachte sich nichts Böses dabei; er nahm den Speck und lief damit ins Haus. Aber wie er den Trollen erzählte, auf welche Weise er zu den zwei Speckseiten gekommen war,

dachten sie gleich, Ederland könne wieder die Hand im Spiel haben, und rannten, was sie konnten, an den Strand hinunter. Und da hatte Ederland das Schwein noch nicht ins Boot bringen können.

Da packten die Trolle das Schwein und sie selbst; und Ederland schleppten sie ins Haus und übergaben sie dem alten Trollvater und sagten, er solle sie schlachten und ihnen ein recht gutes Abendessen vorsetzen, wenn sie von der Arbeit nach Hause kämen. Dann gingen die Trolle fort, und Ederland blieb allein mit dem alten Trollvater zurück. Der schleppte einen großen Block herbei und stellte die Axt daneben und sagte zu ihr: „Nun leg deinen Kopf auf den Block, daß ich ihn abhauen kann!" — „Ja, das will ich schon," sagte Ederland, „aber ich weiß gar nicht, wie ich mich dazu anstellen soll; du mußt es mir schon vormachen!" — „Ach," sagte der alte Troll, „das ist ja ganz einfach, du brauchst es nur so zu machen," und damit legte er seinen Kopf auf den Block. In einem Hui hatte Ederland die Axt ergriffen und hieb ihm mit einem Schlag das Haupt ab. Dem Kopf setzte sie dann die Zipfelmütze auf und legte ihn ins Bett, und den Körper tat sie in den Suppenkessel, der über dem Herde hing. Dann lief sie hinunter an den Strand, nahm das Schwein und fuhr damit auf ihrem Boot davon.

Aber bald darauf kamen die Trolle nach Hause und machten sich gleich über das Essen her, das auf dem Feuer stand. Sie wunderten sich sehr, daß das Fleisch so zäh war, obgleich es doch junges Fleisch war. Aber sie waren hungrig und würgten es doch hinunter. Schließlich jedoch fiel einem von ihnen ein, daß ihr alter Vater doch auch dabei sein müßte. Und er ging hin und rüttelte ihn. Aber da gab es einen großen Schrecken, als sie sahen, daß nur sein Kopf im Bett lag. Nun merkten sie, wie die ganze Sache zugegangen war, und rannten vom Essen weg an den Strand. Aber da fuhr Ederland schon weit draußen auf dem Meer. Da kamen die Trolle in die höchste Wut und riefen ihr nach: „Ederland! Ederland! du hast unsere alte Mutter umgebracht, du hast un-

seren Leuchter genommen, du hast unser Pferd gestohlen, und nun hast du unseren alten Vater umgebracht und unser Schwein gestohlen! Wenn du noch einmal kommst, werden wir uns bitter rächen!" Aber Ederland rief zurück: „Ich komme nicht wieder, aber ich will euch zwei schicken, an denen ihr ebensoviel Freude haben sollt, wie an allem, was ich euch gestohlen habe."

So fuhr klein Ederland heim, und der Herr empfing sie mit großer Freude, und bald darauf hielten sie Hochzeit und lebten in Glück und Zufriedenheit. Aber die Schwestern blieben bei ihr und grämten sich von Tag zu Tag mehr über Ederlands Glück. Da sagte eines Tages Ederland zu ihnen: „Wenn ihr Lust habt zu segeln, so könnt ihr gern mein Boot haben!" Und die Schwestern wollten es gleich probieren. Sie stiegen ins Boot und fuhren drauflos und kamen auch auf die Trollinsel. Aber da packten die Trolle sie und kochten und brieten sie und freuten sich sehr des guten Fanges.

7. Die geduldige Frau



Es war einmal ein König, den liebten seine Untertanen sehr. Viele Jahre lang war es ihre größte Sorge, daß er sich nicht zum Heiraten entschließen konnte und das Reich ohne Erben blieb. Da baten ihn die Untertanen oft, er möge sich doch eine Königin nehmen, damit dem Reich das Haus erhalten bliebe. Schließlich sagte er, er wolle sich ihrem Wunsch fügen und eine Frau nehmen; aber frei wolle er wählen, und sie sollten versprechen und schwören, daß sie seine Frau und Königin achten und ehren wollten, einerlei, ob er nun ein Mädchen aus niederem Stand oder von hohem Adel wähle. Da gelobten sie alle, sie wollten sie ebenso ehren und lieben, und wenn sie auch von geringster Herkunft wäre.

Der König hatte einen Pförtner, und der hatte eine einzige

Tochter. Ihre Mutter war tot, und sie lebte bei ihrem Vater, hielt ihm Haus und war sein Trost und seine Freude. Eines Tages wurde dem Pförtner angesagt, der König wolle ausfahren und werde vielleicht auch bei ihm eintreten, er solle sich in seinem besten Staat bereit halten. Als die Tochter das hörte, bat sie ihren Vater, ob sie nicht hinausgehen dürfe und den königlichen Wagen sehen; sie könne ja, um sich etwas zu schaffen zu machen, einen Eimer Wasser holen. Als der König kam, ließ er außen halten, gerade wie sie mit dem Wassereimer kam, und er ging hinein zu dem alten Pförtner und sagte, er wolle seine Tochter heiraten. Der Pförtner wollte gar nichts davon wissen; er sagte, das sei das Schlimmste, was sich der König wünschen könne, denn er würde nicht glücklich dabei sein, und sie auch nicht; und er bat den König herzlich, ob er sich nicht anders entschließen könne; aber der König wollte nicht. Er hatte Kleider für sie mitgebracht, die sie anziehen mußte; gewaschen wurde sie mit dem Wasser, das sie geholt hatte, dann wurde sie geschmückt und dann fuhr sie mit dem König auf das Schloß.

Als sie nun mit dem König auf dem Schloß angekommen war, sagte er zu ihr, sie solle seine rechtmäßige Frau werden; aber sie müsse ihm geloben, daß sie nie weinen und nie bös dreinschauen wolle, was ihr auch Unangenehmes begegnen möge; und das versprach sie auch. Da hielten sie Hochzeit und ein Jahr verging. Dann gebar sie einen Sohn; und als die Untertanen das hörten, waren sie über alle Maßen froh und strömten zum Schloß, um durch Schreien und Rufen ihre Freude zu bezeugen. Da ging der König zur Königin hinein und sagte: „Ich will dir etwas sagen: Das Volk ist in Zorn geraten und will nicht haben, daß dein kleiner Sohn das Reich erbt, weil er von so geringer Abkunft ist; sie wollen, daß man ihn tötet.“ Darauf sagte die Königin: „Ja, nun kannst du sehen, das ist, was mein Vater gesagt hat und was ich gesagt habe; aber nun ist nichts mehr zu ändern.“ Da kam ein Diener herein und verlangte ihr das Kind ab. Sie war allein und bat ihn, er möge das Kind

so rasch wie möglich töten; und es war ihr keine Betrübnis anzusehen; denn sie hatte ja gelobt, immer ein fröhliches Gesicht zu zeigen. Im nächsten Jahr gebar sie eine Tochter; die, hoffte sie, würde sie behalten können. Die Untertanen freuten sich ebenso über die Prinzessin, wie sie sich über den Prinzen gefreut hatten. Aber der König ging zu ihr hinein und sagte, das Volk habe verlangt, man solle auch dieses Kind töten; und wie das erstemal kam ein Diener herein, um das Kind zu holen. Sie sagte: „Ja, das muß sein," und bat ihn nur, das Kind so rasch wie möglich zu töten.

Danach lebte sie vierzehn Jahre als Königin. Da kam eines Tages der König zu ihr und sagte, nun hätten die Untertanen verlangt, er solle sich eine andere Königin von adliger Herkunft nehmen, von der er einen richtigen Thronerben bekommen könne; es sei ihnen nicht recht, daß eine Frau von so geringer Herkunft Königin sei; sie müsse wieder heimgehen zu ihrem Vater. Da sagte sie zu dem König, das habe sie schon lang erwartet; denn weil er ihre Kinder nicht habe wollen am Leben lassen, so habe sie sich wohl denken können, daß er sie auch nicht mehr behalten wolle; sie wolle sehr gern wieder zu ihrem Vater zurückkehren. Also ging sie heim zu ihrem Vater, dem alten Pförtner, und er war sehr froh, daß er sie wieder hatte, und sie feierten fröhliches Wiedersehen. Da stand noch ihr Rocken mit demselben Flachs daran, wie sie ihn verlassen hatte, und sie setzte sich hin und spann den Faden zu Ende.

Eines Tages, als sie so saß und spann, ließ der König sagen, sie solle aufs Schloß kommen und angeben, was für Gerichte für sein Hochzeitsmahl bereitet werden sollten. Sie wollte gar nicht gern, aber sie mußte doch. Sie ging aufs Schloß und gab ihre Anordnungen, und was sie angab, das geschah. An dem Tag, als die Hochzeit sein sollte, schickte der König ihr ein neues Gewand und ließ sie aufs Schloß entbieten, damit sie bei der Hochzeit zusehe; und das mußte sie auch tun, obgleich sie gar nicht wollte. Sie zog sich an und ging hinauf, und da mußte sie sich zur Linken des Königs

stellen, und zu seiner Rechten stand eine schöne Jungfrau, die sie für seine Braut nahm. Wie nun der König seiner Braut die Hand reichen sollte, reichte er sie statt dessen ihr, und sie wurde aufs neue mit ihm vermählt; und er sagte ihr, daß die Jungfrau, die sie für seine Braut gehalten hatte, ihre Tochter sei. Da kamen auch ihre Söhne herein und sie erfuhr, daß das ihre Kinder seien, die sie schon längst tot geglaubt hatte.

Nun hatte sie so viele Jahre lang ein schweres Herzeleid getragen und, um ihr Wort zu halten, dazu geschwiegen und sich nicht beim König beklagt, sondern es in aller Stille für sich selbst behalten. Das wußte auch der König wohl; denn er kannte sie viel zu gut, um zu wissen, daß sie nicht gleichgültig gegen ihr Schicksal gewesen war; und da sie sich niemals ihren Kummer hatte anmerken lassen, verehrte er sie nun aufs höchste, und sie erlebte nun ebenso viele Freude, als sie vorher Kummer erlebt hatte. Sie lebte mit dem König viele Jahre sehr glücklich und war von allem Volk geliebt und geehrt — sie und auch der König.

8. Das kluge Mädchen

Es waren einmal zwei Leute; die hatten nur eine Tochter. Da kam eines Tages ein Freier für sie; und da schickte ihre Mutter sie hinunter in den Keller, um Bier vom Faß zu holen. Wie sie nun den Zapfen heraus hatte, fiel es ihr ein: „Wenn ich ihn nun kriege — und kriegen werde ich ihn schon — und wir haben einen kleinen Buben, und der hat Kopfweh — in was sollen wir ihn dann einwickeln?“ Und sie hielt den Krug unter und das Bier lief, und sie saß darin bis an die Knöchel.

Da kam ihre Mutter herunter und fragte: „Was sitzest du denn da?“ — „Ach, ich sitze hier und denke darüber nach: wenn ich ihn nun kriege — und ich werde ihn schon kriegen

— und wir haben einen kleinen Buben, und der hat Kopfweh — in was sollen wir ihn dann einwickeln?" — „Ja, in was könnten wir ihn nur einwickeln?" Und sie hielten den Krug unter und es lief, und sie saßen im Bier bis an die Knie.
Da ging der Mann hinunter und wollte sehen, wo sie steckten. „Was sitzt ihr denn da?" sagte er. Da sagte die Frau: „Ach, wir sitzen und denken darüber nach: Wenn sie ihn nun kriegt — und sie wird ihn schon kriegen — und sie haben einen kleinen Buben, und der hat Kopfweh — in was sollen sie ihn dann einwickeln?" — „Ja, in was könnten wir ihn nur einwickeln?" Also blieb er auch bei ihnen sitzen. Und sie hielten den Krug unter und es lief, und sie saßen bis an die Hüften im Bier.
Wie nun alle drei nicht mehr kamen, ging schließlich der Freier selber hinunter, und wie er zu ihnen kam, fragte er: „Aber, was sitzt ihr denn hier?" Da sagte der Mann: „Ach, wir sitzen hier und denken darüber nach, wenn sie dich nun kriegt — und sie wird dich schon kriegen — und ihr habt einen kleinen Buben, und der hat Kopfweh: in was sollt ihr ihn da einwickeln?" Aber als der Freier das hörte, ging er seines Weges und kam nie wieder.

9. Die Schlange



s war einmal ein alter Mann, der wohnte in einem Wald und hatte kein anderes Brennholz als nur die alten faulen Bäume, die er umhauen konnte. Eines Tages stand nun seine alte Frau vor der Hütte und spaltete das faule Holz klein. Da kroch eine junge Schlange heraus. „Ach," sagte die Frau zu sich selber, „seht nur das stumme Getier an, das am Boden kriecht; das kann Junge haben, und wir Menschen können keine Kinder bekommen!" Da sagte die Schlange: „Wenn ihr so gern Kinder haben wollt, so nehmt mich und zieht mich auf!" —

„Was!“ schrie die Frau, „du kannst reden!“ Dann ging sie mit der Schlange in ihre Stube und richtete ihr unter dem Ofen eine Lagerstatt. Da kam der Mann heim. Die Frau erzählte ihm, eine kleine Schlange sei aus dem Baum herausgekrochen und habe schließlich gesagt, sie sollten sie aufziehen. Also behielten sie sie unter dem Ofen, bis sie sieben Jahre alt war. Da fiel es ihr ein, daß sie heiraten wolle. Da sagte der Mann: „Nun, da muß ich wohl sehen, daß ich draußen im Walde eine Schlangenfrau für dich finde.“ Da sagte die Schlange: „Nein, Pflegevater, ich will keine Schlange haben, ich will eine Prinzessin haben! Will der Pflegevater morgen zeitig gehen und mir die Prinzessin holen?“ — „Nein, das getraue ich mir nicht,“ sagte der Pflegevater, „denn ich habe Angst, der König könnte mich ins Gefängnis werfen.“ Die Schlange sagte, er könne getrost gehen, wenn er es nur richtig anfinge. Also ging er wirklich hinauf ins Schloß und fiel auf der Treppe auf die Knie. Dann kam er in ein Gemach, und da fiel er wieder auf die Knie und bat, der König möge ihn nicht strafen, wenn er eine Bitte vor ihn brächte. Der König sagte: „Rede nur frei heraus! Es soll dir nichts geschehen!“ Da sagte der Mann: „Ich habe eine Schlange unter meinem Kachelofen, die habe ich schon seit sieben Jahren; und die möchte gerne heiraten und verlangt die Prinzessin zur Frau.“ „Ja,“ sagte der König, „wenn sie es fertig bringt, daß alle meine Obstbäume im Garten goldene Äpfel und silberne Äpfel und goldene Blätter und silberne Blätter tragen, dann kann sie die Prinzessin bekommen.“
Als der Mann heimkam, sagte die Schlange: „Wie ist es gegangen, Pflegevater?“ Da sagte er: „Du sollst machen, daß alle seine Obstbäume in seinem Garten goldene Äpfel und silberne Äpfel und goldene Blätter und silberne Blätter tragen.“ — „Das kann ich leicht, Pflegevater!“ sagte die Schlange; „jetzt müßt Ihr hinausgehen und alle Arten Obststeine, Zwetschgensteine, Kirschensteine und alle anderen in Euer kleines Körbchen sammeln. Am Abend geht Ihr dann hinauf in den Garten und werft in jeden Baum eine Hand-

voll davon, so lange, bis Ihr bei allen Bäumen gewesen seid. Wenn Ihr dann an die Gartentür kommt, so schaut Euch um und seht, was daraus geworden ist." Als er dann an die Tür kam und sich umschaute, da sah es aus, als ob alle Bäume im Feuer stünden: sie waren wie aus purem Gold.

Am nächsten Tag ging der Mann frühmorgens zum König und fragte, ob er seinen Garten gesehen habe. Der König sagte, er habe ihn wohl gesehen, und die Schlange habe seine Tochter wohl verdient, aber sie müsse noch eine Probe bestehen, nämlich alle seine Gartenbänke und all seine Gartenwege mit Perlen und Edelsteinen auslegen. Als der Mann heimkam, fragte die Schlange: „Wie ist es gegangen, Pflegevater?" Er antwortete: „Du sollst alle seine Gartenbänke und alle seine Gartenwege mit Perlen und Edelsteinen auslegen. Wie fangen wir denn das an?" Die Schlange sagte: „Ach, das können wir ganz leicht machen, Pflegevater! Ihr müßt ausgehen und aller Art Scherben sammeln und sie ganz klein schlagen und am Abend in Euern kleinen Korb tun, und wenn alles dunkel ist, so müßt Ihr ins Schloß gehen und die Scherben rund um werfen, auf die Bänke und auf die Wege und überall hin. Wenn Ihr dann aus dem Garten geht, so müßt Ihr Euch umschauen, wie schön es geworden ist." — Als er heimkam, fragte die Schlange, ob er etwas gesehen habe. Er antwortete, ja, alles sei wie vergoldet gewesen, die Wege und die Bänke. Da sagte die Schlange: „Wollt Ihr nun morgen in aller Frühe aufs Schloß gehen und den König fragen, ob er mir jetzt seine Tochter geben will?"

Am Morgen in aller Frühe ging er hinauf und fragte den König: „Habt Ihr Euren Garten gesehen?" Er antwortete: „Ja, ich hab ihn wohl gesehen, und die Schlange hat wohl meine Tochter verdient, aber sie muß noch eine Probe bestehen, sie soll mein ganzes Schloß vergolden." Da ging der Mann wieder heim zu der Schlange. „Nun, was sagt der König jetzt?" fragte sie. „Er sagt, du bist noch nicht am Ende: du sollst ihm sein ganzes Schloß vergolden." — „Das

können wir ja leicht tun," sagte die Schlange. „Der Pflegevater braucht nur in den Wald zu gehen und allerhand Grün zu holen, das sich in ein Bündel binden läßt. Dann nehmt Ihr das in Euren Korb, geht hinauf ins Schloß und reibt mit dem Bündel die Wände ab, so weit Ihr reichen könnt. Ehe Ihr dann zur Tür hinausgeht, seht Ihr Euch um." Da war das ganze Schloß wie vergoldet. — Da sagte die Schlange zu ihrem Pflegevater: „Wollt Ihr jetzt hinaufgehen und fragen, ob der König mir jetzt seine Tochter geben will?" Da sagte der König: „Ja, sie hat sie verdient, nun soll sie sie auch haben."

Da ging der Pflegevater heim zu der Schlange und sagte zu ihr: „Jetzt bekommst du die Prinzessin, nun kannst du hinauf ins Schloß kriechen." Aber die Schlange sagte, nein, sie wolle im Wagen fahren, und der Pflegevater mußte in die Stadt gehen und einen Wagen auf den und den Tag bestellen und mit der Schlange aufs Schloß fahren. Als sie durch die Straßen fuhren, waren alle Leute neugierig und rannten auf die Straße und wollten die Schlange sehen. Aber als sie sie sahen, bekamen sie solche Angst, daß sie wieder in die Häuser liefen und nicht mehr hinzusehen wagten. Sie kamen vor dem Schloß an, die Schlange drückte die Wagentür auf und kroch auf die Treppe zu. Da standen Vater und Mutter am Fenster und sahen das greuliche Tier. Und sie riefen ihrer Tochter zu: „Nimm dich in acht! Sonst frißt sie dich!" Sie sagte, nein, die Schlange habe sie teuer verdient. Da rannten die Eltern hinaus in ein anderes Gemach und schlossen die Tür hinter sich zu. Aber die Tochter blieb ganz allein im Saal stehen. Die Schlange kam herangekrochen und glitt an ihr hinauf, über die Füße und über die Beine und kam mit dem Mund bis hinauf an ihr Gesicht. Und da fiel auf einmal die Schlangenhaut von ihr ab, und da stand der schönste Prinz. Sie umarmte ihn voll Freude und war außer sich vor Glück. Er berichtete, aus welchem Königreich er sei, und welches Königs Sohn und auf welchem Weg man dahin käme.

Wie sie nun so dastanden und lachten und vergnügt waren, dachten Vater und Mutter, es sei offenbar doch keine Gefahr dabei, da sie lachen hörten. Da machten sie die Tür auf, und nun kamen sie herein, Vater und Mutter, und sahen den schönen Prinzen, der vor ihren Augen stand. Da waren sie voller Freude. Der Vater sah die Schlangenhaut, die auf der Erde lag und warf sie ins Feuer und verbrannte sie. Auf einmal schaute der Prinz zu Boden, und da war seine Schlangenhaut weg. Da sagte er: „Wo ist meine Schlangenhaut geblieben?" Der Vater sagte: „Die habe ich verbrannt." Da sagte der Prinz: „Nun bin ich wieder im Unglück." Denn die Haut hätte er denjenigen geben müssen, die ihm geholfen hatten. Da die Haut nun verbrannt war, hatte er diesen nichts zu geben und wurde wieder in alle möglichen Tiergestalten verwandelt. Zuletzt wurde er eine Taube. Da flog er nun im Saal herum und konnte nicht hinaus, weil Fenster und Türen zu waren. Da flog er an ein Fenster und stieß die Scheibe ein und kam durch das Loch ins Freie. Aber das zerbrochene Glas war scharf und schnitt kreuz und quer in seinen Kopf.

Wie er draußen war, flog er nach Hause in das Schloß seines Vaters. Nun lag er dort im Bett und war so krank und schwach, daß man Ärzte zu ihm holte, aber keiner konnte ihn heilen. Da lag er elend und in Schmerzen und niemand konnte ihm helfen.

Daran dachte die Prinzessin und war sehr unglücklich, daß sie ihn auf diese Weise verlieren sollte. Da fiel ihr ein: „Kannst du denn nicht zu ihm reisen?" Am Abend, wie alles ruhig und stille war, nahm sie ihr ganzes Gold und wollte zu ihm wandern. Sie hatte auch ein kleines Riechfläschchen, das nahm sie mit ein wenig feiner Essenz darin, um daran zu riechen, wenn es ihr schlecht werden sollte. Nun hatte sie das kleine Päckchen unterm Arm und schlich sich in den Wald hinunter. Als sie in den Wald kam, begegnete sie einem Fuchs. Der sagte zu ihr: „Wo willst du hin?" Sie sagte, sie wolle da und da hin, in das Königsschloß zu dem

Prinzen, sie habe gehört, er sei krank. Und sie fragte den Fuchs: „Willst du mir den Weg zeigen?“ — denn sie war fremd und kannte den Weg nicht. Da ging der Fuchs mit ihr und ging voraus. Sie gingen immer weiter, bis sie an eine grüne Lichtung kamen, durch die ein Bächlein floß. Da sagte der Fuchs: „Hier mußt du dich niederlegen und von diesem Wasser trinken,“ — denn das war ein heilkräftiges Wasser, von dem man frisch wurde, und die Prinzessin war sehr erschöpft von der Wanderung. Der Fuchs fragte sie, ob sie den schönen Vogelgesang höre, der in der Nacht im Wald erschalle. Sie sagte ja. — Da fragte der Fuchs wieder: „Aber du verstehst nicht, was die Vögel singen.“ — „Nein,“ sagte sie, das wisse sie nicht. „Sie singen, wenn man dem Prinzen, der jetzt krank liegt, den Kopf mit ihrem Blut einreibt, so wird er wieder gesund.“ — „Kannst du mir nicht solches Vogelblut verschaffen?“ fragte sie den Fuchs. — „Was willst du mir geben, wenn ich es dir verschaffe?“ sagte der Fuchs. „Ich will dir den ganzen Pack Gold geben, den ich hier bei mir habe, wenn du mir das Vogelblut verschaffst,“ sagte die Prinzessin. „Aber ich kann es nicht, ehe sie hinter ihre grünen Gardinen geschlüpft sind,“ sagte darauf der Fuchs. Wie nun alle Vögel zur Ruhe gegangen waren, kletterte der Fuchs in die Bäume hinauf und biß einem Vogel nach dem anderen den Hals ab und warf sie alle der Prinzessin hinunter. Sie hatte aber nichts, um das Blut damit aufzufangen; da nahm sie ihr Riechfläschchen und leerte es aus und ließ Blut von allen Vögeln hineintropfen. Da sagte der Fuchs: „Nun meinst du wohl, du seist am Ziel, weil du das Vogelblut hast; aber du müßtest auch noch von meinem Blut haben.“ Und damit nahm er Abschied: „Jetzt will ich nicht mehr weiter mit dir gehen.“ Da sagte die Prinzessin: „Ach, du mußt mir doch den Weg durch den Wald zeigen!“ — „Was willst du mir dafür geben?“ fragte der Fuchs. Da sagte sie: „Ich habe nichts mehr für dich, denn mein Gold hast du schon; aber willst du vielleicht den kleinen Goldring an meinem Finger haben?“

Er bekam den Goldring und zeigte ihr den Weg durch den Wald. Sie ging und überlegte, wie sie es anstellen könnte, um auch von dem Fuchs Blut zu bekommen. Der Fuchs ging voraus, und sie folgte ihm. Da stieß sie mit dem Fuß an einen Kieselstein im Weg; den hob sie auf. Der Fuchs trug den Kopf zurückgebogen, weil er den Pack Gold im Maul hielt. Da nahm sie den Kieselstein, an den sie gestoßen war, und hieb ihn damit in den Nacken, daß das Blut heraussprang. Dann lief sie hin, hielt ihr Fläschchen unter und füllte es mit dem Blut des Fuchses. Da nahm sie all ihr Gold, das sie ihm als Lohn für die Führung durch den Wald gegeben hatte, wieder an sich. Nun ging sie weiter, bis sie an das Schloß kam. Sie trat ein und ließ sich als eine kluge Frau melden, die den Prinzen gesund machen könne. Das wurde dem König ausgerichtet. Da kam der König heraus zu ihr und fragte sie, ob sie wirklich glaube, sie könne seinen Sohn heilen. „Ja," sagte sie, „aber ich will eine Übereinkunft mit dir machen, nämlich, wenn ich ihn heile, so will ich ihn zum Mann haben." „Das sollst du auch, meine Tochter!" sagte der König, „wenn du ihn gesund machen kannst, so bekommst du ihn zum Mann." Da sagte sie: „Willst du mir nun das Gemach zeigen, wo er liegt?" Als sie nun hineinkam, war das Fenster verhängt, denn sein Kopf war so schwach, daß er das Licht nicht ertragen konnte. Da ging sie zu ihm hin und nahm sein Haupt und entfernte das Haar von den Wunden und ließ das Blut aus ihrer Flasche hineintropfen. Dann klopfte sie ihm auf den Kopf, so stark sie konnte, damit das Blut auch gut in die Wunden hineinsickern konnte. Als es gut in den Kopf eingedrungen war, kamen ihm die Kräfte wieder und er konnte sich im Bett aufrichten, und in wenigen Minuten war er ganz gesund. Da schlüpfte sie hinter den Vorhang, daß er sie nicht sehen sollte. Sein Vater kam herein, weil er hörte, daß sich etwas in dem Gemach rührte. Da fragte er den Vater, wer ihn denn geheilt habe. Der Vater sagte, es sei ein kleines kluges Mädchen, die wolle ihn zum Mann haben, wenn er

gesund würde. Da antwortete er: „Ach nein, Vater! Ich habe meine Liebste in dem und dem Königreich, und ich habe so hart um sie gekämpft, und sie hat mich aus der Schlangenhaut erlöst.“ Als sie hörte, daß er so treu zu ihr stand, kam sie hinter dem Vorhang hervor und sagte zu dem Prinzen: „Hier bin ich, hier bin ich, die dich aus der Schlangenhaut erlöst hat!“

Da waren sie froh und glücklich miteinander wie noch nie. Sie erzählte ihm, wie sie ihn gesund gemacht hatte, nämlich mit Blut von Vögeln und einem Fuchs. Er fragte seinen Vater, den König, ob er das Königreich und die Prinzessin bekommen dürfe, die er heiraten wollte. Sie sei die und die Königstochter aus dem und dem Königreich. Ob er nun mit ihr zu ihrem Vater reisen dürfe und Hochzeit halten? Da machten sie sich alle auf die Fahrt, der Königssohn und die Prinzessin und der König und die Königin in zwei Wagen: die Alten in dem einen und die Jungen in dem anderen. Sie reisten, bis sie zu seinem Pflegevater und seiner Pflegemutter in den Wald kamen. Die baten sie, sie möchten doch mit zum Schloß fahren und die Hochzeit mitfeiern helfen; und nach der Hochzeit luden sie die Pflegeeltern ein, mit auf ihr Schloß zu kommen, da sollten sie es ebensogut haben, wie er es bei ihnen gehabt hatte.

10. Das gute Schwert



Ein alter Witwer hatte einen einzigen Sohn, der mit ihm zusammen hauste. Der Alte ernährte sich und seinen Sohn mit Wilddiebereien. Aber als er alt wurde, wurde er immer schwächer und schwächer und sagte traurig zu seinem Sohn, er könne nun nicht mehr für ihn arbeiten und müsse bald sterben. Der Sohn tröstete ihn, er würde sich schon wieder erholen, aber der Vater sagte nein, er müsse bald sterben und

habe gar nichts, was er ihm hinterlassen könnte. Was sie hätten, würde gerade zu seinem Begräbnis ausreichen. Aber etwas habe er doch, das ihm zum Segen werden könne, das sei ein Schwert, freilich arg verrostet, aber alles, was man mit dem Schwert schlage, besiege man. Es dauerte nicht lang, und der Vater starb, und der Sohn mußte alles verkaufen, was er hinterließ, um ihn zu begraben, und nur das rostige Schwert behielt er als Erbstück. Nun mußte er daran denken, sich einen Dienst zu suchen, und das war nicht leicht, denn er hatte keine rechte Arbeit gelernt und taugte nur zum Hirtendienst. Da ging er ins Dorf und mußte sich damit begnügen, sich als Knecht zu verdingen. Der Mann schickte ihn mit den Schafen hinaus und ermahnte ihn, er solle sich vor drei Wiesen in acht nehmen, die drei Bergmännern gehörten. Diese wohnten in einem Hügel, den man Bergmannshügel nannte, und wenn eines von den Schafen die Wiese betrete, so komme der Bergmann und hole nicht nur die Schafe, sondern auch den Hirten. Daß er auch den Hirten hole, sagte der Mann nur, um dem Burschen Angst zu machen, denn es war doch nicht wahr. Er versprach, gut auf die Schafe acht zu geben, und das tat er auch, denn es kam ihm keines abhanden, und der Mann war recht zufrieden mit ihm. Da fiel ihm einmal sein Schwert ein, und daß es ihm vielleicht doch gegen den Bergmann helfen könnte, und er beschloß, es einmal gegen ihn zu probieren.

Da ließ er eines Tages seine Schafe die eine Wiese betreten, und gleich kam der Bergmann brüllend auf ihn zugestürzt und fragte, wer ihm erlaubt hätte, seine Schafe auf dieser Wiese weiden zu lassen. „Das habe ich mir selber erlaubt," sagte der Bursche, und als der Bergmann drohte, ihn selbst mitsamt seinen Schafen mitzuschleppen, rannte der Bursche gegen ihn an und schlug ihn mit seinem Schwerte tot. Nun gehörte die erste Wiese ihm; einige Zeit darauf bekamen die Schafe Lust, auch die zweite Wiese zu besuchen, und der Bursche ließ sie gehen. Da kam der zweite Bergmann in rasender Wut auf ihn losgestürzt, und der Bursche schlug auch

diesen tot. Ebenso ging es auch mit der dritten Wiese, und der Bursche kam singend heim mit seinen Schafen. Nun wollte er auch den Bergmannshügel sehen, und darin fand er drei Pferde, ein rotes, ein gelbes und ein weißes, und drei Hunde, auch einen roten, einen gelben und einen weißen. Und für jedes Pferd war ein Sattel da und eine volle Rüstung für einen Mann zu jedem Pferd, auch eine rote, eine gelbe und eine weiße. Auch Futter für die Pferde und Hunde war da und Gold und Silber die schwere Menge. Der Bursche freute sich natürlich sehr über diese Herrlichkeit, die ihm so zugefallen war, und zog singend heim. Sein Herr sagte zu ihm, er sei zwar außerordentlich zufrieden mit ihm, aber er möge doch das Singen lassen. Der Bursche konnte nicht begreifen, was das schaden sollte. Zuerst wollte der Mann ihm den Grund nicht sagen und meinte, er solle es nur bleiben lassen, weil der Herr es wünsche. Aber schließlich brachte der Bursche den Bauern doch dazu, ihm den Grund zu sagen, warum er nicht singen dürfe, aber der Mann verbot ihm, es weiterzusagen.

Es war nämlich große Sorge im Land, weil der König gezwungen gewesen war, seine drei Töchter an drei Trolle zu verloben; sie sollten bald geholt werden, und der König hatte den dritten Teil des Reiches dem versprochen, der eine von ihnen befreien könne, und er solle die Befreite zur Frau haben. „Deshalb darfst du hier in der Stadt nicht singen, aber draußen auf dem Feld wohl," sagte der Mann. Die Geschichte von den armen Prinzessinnen ging dem Burschen im Kopf herum, und er dachte, er könne sie vielleicht retten. Seine Schafe konnte er nun ja ruhig sich selbst überlassen, da er die Bergmänner nicht mehr zu fürchten hatte, und er ging in die Stadt, um zu hören, was man über das bevorstehende Unglück sage. Da erfuhr er, an welchem Tag die älteste Prinzessin zu dem Troll hinausgeführt werden sollte, und da zog er seine rote Rüstung an, bestieg das rote Pferd und nahm den roten Hund mit hinaus zu der Stelle, wo der Troll die Prinzessin in Empfang nehmen wollte. Sie kam in

einem Wagen gefahren und der Kutscher kletterte auf einen Baum aus Angst vor dem Troll. Da kam der rote Ritter geritten und zur gleichen Zeit kam ein dreiköpfiger Troll aus dem Meer gestiegen. Der Ritter ritt auf ihn zu und schlug ihm mit dem rostigen Schwert alle drei Köpfe ab, schnitt die Zungen heraus, versteckte sie und ritt wieder fort. Da stieg der Kutscher wieder von seinem Baum herunter und bedrohte die Prinzessin bei Leib und Leben, wenn sie ihm nicht verspräche, ihn als ihren Retter zu bezeichnen. Sie mußte es zusagen, er nahm die Köpfe weg, und sie fuhren heim. Da war die Freude groß, und der Kutscher sollte die Prinzessin zur Frau bekommen. Acht Tage darauf mußte die zweite Prinzessin hinausgeführt werden, und es ging wieder ebenso. Der Kutscher rettete sich auf einen Baum, und ein gelber Reiter kam auf einem gelben Pferde geritten und hatte einen gelben Hund bei sich. Da stieg ein Ungeheuer mit sechs Köpfen aus dem Meer auf. Der Ritter schnitt ihm die Köpfe ab und riß die Zungen heraus und ritt wieder davon. Der Kutscher bedrohte auch diese Prinzessin und verlangte, sie solle ihn als ihren Retter ausgeben. Acht Tage darauf mußte die jüngste Prinzessin zu ihrem Troll hinausgeführt werden, und es ging wieder ebenso. Der Kutscher rettete sich auf einen Baum und ein weißer Ritter erschien auf weißem Roß und hatte einen weißen Hund bei sich. Der Troll stieg aus dem Meer auf und hatte neun Köpfe; aber der Ritter schlug sie alle ab und riß die Zungen heraus. Als die Prinzessin sah, daß er sie gerettet hatte, nahm sie ihre Goldkette ab und wollte sie ihm um den Hals werfen; aber sie fiel auf seinen Kopf. Er hatte krauses Haar, und als er etwas auf seinem Kopf spürte, packte er es zusammen und knüpfte es in sein Haar und setzte seinen Helm auf, daß man es nicht sehen konnte, und ritt fort. Der Kutscher tat ebenso wie der letzte und zwang die Prinzessin, ihn für ihren Retter auszugeben.

Nun herrschte große Freude auf dem Schloß, und die drei Prinzessinnen sollten an einem Tag Hochzeit haben. Der Bursche hatte nun genug von seinem Dienst und sagte seinem

Herrn auf. Der wollte ihn nicht gern fortlassen, weil es noch nie so gut mit seinen Schafen gegangen war, als seit der Bursche sie in Pflege hatte. Aber er konnte nichts machen, der Bursche wollte fort, und sie rechneten ab, und er zog davon. Er kam in ein anderes Dorf in der Nähe, und da wohnte er in einem Gasthaus und hörte erzählen von der ganzen Herrlichkeit bei der bevorstehenden dreifachen Hochzeit. Der Wirt in dem Gasthaus sagte zu ihm, es müsse doch schön sein, von dem schönen Weizenbrot, das auf dem Schloß gebacken würde, ein Stückchen zu versuchen. „Ja," sagte der Bursche, „das wäre gar nicht unmöglich; mein Hund kann es holen," und er schickte den roten Hund, um Weizenbrot zu holen. Der Hund lief ins Schloß und kratzte da an einer Tür nach der anderen, die Leute machten auf und auf diese Art kam er in die Kammer, wo das Weizenbrot lag, und da nahm er einen Laib und der König sagte, man solle ihn laufen lassen, und er kam mit dem Brot glücklich heim. Da redete der Wirt davon, es müsse doch schön sein, ein Stück von dem Braten zu versuchen, den man oben auf dem Schloß gebraten hatte. Der Bursche schickte seinen gelben Hund, um Braten zu holen, und der Hund lief aufs Schloß, schnupperte, wo die Küche sei, packte den ganzen Braten und lief damit davon, und der König sagte, man solle ihn laufen lassen. Als der Wirt nun den Braten sah, bekam er auch Lust nach Wein, und der Bursche schickte seinen weißen Hund, um den Wein zu holen. Er fand auch wirklich den Weinkeller und nahm eine Flasche Wein und lief damit durch den Saal, wo alle Prinzessinnen und ihre zukünftigen Männer saßen.

Als die jüngste Prinzessin den weißen Hund sah, schlug sie die Hände zusammen und sagte, sein Herr habe sie befreit. Ihr Bräutigam wurde zornig und sagte, sie habe doch immer gesagt, er habe sie befreit, was solle denn das jetzt bedeuten? Aber sie blieb bei ihrer Behauptung, daß der Herr des Hundes sie befreit habe. Da schickte der König Leute aus, die dem Hund folgen sollten, um seinen Herrn aufzufinden und ihn

aufs Schloß zu bringen. Der Hund rannte aus Leibes Kräften, so daß die Leute ihm kaum nachkommen konnten, aber sie kamen doch prustend und stöhnend an das Wirtshaus und sagten zu dem Burschen, er solle aufs Schloß kommen. Als er hinkam, fragte er, ob der Hund irgend etwas auf dem Schloß angestellt hätte, weswegen er bestraft werden könne? Er wisse von nichts. „Ja," sagte der König, „er hat eine Flasche Wein gestohlen, das macht aber nichts; aber du mußt mit mir in den Saal." Der Bursche entschuldigte sich, er sei nicht gewöhnt, unter so feine Leute zu kommen! Aber es half alles nichts, der König wollte ihn durchaus hineinführen. Er ging in den Saal hinein, und kaum sah ihn die jüngste Prinzessin, so sagte sie, das sei ihr Befreier. Als ihr Bräutigam zornig wurde und die anderen es nicht glauben wollten, fragte sie, ob er nicht ihre Goldkette habe? Da zog er sie aus seinem Haar, und alle sahen, daß sie von der Prinzessin war. Aber der Bräutigam berief sich darauf, daß er die neun Köpfe hatte. Da holte der Bursche die neun Zungen hervor für die neun Köpfe und auch die Zungen zu den übrigen neun Köpfen, und da sahen alle, daß er die drei Prinzessinnen befreit hatte. Die drei Betrüger aber wurden enthauptet, und der rechte Befreier bekam die jüngste Prinzessin und gleich den dritten Teil des Reiches und nach des Königs Tod das ganze.

11. Der Topf

Es war einmal ein Mann, der ging auf den Markt und wollte seine einzige Kuh verkaufen. Als er ein Stück Weg weit gegangen war, begegnete er einem Mann, der hatte ein Schaf bei sich. Da wurden sie handelseinig, daß sie tauschen wollten, und da bekam der Mann mit der Kuh statt dessen das Schaf. Er ging weiter zum Markt hin mit dem Schaf, aber da kam einer, der hatte eine Gans. Sie tauschten wieder: der Mann

mit dem Schaf bekam die Gans und zog mit ihr weiter zum Markt. Da kam er zu einer Hexe, die hatte einen Topf, und sie machten wieder einen Tausch: der Mann bekam den Topf und die Hexe die Gans.

Dann ging der Mann zu seiner Frau nach Hause mit dem Topf. „Nun, hast du die Kuh verkauft?" fragte sie. „Ja," sagte der Mann, „ich habe einen Topf dafür bekommen." – „Einen Topf?" sagte die Frau. „Das ist aber wenig für eine Kuh." — „Ja," sagte der Mann, „nun ist der Handel geschlossen, und ich will ihn nicht wieder rückgängig machen." Also wurde der Topf auf das Brett zu den anderen Töpfen gestellt. Aber als er eine Weile gestanden hatte, sagte er: „Jetzt tripple-trapple ich!" — „Wo trippel-trappelst du denn hin?" fragte die Frau. „Ich tripple-trapple hinauf zum Herrn!" sagte der Topf und trippel-trappelte davon. Als er hinaufkam, ging er in die Küche, da meinte die Köchin, das sei ein schöner Topf, um Grütze zu kochen und schüttete die Grütze hinein. Da sagte der Topf: „Jetzt tripple-trapple ich!" — „Wo trippel-trappelst du denn hin?" fragte die Köchin. „Ich tripple-trapple hin zu dem armen Mann mit der Grütze." Und damit wackelte er davon. Als der arme Mann die Grütze gegessen hatte, wurde der Topf gespült und wieder auf das Wandbrett gestellt. Wie er nun eine Weile dagestanden hatte, sagte er: „Jetzt tripple-trapple ich!" — „Wo trippel-trappelst du denn hin?" fragte die Frau. „Hinauf zum Herrn," sagte der Topf und trippel-trappelte fort. Als er hinauf kam, ging er wieder in die Küche. Da dachte das Mädchen, das wäre ein hübscher Topf, um Butter hineinzutun, und sie tat Butter hinein. Da sagte der Topf: „Nun tripple-trapple ich!" — „Wo trippel-trappelst du denn hin?" fragte das Mädchen. „Zu dem armen Mann, ich bringe ihm die Butter," sagte der Topf und trippel-trappelte davon. Der arme Mann nahm die Butter aus dem Topf, und er wurde gespült und wieder auf das Wandbrett gestellt. Als er eine Weile oben gestanden war, sagte er: „Jetzt tripple-trapple ich!" -- „Wo trippel-trappelst du denn hin?" fragte die

Frau. „Auf den Herrnhof," sagte der Topf und trippel-trappelte davon. Da kam er wieder in die Küche. Das Mädchen dachte, das wäre ein schöner Topf, um Silberzeug darin zu waschen, und legte eine Menge Silberlöffel hinein. „Jetzt tripple-trapple ich," sagte der Topf und trippel-trappelte davon. Da nahm der arme Mann die silbernen Löffel heraus und stellte den Topf wieder auf das Wandbrett. Da sagte der Topf wieder: „Jetzt tripple-trapple ich!" — „Wo trippel-trappelst du denn hin?" fragte die Frau. „Auf den Herrnhof," sagte der Topf und trippel-trappelte davon. Da dachte der Herr, das wäre ein schöner Topf, um Geld hineinzutun, und tat all sein Geld hinein. „Jetzt tripple-trapple ich," sagte der Topf. „Wo trippel-trappelst du denn hin?" fragte der Mann. „Zum armen Mann mit dem Geld," sagte der Topf und trippel-trappelte davon. Der arme Mann nahm das Geld aus dem Topf und stellte ihn wieder auf das Wandbrett. „Nun tripple-trapple ich," sagte der Topf. „Wo trippel-trappelst du denn hin?" fragte die Frau. „Zum Pfarrer," sagte der Topf und trippel-trappelte davon. Der Pfarrer dachte wie der Herr, das wäre ein schöner Topf, um Geld hineinzutun und tat all sein Geld hinein. „Nun tripple-trapple ich," sagte der Topf. „Wo trippel-trappelst du denn hin?" fragte der Pfarrer. „Zu dem armen Mann mit dem Geld," sagte der Topf und trippel-trappelte davon. Der arme Mann nahm das Geld heraus und stellte den Topf wieder auf das Wandbrett. „Nun tripple-trapple ich," sagte der Topf. „Wohin?" fragte die Frau. „Zum Pfarrer," sagte der Topf und trippel-trappelte davon. Als er in den Pfarrhof kam, verwandelte er sich in ein Scheffelmaß; da wollte der Pfarrer Korn hineinmahlen. Als er voll Korn war, sagte er: „Nun tripple-trapple ich." — „Wohin?" fragte der Pfarrer. „Zu dem armen Mann mit dem Korn," sagte der Scheffel und trippel-trappelte davon. Der arme Mann nahm das Korn heraus, und da verwandelte er sich wieder in einen Topf und wurde auf das Wandbrett gestellt. „Nun tripple-trapple ich," sagte der Topf nach einer Weile. „Wo trippel-

trappelst du denn hin?" fragte die Frau. „Zum Pfarrer," sagte der Topf. Aber diesmal wollte der Pfarrer den Topf zum Narren halten, und der Topf den Pfarrer. Der Pfarrer tat, als wolle er wieder Korn hineinmahlen, aber er wollte ihn mit Mist füllen. Wie er sich nun bückte und den Mist hineinschaufeln wollte, machte der Topf sich groß, so daß der Pfarrer kopfüber in ihn hineinfiel. „Nun tripple-trapple ich," sagte der Topf. „Wohin?" fragte der Pfarrer. „In die Hölle," sagte der Topf.

12. Hans mit den goldenen Haaren

Es war einmal ein Fischer, der lebte von seinem Fischerhandwerk. Eines Tages war er draußen beim Fischen und geriet in ein böses Wetter. Da kam ein Meermann zu ihm und fragte ihn, ob er gerne heim wolle. Ja, das wolle er wohl, sagte er, aber es sehe nicht danach aus, denn das Wetter war schlimm, und er war in seinem kleinen Boot allein. - - Nun, sagte der Meermann, wenn er ihm das Jüngste in seinem Hause geben wolle, wenn er heimkomme, so könne er gutes Wetter und Fischerglück haben; und das Jüngste wolle er erst in zwölf Jahren haben. Der Mann sagte, ja, das wolle er ihm gern überlassen, denn er dachte sich, an dieser Bedingung ließe sich noch manches ändern. Da wurde das Wetter wieder schön, und der Mann fing so viele Fische, daß es ganz unerhört war; dann fuhr er in eine Handelsstadt und verkaufte sie, und fuhr wieder aus, um zu fischen. Und er kam noch mehrmals in die Handelsstadt zurück und verkaufte seine Fische und nahm viel Geld dafür ein. Als er zuerst zum Fischen ausgefahren war, war seine Frau schwanger gewesen; aber sie hatte im Kindbett einen großen Kummer: ihr Mann kam nicht mit den anderen Fischern heim, und sie glaubte, er sei tot. Die anderen Fischer fuhren wieder hinaus, als das

Wetter wieder gut war, und da trafen sie ihn, wie er im Boot stand und Fische einheimste, so viel er nur konnte. Da sagten sie zu ihm: „Ach Gott! Da bist du! Deine Frau ist ins Kindbett gekommen und macht sich große Sorgen um dich; sie glaubt, du seist ertrunken!“ — „Ja, sie soll sich keine Sorgen machen,“ sagte der Mann, „ich komme jetzt bald wieder heim zu ihr.“ Geld hatte er, Fische hatte er auch und sonst alles Mögliche, was er in der Stadt gekauft hatte, und so kam er heim. Aber er sagte nichts davon, daß das Kind irgendwohin sollte. Er hatte beständig Glück beim Fischen und verdiente viel Geld. Mit der Zeit kaufte er sich einen kleinen Hof und hielt sich zwei Pferde.

Der Bub, der auf die Welt gekommen war während seiner Abwesenheit, wuchs auf und wurde groß. Er hieß Hans, und als er groß genug war, um den Pflug zu führen, tat er es; aber so oft der Vater mit dem Knaben allein ging, mußte er weinen. Als der Bursche bald zwölf Jahre alt war, wollte er einmal von seinem Vater wissen, warum er weine. Der Vater sagte, es helfe doch nichts, wenn er es länger verschweige: er sei in bösem Wetter draußen gewesen und habe einem Meermann das Jüngste versprechen müssen, was in seinem Hause sei, wenn er heimkomme. Aber der Meermann wolle ihn erst haben, wenn er zwölf Jahre alt sei. Der Tag, an dem sie den Knaben hergeben mußten, kam näher, und er mußte es seiner Frau sagen. Sie war ganz untröstlich; sie hätten nur das eine Kind, und das sollten sie verlieren, und noch dazu auf diese Art! Aber Hans sagte: „Ich habe gar nichts dagegen; wenn er mich haben will, wird er mir wohl nichts zuleide tun.“ Als er am Fortgehen war, meinte seine Mutter, er solle doch seine guten Kleider anziehen; aber Hans sagte: „Nein, wenn er mich haben will, so soll er mich auch nähren und kleiden.“ Der Vater fuhr aufs Meer hinaus mit ihm an die bestimmte Stelle, wo ihn der Meermann in Empfang nehmen sollte. Der Meermann kam auch und nahm den Knaben mit, und der Vater fuhr wieder heim; und er hatte forthin immer Glück und Erfolg beim Fischen.

Als Hans nun hinunter zu dem Meermann kam, hatte er keine andere Aufgabe, als ein Pferd und einen Löwen zu hüten; er sollte ihnen Feuer vor die Nase und Hafer hintenhin legen. Der Meermann trieb seine Ziegen jeden Tag in den Wald, und mittlerweile war Hans allein und mußte, wie gesagt, die Tiere hüten. Da sagte das Pferd zu ihm: „So mußt du es nicht machen; du mußt das Feuer hintenhin und den Hafer vor unsere Nasen legen." — „Was! Kannst du reden!" rief Hans dem Pferd zu. — „Ja," sagt das Pferd, „das habe ich schon viele Jahre gekonnt; aber wenn du uns treu sein willst, kannst du uns und dich befreien." — „Ja, das will ich schon," sagte Hans. Da sagte das Pferd: „Geh in die große Stube; da stehen drei Flaschen auf dem Tisch, und da hängt ein großes Schwert an der Wand. Trink zuerst aus der einen Flasche, dann aus der anderen und schließlich aus der dritten! Und dann sieh zu, ob du das Schwert heben kannst. Es liegt auch ein Kamm auf dem Tisch, damit mußt du deine Haare kämmen."
Hans tat, wie das Pferd gesagt hatte; er ging in die Stube und erblickte die Flaschen; auf der ersten stand: „Trinkst du von dieser Flasche, so wirst du stark!" Da trank er einen guten Schluck daraus; nun konnte er das Schwert an der Wand ein wenig von der Stelle rücken. Dann nahm er die andere Flasche; darauf stand: „Wer aus mir trinkt, wird stärker!" Als er daraus getrunken hatte, konnte er das Schwert von seinem Platz an der Wand herabheben. Darauf nahm er die dritte Flasche; darauf stand: „Trinkst du aus mir, so wirst du unermeßlich stark!" Als er daraus getrunken hatte, ging er hin und versuchte sich an dem Schwert; und nun konnte er es mit Leichtigkeit schwingen. Dann nahm er den Kamm und kämmte sich damit die Haare; da bekam er Haar so lang, daß es ihm bis auf die Fersen ging und glänzte wie Gold. Dann ging er hinunter und sagte dem Pferd, er habe nach seinem Auftrag getan, und nun könne er das Schwert schwingen. Da sagte das Pferd: „Nun mußt du alle Eßwaren zusammenpacken und Gold und Silber, so

viel wir mitnehmen können, und dann mußt du den Kittel anziehen, der dort an der Wand hängt, und das Schwert umgürten." Hans tat so, setzte sich auf das Pferd, machte den Löwen los und ritt davon, und der Löwe lief hinterdrein. Am Abend kam der Meermann mit seinen Ziegen heim; da war Hans fort und das Pferd und der Löwe auch. Nun wurde der Meermann so wütend, wie er nur sein konnte, und wollte ihnen nachlaufen. Da sagte das Pferd zu Hans: „Wende dich um und schau zurück!" — „Es kommt mir vor, als ob es ganz schwarz und grau hinter uns würde," sagte Hans. „Ja, das ist der Meermann, der hinter uns drein kommt," sagte das Pferd, „reiß ein Haar aus meinem Schwanz und eines aus meiner Mähne und sag, daß hinter uns ein so großer Wald wachsen soll, daß der Meermann nicht durchkommen kann und heimgehen muß und sich Axt und Säge holen, um sich durchzuhauen." Da kam der Meermann an den Wald; und wenn er nicht schon zuvor wütend gewesen wäre, so wäre er es jetzt geworden; denn er mußte wieder umkehren und sich Axt und Säge holen, um sich einen Weg durchzuhauen. Nun hatten sie einen langen Vorsprung; aber auf einmal sagte das Pferd: „Dreh dich um und schau zurück!" — „Ja," sagte Hans, „nun kommt es mir wieder vor, als ob es hinter uns schwarz und grau würde, noch viel schlimmer als das erstemal." — „Reiß ein Haar aus meinem Schwanz und eines aus meiner Mähne!" sagte das Pferd, „und sag, es soll ein solches Meer hinter uns werden, daß der Meermann nicht durch kann, ehe er nicht mit seinen Geißen kommt, daß sie es austrinken." Als der Meermann an den See kam, wurde er noch viel wütender; rannte heim und brachte seine Geißen mit, damit sie ihn austränken. Nun hatten sie wieder einen langen Vorsprung. Dann sagte das Pferd: „Schau einmal zurück, ob du etwas siehst?" — „Ja," sagte Hans, „nun kommt es mir vor, als ob hinter uns oben in der Luft ein Feuer brennte." — „Ja," sagte das Pferd, „jetzt ist der Meermann erst recht wütend; jetzt ist er so wütend, daß man Funken aus seinen Augen schlagen kann.

Reiß ein Haar aus meinem Schwanz und eines aus meiner Mähne und sag, daß hinter uns ein solches Feuer brennen soll, daß der Meermann nicht darüber kommen kann, wenn er nicht heimgeht und seine Stahlstange holt, um darüber zu springen." Also mußte der Meermann wieder umkehren und seine Stahlstange holen, und die hätte er fast nicht gefunden; er suchte in allen Winkeln und in allen Ecken und Enden; schließlich kam er zu seiner alten Mutter, die saß in einer Ecke. „Was hast du denn, mein Söhnchen?" fragte sie, „warum bist du denn gar so böse?" Denn er fuhr überall herum und teilte Püffe und Hiebe aus. Ja, sagte er, das sei auch kein Wunder: der Bursche, den er habe aufziehen lassen, habe ihm sein ganzes Hab und Gut gestohlen; und wenn er ihm auch nachlaufe, so könne er doch nie zu ihm gelangen; das erstemal habe er ihm einen Wald vor die Nase hingepflanzt, das zweitemal einen See, und diesmal ein Feuer, und da könne er nicht hinüber kommen, wenn er nicht die Stahlstange finde, um hinüberzuspringen. „Ach Gott, mein Söhnchen!" sagte da die Alte. „Soll ich denn nicht mitgehen? Ich glaube, ich springe leichter als du?" Da nahm er sie auf den Buckel und schleppte sie mit. Wie sie an das Feuer kamen, setzte er die Stange mitten hinein, damit die Alte sich daran halten und hinüberspringen könne; und sie sprang zu und sprang mitten ins Feuer; da saß sie und schrie: „Ach Gott, mein Söhnchen, komm doch und hilf mir aus dem Feuer!" Er sprang zu ihr ins Feuer, und da saßen sie beide und verbrannten.

Da sagte das Pferd: „Nun haben wir den Meermann los, denn jetzt sitzt er im Feuer und verbrennt. Kannst du uns jetzt etwas zu essen geben? Denn wir haben Hunger, und was du essen kannst, das können wir auch essen." Als sie nun gegessen hatten, sagte das Pferd: „Hier, bei diesem Wald, da ist ein Königsschloß, da kannst du hingehen und in Dienst treten; aber jeden Abend mußt du hier heraus kommen und uns etwas zu essen bringen." Hans ging in das Schloß, und da wurde er als Stallbursche angenommen. Er

mußte die Pferde waschen, striegeln und putzen, und der Stallmeister war sehr zufrieden mit ihm. Wie er sein Abendbrot bekam, ging er damit hinaus in den Wald zu dem Pferde, und das fragte ihn: „Nun, wie ist dir's gegangen, Hans?" — „Ich bin im Stall," sagte Hans, „und ich habe es ganz ungeheuer gut." — „Das taugt nichts," sagte das Pferd, „da kannst du nicht bleiben; morgen, wenn du die Pferde gewaschen hast, mußt du sie mit Mist beschmieren." Und so tat Hans; als er am nächsten Morgen die Pferde gewaschen und gestriegelt hatte, nahm er Mist und beschmierte sie wieder. Da kam der Stallmeister und sah es; darüber wurde er zornig, nahm eine Peitsche und prügelte Hans ganz erschrecklich. Als der Koch auf dem Schloß das sah, dauerte ihn der Bursche, und er sagte: „Das ist doch sündhaft, den kleinen Buben so unbarmherzig zu schlagen." — „Nein," sagte der Stallmeister, er habe sich auch danach aufgeführt: zuerst die Pferde gestriegelt und dann wieder mit Mist beschmiert. „Gib mir den Burschen!" sagte der Koch, „ich kann so einen Kleinen gut brauchen." Also kam Hans in die Küche; da hatte er es noch besser; er bekam Reste und Brocken von Fleisch und Brot, und noch dazu sein Vesperbrot; das konnte er alles dem Pferd hinausbringen. Am Abend ging er hinaus in den Wald und erzählte ihm, wie es ihm gegangen war; er sei nun in der Küche, und da habe er es sehr gut. Aber das Pferd sagte: „Das taugt auch nichts; da kannst du auch nicht bleiben; morgen, wenn du aufgewaschen und gespült hast, mußt du die Schüsseln wieder schmutzig machen, damit du davongejagt wirst." — „Aber da bekomme ich so viel Prügel," sagte Hans. „Darum darfst du dich nicht kümmern," sagte das Pferd, „du wirst schon noch entschädigt werden für deine Prügel." Hans tat, wie das Pferd gesagt hatte. Am nächsten Tag, als er gespült hatte, machte er das Geschirr wieder schmutzig. Wie der Koch das sah, kam er in Wut und packte den Schürhaken und prügelte den Jungen gehörig durch. Hans schrie und jammerte. Da kam der Gärtner dazu und hörte das. „Aber, wie kannst du

den armen Kerl so schlagen!" rief er. „Ach, er ist so böse," sagte der Koch, „erst spült er das Geschirr und dann macht er es wieder schmutzig." — „Gib mir den kleinen Burschen hinunter in den Garten!" sagte der Gärtner, „ich könnte ihn gut brauchen." Also kam Hans in den Garten zum Gärtner, und am Abend, als er sein Abendbrot bekommen hatte, lief er hinaus in den Wald zu dem Pferd. „Nun, wo bist du jetzt, Hans?" fragte das Pferd. „Nun bin ich im Garten, und da habe ich es sehr gut," sagte Hans. „Ja, du mußt sehen, daß du auch dort bleibst," sagte das Pferd. Und Hans war froh, denn er hatte keine Lust, noch einmal auf diese Weise den Dienst zu wechseln.

Nun blieb Hans auch bei dem Gärtner und hatte es recht gut und ging jeden Abend hinaus zu dem Pferd. Der König hatte drei Töchter, und es war Sitte, daß der Gärtner an jedem Samstag für jede von ihnen einen Blumenstrauß binden mußte. Am ersten Samstag, als Hans da war, bat er, ob er nicht auch einen davon binden dürfe. Aber der Gärtner wollte es nicht wagen; er hatte Angst, Hans könne es nicht richtig machen, und er hatte nicht mehr Blumen, als er gerade brauchte. Aber Hans bat so lange, bis er schließlich doch durfte, und nun band er ein Sträußchen, das war viel schöner als irgendeines, das der Gärtner je gebunden hatte. Nun mußten sie die Sträußchen hinauftragen, denn Hans wollte das seine persönlich abliefern, oben an einer Tür, wo die Prinzessinnen zu einer bestimmten Stunde herauskamen und die Blumen in Empfang nahmen. Hier sah Hans die Prinzessinnen das erstemal, und er paßte auf, welcher von ihnen er am liebsten seinen Strauß geben wollte, und da war es die jüngste von ihnen. Hans hatte eine alte schmutzige Kappe auf und sein prächtiges Haar darunter gestopft, und diese Kappe nahm er niemals ab. Als er an die Tür kam, wo die Prinzessinnen und vornehmen Herren standen, sagte man ihm, er solle seine Kappe abnehmen. „Ich bin grindig," sagte Hans, und von der Zeit an hieß man ihn nur Grindhans. (Wenn die königliche Familie herunter in den Garten kam

und spazieren ging, so machten sie sich oft den Spaß, zu Hans zu sagen: „Nimm deine Kappe ab!" denn dann sagte er immer: „Ich bin grindig.") Er gab also der jüngsten Prinzessin seinen Blumenstrauß, und sie gab ihm Goldstücke als Trinkgeld. Die zeigte er dem Gärtner und sagte, es sei doch komisch, daß sie ihm Rechenpfennige gegeben hätte. Da nahm ihm der Gärtner die Goldstücke ab und gab ihm Kupfermünzen dafür, denn die kannte er. Als es nun wieder Samstag war, wollte der Gärtner haben, daß Hans alle drei Blumensträuße binden sollte. Aber Hans wollte nur den einen binden, und den gab er der jüngsten Prinzessin. Sie sagten wieder zu ihm, er solle seine Kappe abnehmen, und er sagte wieder nein, er sei grindig. Auch Goldstücke bekam er wieder als Trinkgeld und der Gärtner gab ihm wieder Kupfermünzen dafür. Die Zeit verging, und indessen fingen die Leute an, die Prinzessin mit Grindhans aufzuziehen, und sie mußte zu jeder Stunde seinen Namen hören.

Nun traf es sich, daß ein Krieg ausbrach, und das ganze Land wurde von dem feindlichen Heer belagert. Alle, die nicht mit in den Krieg gezogen waren, wollten auch ausrücken, und jeder bekam ein Pferd. Auch Grindhans bat um ein Pferd; aber es war keines mehr da außer einer alten Mähre, die nur noch auf drei Beinen gehen und stehen konnte. Die bekam Hans. Also ritt er auf dem Dreibeinigen davon (so hießen die Leute das Pferd), und alles lachte und grinste hinter ihm drein. Er kam abseits von den anderen in den Wald, wo das Pferd und der Löwe sich aufhielten, und wo er sein Schwert und seinen Kittel hatte. Da versteckte er seine alte lumpige Jacke und die alte Kappe, band den Dreibeinigen an einen Baum und setzte sich auf das Pferd des Meermannes; seine goldenen Haare hingen ihm über den Rücken hinunter, das Schwert hatte er an seiner Seite, und der Löwe wandelte hinter ihm drein, und so ritt er gegen den Kampfplatz und machte in geringer Entfernung halt und sah, wie die Sache stand. Der Feind war so stark, daß er nahe daran war, die Oberhand zu behalten. Da sagte das Pferd

zu Hans: „Blas in den Handgriff deines Schwertes!" Und da kamen so viele Soldaten zu Fuß und zu Roß, daß man den Boden nicht mehr sehen konnte. Hans hieb und schlug mit seinem Schwert, der Löwe biß und kratzte, und so töteten sie eine Menge Feinde. Als der Feind nun besiegt war, sagte das Pferd zu Hans: „Nun blas in das andere Ende deines Schwertes!" Da waren sie verschwunden, alle die Soldaten. Nun gab es einen Waffenstillstand bis zum nächsten Tag — da sollte der Kampf weitergehen. Der König rief seinen Leuten zu, sie sollten ihm den bringen, der die Schlacht gewonnen hätte. Aber Hans ritt wieder in den Wald, und man wurde seiner nicht habhaft. Wie er in den Wald kam, sattelte er das Pferd ab, versteckte sein Gewand und sein Schwert und stopfte sein schönes Haar unter seine Kappe, setzte sich auf den alten Dreibeinigen und ritt wieder ins Schloß. Er war der erste, der heimkam, und konnte erzählen, wie es gegangen sei: es sei einer gekommen mit vielen, vielen Soldaten und habe den Feind geschlagen.

Am anderen Tag ging es gerade so. Hans kam und wollte auch ein Pferd haben und hinausreiten und zusehen. Ja, sagte der König, da er nun doch einmal sein Schwiegersohn werden wolle, so könne er nicht anders, als ihm ein Pferd geben. Das war nämlich der Spaß, den sie immer mit der jüngsten Prinzessin trieben, sie sagten, sie solle den Grindhans heiraten. Also bekam er wieder den alten Dreibeinigen, ritt hinaus in den Wald und band ihn an einen Baum, kleidete sich um und bestieg sein eigenes Pferd; das Schwert an der Seite, das goldene Haar über den Rücken und den Löwen hinterdrein. So ritt er hin und hielt beim Heer des Königs und sah zu, wie die Feinde des Königs Soldaten erschlugen. Da sagte das Pferd zu ihm: „Blas in den Griff deines Schwertes!" Da kamen so viele Soldaten zu Fuß und zu Pferd, daß man es gar nicht zählen konnte. Hans hieb und schlug, und der Löwe biß und kratzte so viele, daß sie den Feind besiegten wie gestern. Da sagte das Pferd: „Blas in das andere Ende deines Schwertes!" Da verschwanden sie

wieder bis auf den letzten Mann. Der König und seine Leute merkten wohl, daß ihnen derselbe wieder geholfen hatte, und sie ritten ihm nach; aber keiner konnte ihn einholen, bevor er wieder im Wald war. Der König verstand nicht, wo die Leute hergekommen sein könnten, denn er hatte kein anderes Volk gebeten, ihm beizustehen. Hans sattelte sein Pferd wieder ab, versteckte sein Gewand und sein Schwert, stopfte sein Haar unter die Kappe, zog seine alten Lumpen wieder an und ritt auf dem Dreibeinigen nach Hause. Er kam am ersten nach Hause, und alle drängten sich um ihn, um zu hören, wie es gegangen sei. Hans berichtete, es seien wieder fremde Truppen gekommen und hätten ihnen geholfen und den Feind besiegt. Nun gab es einen Waffenstillstand bis zum dritten Tag, dann sollte der Kampf weitergehen.

Als die anderen fortritten, wollte Hans auch mit und zusehen. Der König sagte dasselbe wie das letztemal: Hans solle ein Pferd bekommen, da er doch sein Schwiegersohn werden wolle. Es war nur noch der Dreibeinige da, und den bekam er. Er ritt in den Wald hinaus, zog seinen alten Kittel aus und den Kriegsmantel an, setzte sich auf sein eigenes Pferd, das Schwert an der Seite, das goldene Haar über den Rücken und den Löwen hinterdrein, so hielt er bei dem Heere und sah zu. An diesem Tag war der König selbst mit in der Schlacht, denn der Krieg sollte beendet werden. Da hätten sie fast den König gefangen genommen. Da sagte das Pferd: „Blas in deinen Schwertgriff!“ Gleich kamen da so viele Soldaten zu Fuß und zu Roß, daß man den Boden nicht mehr sehen konnte. Hans ritt auf den Feind zu, hieb und schlug, und der Löwe biß und riß in Stücke, was ihm in die Nähe kam. Das ging so lange, bis keiner von den Feinden mehr übrig war; sie waren alle gefallen. Da sagte das Pferd: „Blas in das andere Ende deines Schwertes!“ Da waren die Soldaten alle verschwunden bis auf den letzten Mann. — Der König ließ Alarm blasen, sie sollten ihn einkreisen, wer es auch sei; denn es war der gleiche, der nun schon zum drittenmal erschienen war. Und sie schlossen einen so dichten Ring

um Hans, daß er keinen Ausweg sah. Doch meinte er neben dem König eine kleine Lücke zu erspähen; da wollte er ausbrechen; aber der König hieb so kräftig nach ihm, daß er ihn am Bein verwundete. Doch ritt Hans rasch in den Wald, sattelte das Pferd ab, verbarg sein Schwert, zog seine alten Kleider an, stopfte sein Haar unter die Kappe, stieg wieder auf den Dreibeinigen und kam als Erster ins Schloß zurück.

Wie er heimkam, stand die jüngste Prinzessin unter der Tür und fragte, wie es ihrem Vater gegangen sei; denn sie wußte wohl, daß es schlimm stehen mußte, weil er selbst in die Schlacht gezogen war. Hans berichtete, daß derselbe, der schon zweimal gekommen sei, auch heute dagewesen sei und die Feinde bis auf den letzten Mann vernichtet habe; aber niemand wisse, wer er sei. Hansens Bein blutete, und er klagte darüber; ob sie nichts habe, das man darumbinden könnte? Der alte Dreibeinige sei mit ihm im Wald angerannt, sagte er. Die Prinzessin hatte ein seidenes Taschentuch in der Hand, in dem ihr Name stand; das gab sie ihm, um sein Bein zu verbinden. Dann kamen die anderen aus dem Krieg zurück, der König auch. Und jetzt war der Krieg aus.

Der König wußte nun durchaus nicht, wo er den suchen sollte, der ihm geholfen hatte, denn er wollte doch wissen, wer es war. Da ließ er im Land und in anderen Reichen ausrufen, wer am Bein verwundet sei, solle seine Tochter und das halbe Reich haben, und nach seinem Tod das ganze, wenn er in dem Aufzug erscheinen könne, in dem der Unbekannte gekommen war. Da kam hoch und niedrig aus seinem Land und aus den fremden Ländern. Manche verwundeten sich am einen Bein, andere am anderen; sie dachten, es könne vielleicht stimmen, und sie bekämen die Prinzessin und das ganze Reich und könnten König werden. Nun hatten sich alle gezeigt; aber keiner konnte die Wunde aufweisen, die von des Königs Hand herrührte. Nun wußte man niemand mehr außer Grindhans, der hatte ja auch zugesehen und war auf dem Dreibeinigen geritten. Also hieß man ihn auch sich zei-

gen; Hans sagte zwar, das habe doch keinen Sinn; er habe ja nur gehalten und zugesehen auf dem alten Dreibeinigen. Aber er mußte sich doch zeigen.

Als er hinauf ins Schloß kam, sagten die Leute zu ihm: „Hans, nimm deine Kappe ab!“ — „Ich bin grindig!“ sagte Hans. Er ging weiter und kam näher zum König. „Nimm deine Kappe ab, Hans!“ sagten die Leute, „du sollst mit dem König reden!“ — „Ich bin grindig,“ sagte Hans. Die Prinzessinnen waren in dem gleichen Saal, wo er sich zeigen sollte; die beiden älteren pufften einander in die Seiten und lachten die Jüngste aus: hier käme Grindhans, der sei es gewiß gewesen, der den Feind besiegt hätte, und nun könne er seine Prinzessin bekommen. Der König begrüßte Hans und sagte, hier komme sein Schwiegersohn; er sei ja auch mit im Krieg gewesen und solle sich nun auch sehen lassen. Ein paar Leute standen dabei und halfen ihm sein Bein vorzeigen. Ja, sagte er, er habe wohl ein schlimmes Bein, der alte Dreibeinige sei mit ihm im Wald an einen Baumstamm angerannt. Der König wollte die Wunde sehen, und als sie sie bloßlegen wollten, war das Taschentuch der Prinzessin darum gewickelt. Hatte man sie vorher noch nicht genug mit Grindhans aufgezogen, so geschah das jetzt gründlich und jeder hatte etwas zu lachen. Als der König das Bein sah, merkte er, daß es die gleiche Wunde war, die er gemacht hatte. Da gab er Hansens Kappe einen Puff, daß sie bis an die Tür fortrollte, und das goldene Haar wallte über seinen Rücken hinunter. Da sagte der König: „Du bist auch nicht der, für den wir dich gehalten haben!“

Nun wurde sein Bein richtig verbunden, daß es wieder heilen konnte, und der König sagte, er solle doch in demselben Anzug kommen, wie er im Krieg gewesen war. Denn er sah, daß der sein Befreier gewesen war; und er könne sich von seinen Töchtern aussuchen, welche er wolle. Hans bat sich eine kleine Frist aus, er wolle ein wenig in den Wald gehen, er sei gleich wieder da. Nun ging er hinaus in den Wald und warf seine alten Lumpen weg, denn die brauchte er nun nicht

mehr. Und dann ging er zu dem Pferd und erzählte ihm, wie alles zugegangen sei. Das sagte ja, es wisse schon. Dann fragte er das Pferd, welche von den Königstöchtern er nehmen solle? „Die jüngste mußt du nehmen," sagte das Pferd, „sie ist deinetwegen ausgelacht worden; die mußt du nehmen." Darauf zog er sein Gewand an und setzte sich auf das Pferd. Das Schwert an der Seite, das Goldhaar über den Rücken hinunter und den Löwen hinterdrein, so kam er ins Schloß. Und nun konnte jeder sehen, daß er es war, der das Heldenstück im Krieg vollbracht hatte. Alle gingen ihm entgegen, und der König fragte, welche von seinen Töchtern er nun haben wolle. Hans antwortete, wie das Pferd ihn geheißen hatte, er wolle die Jüngste haben; sie habe sich seinetwegen so lang auslachen lassen, daß sie ihm nun die Liebste sei. Die Hochzeit wurde festgesetzt, und Hans wurde König.
Das Pferd und der Löwe wurden in den Stall geführt, und Hans kam jeden Tag zu dem Pferd und unterhielt sich mit ihm, und es bekam dasselbe Essen wie Hans. Am Hochzeitstag war Hans auch unten bei dem Pferd, da sagte es: „Nun habe ich dich von dem Meermann erlöst und dir dazu verholfen, daß du König geworden bist. Willst du mich nun auch erlösen?" Ja freilich, sagte Hans, wenn er irgend könne. „Nun mußt du mir den Kopf abhauen und ans Schwanzende ansetzen und den Schwanz abhauen und ihn da ansetzen, wo der Kopf war!" — „Das kann ich nicht," sagte Hans, „du bist so gut mit mir gewesen, daß ich dir das nicht antun kann." — „Wenn du das nicht tust," sagte Hans, „sollst du wieder so unglücklich werden, wie du warst, als der Meermann hinter uns her war." Da mußte Hans es tun. Kaum war es geschehen, so verwandelte sich das Pferd in den schönsten Prinzen, den man sich denken kann. Er ging mit Hans ins Schloß hinauf und zum König, und der König erkannte ihn gleich, er war nämlich ein Erbprinz seines Reiches. Der König erschrak sehr, denn nun hatte er das Reich Hans gegeben. „Das macht nichts," sagte der Prinz, „denn wäre Hans nicht gewesen, so wäre ich nie erlöst wor-

den. Und wenn ich nicht gewesen wäre, so wäre Hans nicht König geworden; also gönne ich Hans gern das Reich." Also blieb der Prinz sein Freund und treuer Berater. Der Löwe war ein Löwe und blieb ein Löwe, der mit ihnen in den Krieg zog; und er überwand alle, mit denen er kämpfte. Seit der Zeit traute sich niemand mehr mit ihnen Krieg zu führen, denn des Schwertes wegen waren sie in einen erschrecklichen Ruf gekommen, und sie lebten ihr Leben lang in Ruhe und Frieden.

13. Der Gesundheitsbaum



Es war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne. Wie es mit ihm zum Sterben kam, rief er sie zu sich und sagte, er habe ihnen nichts zu hinterlassen als seinen Obstgarten; den sollten sie teilen. Einer von den Bäumen im Garten trage Gesundheitsäpfel, aber welcher das sei, und wo er stehe, das wolle er nicht sagen. So starb der Mann und die Söhne wollten das Erbe teilen. Aber der Jüngste war so klein, daß er bei der Teilung nicht dabei sein durfte. Die beiden älteren Brüder teilten nun den Garten unter sich, und nur einen einzigen Baum mitten im Garten wiesen sie ihrem kleinen Bruder zu. Land bekam er gar keines, und sie dachten, wenn das Unglück es wirklich wolle, daß sein Baum die Gesundheitsäpfel trüge, so könnten sie ja immer auflesen, was auf ihren Grund und Boden fiel.

Eines Tages hörte man, daß die Prinzessin im Land gefährlich krank sei, und der König hatte sie und das halbe Königreich demjenigen versprochen, der sie wieder gesund machen könne. Und da wollten die Brüder gleich ihr Glück versuchen. Der älteste rannte gleich in den Garten hinunter mit einem Korb, pflückte eine Frucht von jedem seiner Bäume, legte sie in seinen Korb und machte sich auf den Weg nach dem Schloß.

Der Weg führte durch einen großen Wald, und wie er da hineinkam, begegnete ihm eine alte Frau. „Guten Tag," sagte die Frau, „was hast du in deinem Korb?" — „Frösche und Kröten," sagte der Bursche, „aber was geht das dich an?" — „Also sollen es Frösche und Kröten sein und bleiben!" sagte die alte Frau und ging ihren Weg. Der Bursche ging weiter und kam vor die Schloßwache. „Was willst du, mein Sohn?" fragte man ihn. „Ich habe Gesundheitsäpfel in meinem Korb und will ins Schloß und die Prinzessin gesund machen." Nun, das sei ja sehr schön, aber zuerst wolle man doch in den Korb sehen. Und als sie den Deckel aufmachten, wimmelte es von Fröschen und Kröten. Da prügelte die Wache den Burschen gehörig durch und jagte ihn davon.

Inzwischen war auch der zweite Bruder in seinen Garten gelaufen und hatte von allen seinen Bäumen einen Korb voll Obst gepflückt. Und als er in den Wald kam, begegnete ihm dieselbe alte Frau, die ihm Guten Tag sagte und fragte, was er in seinem Korb habe. „Schlangen und Blindschleichen!" sagte er ebenso barsch wie sein Bruder. Und sie sagte ebenso zu ihm: „Schlangen und Blindschleichen sollen es sein und bleiben!" Er kam an die Wache und wollte mit seinen Gesundheitsäpfeln Einlaß haben, aber als man den Korbdeckel aufmachte, kamen die ekelhaftesten Schlangen und Blindschleichen haufenweise herausgekrochen. Und da bekam er eine Tracht Prügel ebenso wie sein Bruder.

Schließlich wollte auch der jüngste Bruder sein Glück versuchen und pflückte Äpfel von seinem Baum und machte sich auf den Weg. Im Wald begegnete ihm die alte Frau. „Guten Tag," sagte sie, „was hast du in deinem Korb?" — „Guten Tag auch Euch," sagte der Kleine recht freundlich. „Das sind Gesundheitsäpfel in meinem Korb." — „Gesundheitsäpfel sollen es sein und bleiben!" sagte die Frau und ging weiter. Der Kleine ging seines Weges, und als er aus dem Wald heraus war, führte der Weg am Strand entlang. Da sah er, daß die Wellen einen großen Hecht an den Strand warfen, der nun dalag und nach Luft schnappte.

„Du armer Fisch," sagte der Bursche, „ich will dir schon helfen!" und er warf ihn weit hinaus ins Wasser. Gleich streckte der Hecht das Maul heraus und rief: „Du sollst bedankt sein! Wenn du in Not bist und ich dir helfen kann, so rufe nach mir, und ich werde kommen!" Der Bursche ging nun weiter, und da sah er einen Raben und einen Bienenschwarm, die stritten sich, und es ging zwischen beiden Teilen schlimm her. Da ging der Bursche hin und machte ihnen Vorstellungen, wie unsinnig es sei, so übereinander herzufallen, da doch jeder nach seiner Seite fliegen könne. Das kam ihnen auch vernünftig vor, und der Rabe und der Bienenschwarm riefen ihm zu, als sie auseinanderflogen: „Bedankt sollst du sein für deinen guten Rat! Und wenn du in Not kommst und wir dir helfen können, so rufe uns, und wir werden kommen!" Der Bursche ging nun weiter und kam an die Schloßwache. „Was willst du, mein Sohn?" fragte die Schildwache. „Ich habe Gesundheitsäpfel in meinem Korb und möchte ins Schloß und die Prinzessin gesund machen," sagte der Bursche. Ja, das sei ja sehr schön, aber zuerst wollten sie doch einmal in den Korb sehen, wo die Äpfel sein sollten, denn sie hätten heute schon allerhand kuriose Sachen gesehen. Aber der Korb war richtig voll schöner Äpfel; und als der Bursche einem von der Wache zwei Äpfel zu versuchen gab, wurde ihm so frisch und leicht zumute, daß man den Knaben schleunigst vor den König und vom König zur Prinzessin führte. Er gab ihr einige Äpfel, und als sie den ersten gegessen hatte, konnte sie das Haupt von den Kissen erheben, und als sie den zweiten gegessen hatte, konnte sie sich im Bett aufsetzen, und als sie den dritten gegessen hatte, sprang und tanzte sie im Zimmer herum.

Der König war aus Herzensgrund froh darüber und sagte, nun müsse sie den kleinen Burschen zum Mann nehmen. Aber das gefiel ihr nicht, denn das sei doch eine recht unansehnliche Heirat, meinte sie. Und sie sagte zu ihrem Vater, der Mann, der sie zur Frau haben wolle, müsse doch auch

etwas ausgerichtet haben in der Welt; und wenn sie den kleinen Burschen nehmen müsse, so solle er zuerst den Ring wiederbringen, der dem König vor vierundzwanzig Jahren ins Meer gefallen war. Das teilte der König dem Burschen mit, und der machte ein bedenkliches Gesicht, aber da fiel ihm der Hecht ein, und er lief hinunter an den Strand, rief ihn herbei und klagte ihm seine Not. Der Hecht tauchte sofort unter und kam bald wieder mit dem Ring zum Vorschein, und der Bursche kehrte leichten Herzens wieder ins Schloß zurück.

Der König nahm den Ring mit großer Verwunderung, ging hinein zu seiner Tochter und sagte: „Du weißt ja, was dem versprochen ist, der dich gesund gemacht hat, und nun hilft kein Reden mehr, du mußt ihn zum Mann nehmen." Die Prinzessin sagte aber doch, das könne sie nicht, denn sie müsse einen Mann haben, der ihr ein ebenso großes und prächtiges Schloß verschaffen könne, wie das, in dem sie jetzt wohnte, und das müsse aus Wachs sein und glänzen wie das helle Gold. Der König ging hinaus zu dem Burschen und sagte ihm das Verlangen der Prinzessin, und da machte er zuerst ein langes Gesicht. Aber dann fielen ihm die Bienen ein, er lief hinaus und klagte ihnen seine Not. Und sie versprachen, sie würden für ihn tun, was sie könnten. Und als am nächsten Morgen die Leute aufwachten, stand ein Wachsschloß da, das war ebenso groß und prächtig wie das Königsschloß und glänzte wie das helle Gold.

Da ging der König zur Prinzessin hinein und sagte: „Nun kann ich dir nicht mehr länger Zeit lassen, jetzt mußt du ihn nehmen, und du kannst ja auch sehen, daß er mehr versteht als andere Leute." Die Prinzessin wunderte sich sehr über das, was sie sah; aber sie war immer noch nicht zufrieden. Sie verlangt, der Bursche solle ihr noch die drei ältesten Brände der Hölle holen, wenn er ihr die verschaffen könne, so wolle sie nichts weiter beanspruchen und ihm gern ihre Hand geben. Der König war böse darüber, aber er gab doch seiner Tochter nach und sagte dem Burschen das Verlangen.

Der war zuerst sehr traurig, aber auf einmal fiel ihm der Rabe, der Apostel des Teufels, ein, dem er damals geholfen hatte, und den rief er und klagte ihm seine Not. Der Rabe versprach zu tun, was in seinen Kräften stehe, und war bald wieder mit den drei Bränden zurück. Die nahm der Bursche, rannte damit, was er konnte, ins Schloß und schleuderte sie in den Schoß der Prinzessin. Gleich flammte es hoch auf, und im Rauch und Feuer wäre sie fast erstickt.

Da sprang sie in größter Angst auf und lief zu dem Burschen hin; und nun hatte sie nichts mehr dagegen, seine Frau zu werden. Da hielten sie Hochzeit und bekamen das halbe Königreich als Mitgift.

14. Peter Rothut



Es war einmal eine Prinzessin drüben in England, die war so schön, daß es ihresgleichen nicht mehr gab, und das ließ sie förmlich in die Zeitung setzen, aber sie war zugleich so stolz, daß sie sich kaum selbst kannte. Unzählige freiten um sie, aber alle bekamen ein Nein zu hören. Der König hier in Dänemark hatte einen Sohn, der sich selbst auch für einen stattlichen Kerl hielt, und dem kam es denn in den Sinn, auszuziehen und um die Prinzessin anzuhalten. Also fuhr ein Schiff aus und ein großes Gefolge mit ihm. Als er in London ankam, ging er ins Schloß und trug seine Absicht dem König vor. Der König hatte nichts dagegen, aber die Prinzessin sollte ihren freien Willen haben, sagte er, und so wurde sie hereingerufen; aber als der Prinz ihr seinen Antrag machte, warf sie den Kopf zurück und sagte, daß sie nicht mehr von ihm wissen wolle, als von ihres Vaters Schuhbürste oder Wichsschachtel. Damit konnte er abziehen.

Nun nahm er sich vor, daß er ihr als Entgelt für diese Antwort einen Streich spielen wolle. Da ging er zum Schiff hin-

unter und ließ seine Sachen ans Land tragen und in einem Gemach unterbringen, das er gemietet hatte, und dann ließ er alle seine Leute heimsegeln und seinem Vater ausrichten, daß er fürs erste nicht käme.

Darauf sagte er zu seinem Diener, er solle in die Stadt gehen und den ärgsten Vagabunden ausfindig machen, der vor vorhanden sei, und mit ihm die Kleider tauschen. Der Diener ging die Straßen auf und ab und sah manche arme Teufel, aber er sollte ja den elendesten aussuchen. Da hörte er ein Gespräch unten in einem Keller und ging hinunter. Dort war einer, den man Peter Rothut hieß, und der war der verlumpteste von allen, die er bisher gesehen hatte. Der Diener fragte ihn, ob er die Kleider mit ihm tauschen wolle? Peter Rothut wurde wild und wütend, weil er glaubte, der andre wolle ihn zum Narren halten. Aber es war ihm voller Ernst, und so wurde der Tausch vollzogen. Peter hatte einen erschrecklich großen, breitrandigen Hut, den kannte man in der ganzen Stadt; diesen bekam der Diener auch. Nun kam er zurück zum Prinzen mit dieser Gewandung, und die Sache machte sich ausgezeichnet.

Inzwischen war der Prinz bei einem Goldschmied gewesen, um einen Goldrocken, eine goldne Spindel und eine goldne Garnwinde zu bestellen, und als das fertig war, zog er Peter Rothuts Kleider an und ging mit dem goldenen Rocken in des Königs Garten. Da setzte er sich und spann direkt vor den Fenstern der Prinzessin. Als sie aufwachte und den Peter Rothut dasitzen sah und an einem Goldrocken spinnen, schickte sie sofort eines von ihren Mädchen zu ihm hinunter: einen schönen Gruß von der Prinzessin und ob sie ihm nicht den Rocken abkaufen könnte. Doch, das könne sie wohl, aber er wolle selbst mit ihr reden. Dazu hatte sie zwar keine große Lust, aber sie hatte noch nie etwas so Schönes gesehen wie den Rocken, und das Verlangen danach war so stark, daß sie sich entschloß, zu Peter hinunterzugehen. Da fragte sie ihn, was er dafür haben wolle. Nichts, als daß er die Nacht über in ihrer Kammer sitzen dürfe. Die Prinzessin wurde halb-

wegs zornig und drehte sich auf dem Absatz herum mit den Worten: „Nein, pfui, so ein Schwein sollte in meiner Kammer sitzen!“ Das ließ sich also nicht machen; aber auf andere Weise könne sie den Rocken nicht bekommen, sagte er, und er sei für Geld nicht feil. Die Prinzessin schaute nach dem Rocken, und das Verlangen wurde je länger je stärker, so daß sie zuletzt ohne den Rocken nicht mehr hätte leben können; da redete sie mit ihren Hofdamen darüber, ob sie dächten, man könne es einrichten. Die meinten, daß es nicht gar so schlimm sei, wenn er versprechen wolle, auf dem angewiesenen Platz sitzen zu bleiben, und wenn sie die Nacht über als Wache in dem Gemach blieben.

Also erhielt sie den Rocken, und als es Abend wurde, kam Peter Rothut und setzte sich auf einen Stuhl an einen kleinen Tisch. Da blieb er die ganze Nacht sitzen und rührte sich nicht von der Stelle. Am Morgen mußte er weggehen, und da ging er hinunter und nahm seine goldene Haspel. Die Prinzessin schlief lang in den Tag hinein, und als sie aufstand, sah sie Peter Rothut unten im Garten sitzen und das Garn haspeln, das er gestern gesponnen hatte. Als die Prinzessin die Haspel zu Gesicht bekam, schickte sie eine von ihren Mädchen hinunter, einen schönen Gruß und ob sie ihm die Haspel nicht abkaufen könnte. Ja, das könne die Prinzessin wohl, aber er wolle selbst mit ihr reden. Da kam sie zu ihm hinunter, denn sie hatte großes Verlangen nach der Haspel, und sie paßte auch zum Rocken, wie ihr schien. „Was kostet sie?“ fragte sie ihn. Sie sollte nicht mehr kosten, als daß er über Nacht an ihrem Bett sitzen dürfe. „Nein, pfui, Peter Rothut neben meinem Bett zu haben!“ rief sie, „das geht niemals an!“ Aber auf andere Art konnte sie die Haspel nicht bekommen. Da ging sie hinein zu ihren Hofdamen und fragte, ob sie nicht meinten, man könne ihn neben dem Bett sitzen lassen, wenn sie alle zwölf dabeisäßen und man drei, vier Lichter auf den Tisch stelle, denn es war ihr so sehr darum zu tun, die Haspel zu bekommen. Sie sagten, wenn sie den Tisch mit fünf Lichtern darauf dicht

neben das Bett hinstellten und sie sich um den Tisch dicht an das Bett hinpostierten, so meinten sie, es könne angehen. Sie bekam also die Haspel, und als es Abend wurde, kam Peter Rothut und setzte sich auf einen Stuhl neben ihr Bett, sobald sie darin lag. Aber die Prinzessin kam in dieser Nacht nicht viel zum Schlafen, weil Peter Rothut dasaß und sie die ganze Nacht anschaute.

Als es Tag wurde, mußte er wieder gehen, und da ging er heim und nahm die goldene Garnwinde, denn jetzt mußte er das Garn winden, das er am vorigen Tag gehaspelt hatte. Die Prinzessin schlief etwas lange, aber als sie aufstand und ans Fenster kam, saß da Peter Rothut und wand Garn mit größtem Eifer. Gleich verliebte sie sich in die Garnwinde, denn eine ebenso schöne hatte sie noch nie gesehen, und wenn sie die bekam, so hätte sie die Geräte alle zusammen gehabt. Da schickte sie eine ihrer Damen hinunter, einen schönen Gruß von der Prinzessin, und ob sie nicht die Garnwinde kaufen könnte? Ja, das könne sie freilich, aber er wolle selbst mit ihr reden. So mußte sie zum dritten Male zu Peter hinunter. Was die Garnwinde kosten solle, fragte sie. Sonst nichts als daß er heut nacht im Bett der Prinzessin liegen dürfe. Nein, pfui, den Peter Rothut im Bett liegen zu haben, das könnte niemals sein, das sei ganz unmöglich, und sie wurde zornig. Aber die Garnwinde war auf anderem Wege nicht zu bekommen, und so beratschlagte sie sich mit ihren Hofdamen darüber. Die meinten, wenn sie zwölf Stühle dem Bett entlang stellten und auf jedem Stuhl eine von ihnen säße mit einem Licht in der Hand, so könne das noch angehen, denn sie wußten ja, was die Prinzessin wünschte. Die Prinzessin bekam die Garnwinde, und als es Abend wurde und sie zu Bett gegangen war, kam Peter Rothut. Sie legte sich, so nah sie konnte, an die Wand hinüber, und er erhielt den Befehl, sich so eng er könne ans Fußende zu legen. Da fing er an sich auszuziehen; ein Stück warf er dahin, das andere dorthin, und seinen großen roten Hut warf er vor die Tür. Dann ging er ins Bett und

gleich darauf fing er zu sägen an, daß es nur so dröhnte. Nun hatten die Hofdamen schon zwei Nächte Wache gehalten, und sie fielen in Schlaf, die eine um die andere; die Lichter sanken ihnen aus den Händen und gingen aus, und zuletzt brannte nur noch ein einziges Licht, alle die anderen Damen schliefen. Da sagte die Prinzessin, sie fände, er schliefe so unerhört fest, daß man ruhig das Licht auslöschen könne, wenn die Hofdamen nur bereit seien zu kommen, wenn sie riefe. Aber es wurde nicht nach den Damen gerufen, und sie schliefen alle zusammen sehr lang in den Morgen hinein, so daß der König hinaufkam, um nach seiner Tochter zu sehen, aber als er die Tür aufmachen wollte, konnte er nicht wegen Peters Hut, den mußte er erst wegschieben. Der König erkannte den Hut sogleich und wurde erschrecklich böse. Peter Rothut mußte auf und in die Kleider und hinaus so schnell als möglich, und dann kam die Tochter daran, sie wurde des Landes verwiesen und mußte noch desselbigen Tages fort. Sie mußte sich darein schicken und sehen, daß sie fortkam. Etwas Geld bekam sie mit, aber das war viel zu wenig, da sie doch für sich selbst sorgen mußte und das Reisen auf eigene Hand nicht gewöhnt war. Als sie fortfuhr, saß Peter Rothut hinten auf, und als sie an ein Wirtshaus kam, um da über Nacht zu bleiben, wollte Peter Rothut auch dableiben. Sie richtete sich aufs feinste ein, aber Peter Rothut so einfach wie möglich. Am nächsten Tag fuhr sie weiter und so ging das mehrere Tage, aber Peter sorgte immer dafür, daß er gleich weit kam wie sie. Mit der Zeit nahm das Geld der Prinzessin ein Ende, so daß sie zu Fuß gehen mußte. Peter nahm ein paar gute Vesperbrote mit, und als die Prinzessin aufbrach, ging er auch. Er ging an ihr vorbei und sagte guten Tag, aber sie gab keine Antwort und wollte nicht auf die Seite sehen, wo er war. Da kamen sie abends an ein Wirtshaus, und sie bekam die feinsten Zimmer, aber Peter mußte sich mit viel Geringerem begnügen. Am nächsten Tag ging er wieder an ihr vorbei, und als er guten Tag sagte, da konnte sie endlich nach ihm umsehen

und für den Gruß danken. Da fragte er sie, ob sie nicht ein Vesperbrot wolle. Ja, das könne sie gut brauchen, ihr Geld gehe schnell zur Neige; sie könne bald nicht mehr ein Nachtlager bezahlen. Da sagte Peter, er wolle für sie bezahlen. Sie kamen in ein Wirtshaus, und am nächsten Morgen gingen sie zusammen von da weg. Da sagte er, er könne nicht weiter mehr für sie bezahlen, denn sein Geld gehe auch zu Ende. Nun kamen sie an ein Wasser und mußten hinüber, und da bezahlte Peter für sie beide. Als sie drüben waren, war es Abend, und sie mußten wieder nach einem Nachtquartier suchen. Sie konnte nicht bezahlen, und er konnte auch nicht mehr, sagte er, so daß sie ganz übel dran waren und ihnen nichts anderes übrig blieb, als in einem Bett zu schlafen. Da sagte sie, das träfe sich ja, sie hätten ja zuvor schon einmal in einem Bett gelegen. Jetzt waren sie in dem Land, wo der Prinz her war, und da kamen sie an einen Wald, der war dicht beim Königsschloß. Nun mußte sie ja Gott danken für Peter Rothut, denn sie hatte ja niemand anderes, an den sie sich halten konnte; und sie fanden eine winzige Hütte im Wald, wo sie blieben. Da sagte er: „Was sollen wir jetzt anfangen? Wir haben keinen Schilling mehr." Sie wußte keinen Rat. „Da bleibt uns nichts anderes übrig," sagte er, „als daß wir herumziehen und betteln, denn stehlen können wir doch nicht."

So machten sie aus, daß sie in der Hütte sich ein- oder zweimal am Tag treffen wollten. Sie richtete ein paar Säckchen her für Mehl und Grütze und Brotbrocken, und so trennten sie sich, und jedes ging seiner Wege für diesen Tag.

Er ging natürlich heim in sein Schloß und holte sich einen großen Beutel voll Geld in die Tasche, aber sie ging herum und sammelte Brocken, wie die Leute es ihr gaben, und am Abend trafen sie sich wieder. Er fragte sie, was für einen Fang sie gemacht habe, und sie zeigte ihre Sachen her, ein paar Stücke Brot, ein wenig Mehl und Grütze und ein paar Stückchen Fleisch. „Ach," sagte er, „dabei kommt nichts heraus, wenn du betteln gehst, nein, schau nur, was ich habe."

Er zog einen großen Beutel aus der Tasche mit viel Geld darin, das hätte er sich den Tag über gesammelt, sagte er. „Aber wir sollten uns eher für einen Dienst sorgen."
Ja, das sollten sie wohl.
„Aber was kannst du arbeiten?" fragte er.
Am liebsten wolle sie eine Stelle als Nähmädchen haben.
Das wisse er nicht, ob sie gerade das werden könne, aber er wisse ihr einen Dienst als Spülmädchen. Es sollte nämlich am folgenden Tag große Tafel bei Hofe gehalten werden, weil der Prinz heimgekommen war und Hochzeit machen wollte, nach dem, was die Leute sagten.
Dann machte er sie glauben, daß er auch auf dem Schloß eine Stelle gefunden habe und dort Holz hacken solle, und daß das mit dem Dienst sich gut so träfe. „Aber könntest du es nicht einrichten, daß du mir um die Mittagszeit einen Topf voll Suppe zuträgst von dem, was sie auf der Tafel übrig lassen?"
„Ja, aber wie soll ich das anfangen," sagte sie, „und ihn dir zutragen, ohne daß man es merkt?"
„Du kannst ja unter deinem Kleid dir einen Strick um den Leib binden und den Topf daran hängen."
Sie war auch der Meinung, daß das sich machen ließe, und bekam Bescheid, welchen Weg sie gehen sollte, um ihn zu finden.
Am Morgen kam sie hinauf ins Schloß und fing ihre Arbeit an. Sie gaben ihr ein paar alte Kessel zu scheuern, und sie scheuerte sich fast die Haut ab. Aber der Prinz hatte im voraus dem Koch Bescheid gegeben, daß zu einer bestimmten Stunde ein Mädchen kommen würde, und daß sie ihr tüchtig Arbeit geben könnten, aber sie dürfe nicht belästigt und nicht gestoßen oder geschlagen oder unsanft angerührt werden. Als die Herrschaft zu Mittag gegessen hatte, fragte das Küchenmädchen um Erlaubnis, ein wenig in die Stadt zu gehen, und füllte sich einen kleinen Henkeltopf mit Suppe und Fleisch, den band sie unter ihre Röcke und machte sich auf den Weg zu Peter Rothut. Sie mußte an mehreren

Türen vorbei, wo Türhüter standen, und die luden sie ein, hineinzukommen und einen Tanz mitzumachen, denn heut dürfe in den Saal kommen und tanzen, wer da wolle. Aber sie entschuldigte sich, sie habe keine Zeit. Endlich erblickte sie das Tor, wo sie Weisung hatte hineinzugehen, aber da kam einer und nahm sie mit sich und schleppte sie in den Saal hinein, wo das Gelage war. Gleich kam der Prinz und holte sie zum Tanz, und sie mußte sich's gefallen lassen, wie sie ging und stand; aber sie kannte ihn nicht, denn er hatte seine Königskleider an. Die Musik fing an, und der Prinz trat zu einem gehörigen Tanz mit ihr an, daß die Klöße und Brocken nur so über den Fußboden kugelten. Man fragte gleich, woher das käme, weil noch andere Leute auch mittanzten. Aber sie gab sofort zu, daß sie daran schuld sei. Sie hätte einen Schatz, der auf dem Schloß im Dienst sei, und zu dem hätte sie hinübergehen wollen mit einem kleinen Topf Suppe. Da fragte der König, welchen Weg sie hätte gehen sollen. Er hätte gesagt, sagte sie, sie solle zu der Tür hinein, die auf der rechten Seite des Schloßportals liegt. Da fragte der König wiederum, ob sie den Mann kennen würde, wenn sie ihn sähe. Freilich würde sie ihn kennen, sie seien ja viele Meilen weit zusammen gereist. „Dann such ihn heraus," sagte der König, „denn hier sind alle Leute darin, die auf dem Schloß bedienstet sind." Nein, da sei er nicht, sagte sie. Aber der König sprach noch weiter mit ihr und inzwischen stahl sich der Prinz hinaus und zog seine alten Kleider an, die er anhatte, als er mit ihr zusammen war, und ging außen am Fenster vorbei, an dem sie stand. Da deutete sie hinaus nach ihm und sagte: „Da geht er, da ist gerade mein Schatz!" Da kam er zu ihnen hinein, und kaum der König selbst konnte ihn erkennen, so wie er jetzt aussah. Da sagte er: „Glaubst du nicht, es wäre dir besser gegangen, wenn du den Königssohn aus Dänemark genommen hättest, den du so ausgelacht hast?"

„Ach, sprich nicht davon," sagte sie, „ich habe schon genug Sorgen, so wie es mir jetzt geht."

„Ja, aber wenn er dich jetzt noch haben wollte, glaubst du, daß er dir gut genug wäre?"

„Das wäre freilich schön," sagte sie, „aber die Gelegenheit wird mir nicht mehr kommen!"

„Es könnte doch sein," sagte er, „wenn du mir geloben willst, daß der Hochmut nicht wieder Macht über dich bekommen soll."

Da erzählte er denn seinem Vater und den Gästen, das sei die Prinzessin, um deren willen er nach England gereist sei; daß er aber solchen Schabernack mit ihr getrieben habe, weil sie gar so stolz war, als er das erstemal zu ihr kam, und ihn nicht einmal ansehen wollte. Aber jetzt glaube er doch, daß sie sich geändert habe, und deshalb sei die Zeit jetzt gekommen, daß sie erfahren dürfe, wer er sei, und wieder aus ihrer Niedrigkeit erhoben werde. Da wurden ihre Kleider gebracht, und er legte Peter Rothuts Kleider ab, und es wurde gleich Hochzeit gehalten. Da er Erbprinz im Reich war, wurde er nach seines Vaters Tod König, und sie wurde wie billig Königin von Dänemark. Aber ihre Eltern hegten immer einen Groll, weil er sie so gedemütigt hatte.

15. Die drei guten Ratschläge



Es lebte einmal weiter im Norden ein Mann, der hatte nur einen einzigen Sohn, der sollte einmal alles erben, was er besaß. Vor seinem Tod ließ er seinen Sohn vor sich kommen und gab ihm drei Ratschläge. Wenn er sie befolgen würde, solle es ihm gut gehen. Zum ersten: wenn er seine Freunde besuchen wolle, so solle er es nicht zu oft tun; zum zweiten: wenn er etwas verkaufen wolle, solle er nicht zuviel dafür verlangen; und zum dritten: wenn er heiraten wolle, solle er sich die Braut nicht von weit her holen. Damit starb der Alte.

Der Sohn blieb nun einige Zeit allein auf dem Hof; aber

schließlich wurde es ihm zu trübselig, und da er in einem anderen Dorfe Verwandte hatte, so fuhr er dorthin zu Gast. Er wurde sehr freundlich aufgenommen; sie freuten sich so über seinen Besuch, daß sie nicht wußten, was sie ihm zuliebe tun sollten. Sie traktierten ihn aufs allerbeste, und am Abend, als er heimfuhr, baten sie ihn, ja recht bald wieder zu kommen, je eher je lieber. Am nächsten Tag fuhr er wieder zu Gast zu ihnen. Sie nahmen ihn sehr gut auf, aber doch nicht so gut wie das letztemal. Sie traktierten ihn auch gut, aber als er wegfuhr, hießen sie ihn wiederkommen, wann es ihm passe. Aber es lag ihnen doch nicht so viel daran, daß er so bald wiederkommen sollte, und kaum war er fort, so sagte der Herr des Hauses, es sei wohl das beste, wenn sie selbst nun irgendwohin zu Gast führen, dann träfe er niemand zu Hause, wenn er morgen kommen sollte. Das taten die Leute auch, und als er zum drittenmal kam, war niemand zu Hause. Da mußte er den ganzen Tag bei der Dienerschaft bleiben und bekam von ihnen Essen, und als er abends heimfuhr, erhielt er, wie es in der Gegend Brauch war, ein Stück trockenes Brot und drei gesalzene Heringe. Das nahm er mit nach Hause und die drei Heringe hängte er auf seinem Speicher auf. So oft er sie sah, wollte er daran erinnert sein, daß er den Rat seines Vaters nicht befolgt hatte.

Dann fiel es ihm ein, daß er einen Hengst verkaufen wollte, und er fuhr damit zum Markt. Unterwegs begegnete er einem Mann, der fragte, was er mit dem Hengst wolle; er wolle zum Markt und ihn verkaufen. Der Mann sagte, er wolle ihm hundert Taler dafür geben. Nein, sagte der Mann, darauf gehe er nicht ein, er wolle erst hören, was auf dem Markt für Preise geboten würden. Kurze Zeit darauf traf er einen anderen Mann, der bot ihm zweihundert Mark; aber nein, er wollte warten, bis er auf den Markt käme; und schließlich traf er noch einen Mann, der bot ihm hundert Mark; aber darauf wollte er erst recht nicht eingehen. Schließlich kam er auf den Markt; aber er wartete

den ganzen Tag, und es kam auch nicht Einer und bot etwas für seinen Hengst, und am Abend mußte er wieder auf ihm heimreiten, ohne ihn verkauft zu haben. Und als er am nächsten Morgen in den Stall ging, um nach dem Tier zu sehen und es zu füttern, da lag es da und war tot. Da zog er ihm das Fell ab und hängte es auf seinen Speicher neben die drei gesalzenen Heringe. Das war nun der zweite Rat seines Vaters, den er nicht befolgt hatte.

Nach einiger Zeit, im Winter, kam er auf den Gedanken zu freien. Er ging hinüber zu seinen Dreschknechten und fragte sie, ob sie ihm nicht jemand wüßten. Jawohl, einer von ihnen kannte ein Mädchen, sie war die Tochter eines Wirtes in einer weitentfernten Gegend. Das leuchtete ihm ein, und er ritt hin und stellte sich an, als ob er um Kälber handeln wollte. Er schaute sich den ganzen Viehbestand an, aber der war nicht nach Wunsch, und schließlich kam er auch ins Haus. Da saßen drei Töchter am Tisch, und als sie sich eine Weile unterhalten hatten, fragte er, ob noch eine von ihnen zu haben wäre? Ja, die jüngste war noch frei, die beiden anderen waren versprochen. Sie gefiel ihm, und es wurde ausgemacht, daß er sie heiraten sollte, und er ritt wieder heim und ging hin und her und besuchte sie, und sie war immer sanft und froh und machte ein großes Wesens mit ihm.

Einmal aber geschah es, daß im Wirtshaus ein Tanz sein sollte. Sie hatte ihm sagen lassen, er solle doch ja kommen. Aber er konnte es nicht einrichten, er hatte andere Geschäfte. Sie ließ ihm noch einmal sagen, er solle doch kommen, sonst würde sie an dem ganzen Fest keine Freude haben. An dem Tag, wo der Tanz stattfinden sollte, ging der Mann hinüber auf die Tenne; da hatte er unter den Dreschern auch einen Bettler. Den bat er, mit ihm die Kleider zu tauschen und ihm seinen Stock und den Bettelsack zu leihen; aber der Bettler wurde böse und gab zur Antwort, er solle Gott danken, daß er kein wirklicher Bettler sei, und solle ihn nicht zum Narren halten. Aber als der Mann ihm erklärte,

es sei sein voller Ernst, er wolle wirklich Stock und Bettelsack für einen Tag haben, sobald er heimkomme am Abend, solle der Bettler das Seine wieder haben, da erreichte er schließlich doch, was er wollte. In den Bettlerkleidern ging er in das Wirtshaus, wo seine Liebste wohnte und wo das Tanzfest sein sollte; das war am Nachmittag. Er setzte sich in der Wirtsstube an einen Tisch und verlangte einen Schnaps und ein Glas Bier, und dann blieb er sitzen und trank in aller Gemütlichkeit. Aber da kam die jüngste Tochter herein und war sehr ungehalten, daß ein Bettler am Tisch saß. Ihr Vater wollte sie zur Ruhe weisen und sagte, solange der Mann seine Zeche bezahle, könne man ihn doch nicht hinausjagen.

Als es nun dunkel geworden war und die Gäste anfingen zu kommen, fragte der Bettler, ob er nicht da über Nacht bleiben könne? Da wurde die Tochter noch böser, aber der Wirt sagte, sie hätten kürzlich gebacken und der Ofen sei noch ein bißchen warm; man würde ihm Decken hinlegen und da könne er übernachten. So wurde es auch gehalten, und der Bettler lag hinter dem Backofen und konnte hören, was für ein derbes Mundwerk seine Liebste hatte. Gegen Morgen kam sie in die Kammer, wo er lag, zog ihr Hemd aus und ein frisches an und rief zur Tür hinaus nach dem Knecht, er solle kommen, sie gehe jetzt ins Bett. Er kam auch und legte sich zu ihr. Der Bettler schlich inzwischen aus seinem Winkel heraus, nahm das Hemd, das sie ausgezogen hatte, und steckte es in seinen Bettelsack. Am nächsten Morgen bezahlte er seine Schuldigkeit, ging heim und hängte das Hemd auf seinen Speicher neben die drei Heringe und das Pferdefell, ließ anspannen und fuhr zu seiner Liebsten.

Als er kam, fand sie vor lauter Freude kein Ende und sagte, sie habe an dem Fest gar keine Freude gehabt, weil er nicht dagewesen war; sie habe so sehr Sehnsucht nach ihm gehabt. Ehe er heimfuhr, lud er sie, ihren Vater, ihre Mutter und ihre Schwestern zu sich ein. Sie wollten gern kommen, und

es dauerte nicht lange, so kamen sie angefahren. Er nahm sie freundlich auf, traktierte sie aufs allerbeste, und zuerst gingen sie in den Stall und sahen das Vieh an, und dann schloß er ihnen all seine Kisten und Kasten auf und schließlich gingen sie auf den Speicher, um die Kornvorräte zu sehen. Auf der Treppe sagte die Mutter zu ihrer Tochter: „Eia, eia, Tochter, was kommst du in ein reiches Haus!" Und die Tochter sagte: „Eia, ja, Mutter!" Auf dem Speicher lag ein Kornhaufen größer als der andere, und sie bewunderten alles. Schließlich fiel der Blick des Wirts — der schaute in jeden Winkel — auch auf die drei Heringe und das Pferdefell und das Hemd, die am Giebelbalken hingen. „Aber was ist denn das da?" fragte er. „Das will ich euch sagen," sagte der Hausherr, und er erzählte ihnen die Ratschläge seines Vaters, und wie er zu den Heringen und dem Pferdefell gekommen war. „Aber was hat es mit dem Hemd für eine Bewandtnis?" fragte der Wirt. — „Erinnert Ihr Euch an den Abend, wo Tanz bei Euch war; da kam doch ein Bettler, den Ihr hinter dem Ofen übernachten ließet?"

Ja, er erinnerte sich noch gut. — „Ja, der Bettler war ich" — und nun erzählte der Hausherr, was er gesehen und gehört hatte, und wie er zu dem Hemd gekommen war und zum Schluß sagte er, das Mädchen könne dahin gehen, von wo sie gekommen sei, er wolle sie nicht haben.

Es dauerte nun eine Weile, da fragte der Mann wieder seinen Knecht, ob er ihm nicht eine Frau wüßte. Ja, hier in der Nähe auf einem Hof sei eine, die ihm vielleicht zusage. Der Mann fuhr hin und stellte sich an, als ob er Kälber kaufen wollte; aber sie kamen zu keinem Handel, und er wurde ins Haus geführt und trank ein Glas Bier, und da saßen drei Mädchen am Tisch. Als sie sich eine Weile unterhalten hatten, fragte er, ob eine von den Mädchen noch zu haben sei. — Ja, die jüngste sei noch zu haben, die beiden älteren seien schon verlobt. Sie wurden bald einig, und sie

gefiel ihm gut, nur war sie ein wenig bedächtig. Es dauerte nicht lange, so hielten sie auf dem Hof ihres Vaters Hochzeit.

Als er zur Hochzeit fuhr, hatte er seinen Leuten anbefohlen, wie sie sich verhalten sollten. Am Abend bei der Heimfahrt kamen sie durch ein kleines Wäldchen. Da rief der Mann auf einmal: „Halt, spring ab und schneide mir ein paar Zweige ab, aber schnell!" Der Knecht sprang mit Windeseile ab und ritschratsch, eins zwei drei, da hatte er auch schon einen Armvoll Zweige, eins zwei drei, so war er auch schon wieder auf dem Wagen und fuhr weiter. Da rief der Mann wieder: „Halt!" Da mußte der Knecht noch einmal Reiser abschneiden; das ging so schnell wie der Blitz. „Aber was willst du denn mit all den Stöcken?" fragte die junge Frau ganz erschrocken. Der Mann fluchte und sagte: „Ich will, daß bei mir im Haus alles blitzschnell geht!" Als sie zu Hause vorfuhren, kamen die Dienstboten von allen Seiten angerannt. Der Mann sprang vom Wagen, und die Pferde wurden ausgespannt, noch ehe die junge Frau sich hatte umdrehen und ihre Sachen zusammensuchen können, um selbst auszusteigen; so rasch ging das alles.

Ihr Mann war freundlich gegen sie, und als ungefähr acht Tage vorbei waren, fragte er sie, ob sie nicht Lust habe, ihre Eltern zu besuchen. Ja, sie habe sehr Sehnsucht nach den Eltern, sagte sie. — „Also zieh dich an, ich lasse anspannen," sagte der Mann, und einen Augenblick darauf hielt der Wagen vor der Tür, und der Mann rief: „Bist du fertig?" — „Nein, ich habe mich ja kaum erst ausgezogen!" — „Ja, dann geht es diesmal nicht; spannt wieder aus!" — und gleich war der Wagen wieder ausgespannt. Acht Tage darauf fragte er wieder, ob sie nicht heim wolle. Sie sagte ja; aber es ging wieder ebenso: sie wurde nicht zur Zeit fertig, und es ging nicht, obgleich sie weinte und sich beklagte. Da kam eine alte Frau und fragte, ob sie denn nicht mit ihrem Mann ausfahren wolle? Ja freilich wolle sie, sagte die Frau, aber sie könne nie zur Zeit fertig werden.

„Wenn du meinen Rat hören willst," sagte sie, „so will ich dir sagen, wie du fertig werden kannst." Das wollte die Frau gern wissen. „Du mußt alle deine Kleider in Ordnung übereinander legen, damit du gleich nehmen kannst, was du brauchst; und wenn du nicht alles anziehen kannst, so mußt du das übrige in die Hand nehmen und erst im Wagen anlegen." Als wieder acht Tage vergangen waren, fragte der Mann wieder, ob sie nicht Lust habe, ihr altes Heim wieder aufzusuchen. Ja, sie habe große Sehnsucht danach. „Zieh dich rasch an, ich lasse anspannen." Es dauerte nur einen Augenblick, da stand der Wagen schon vor der Tür. „Bist du fertig?" rief der Mann. „Ja," rief sie und rannte die Treppe hinunter mit all ihren Kleidern über dem Arm, sprang auf den Wagen und zog erst da das letzte an, während sie schon fuhren. Da war der Mann zufrieden.

Ihre Eltern nahmen sie sehr gut auf, da waren auch die anderen Schwiegersöhne zu Besuch, und der Schwiegervater wollte die Mitgift verteilen. Die Männer saßen im Wohnzimmer, während die Frauen im guten Zimmer plauderten. Das Geld war in drei Teile geteilt und lag auf dem Tisch. Da schlug einer der Schwiegersöhne vor, daß das ganze Geld derjenigen Frau gehören solle, die am raschesten zur Stelle wäre. Das gefiel den anderen sehr gut, und nun rief er zuerst seiner Frau, sie solle schnell kommen. „Du kannst wohl warten, das hat doch Zeit!" war die Antwort. Dem anderen Mann ging es nicht besser: seine Frau meinte auch, es eile nicht. Da rief der dritte: „Komm rasch, Frauchen!" — gleich kam sie gerannt und sagte: „Hier bin ich, was soll ich?" — „Ach, du sollst nur das Geld da nehmen," sagte der Mann und strich ihr alle drei Geldberge in ihre Schürze.

Er fuhr wieder heim mit seiner Frau und war sehr freundlich gegen sie; und sie lebten viele Jahre glücklich zusammen. Nun hatte sie ja gelernt rasch zu sein, und seither brauchten sich die Dienstboten nicht mehr so sehr zu eilen.

16. Der treue Diener



Es war einmal ein Vater und eine Mutter, die hatten einen Sohn, der sollte in die Welt hinaus. Die Mutter gab ihm die Mahnung mit, er solle mit den Lachenden lachen und mit den Weinenden weinen, mit den Frohen froh sein und mit den Betrübten betrübt, und er solle an keiner Kirche vorbeigehen, ohne einzutreten und den Segen mitzunehmen. Er kam in einen Dienst, wo er von der Herrschaft so gut gelitten war, daß andere neidisch wurden, und die erzählten dem Herrn, wenn die Frau betrübt sei, so sei auch der Knecht betrübt, und wenn die Frau froh sei, so sei auch der Knecht froh: und schließlich faßte der Herr Verdacht gegen seine Frau und den Diener. Diesen wollte der Herr beiseite schaffen und schickte ihn zu einem Hochofen, und vorher war die Abrede getroffen worden, daß man den ersten, der vom Hofe käme, in den Ofen werfen solle. Der Diener ging hin, aber er vergaß die Mahnung seiner Mutter nicht, und trat in die Kirche ein, an der er auf dem Weg nach dem Hochofen vorbei mußte, um auf diesem Weg den Segen mitzunehmen. Aber dabei versenkte er sich so in Andacht, daß der böse Diener, der ihn beim Herrn verleumdet hatte, und der ihm nachgegangen war, um zu sehen, wie er in den Ofen geworfen würde, zuerst ankam und selbst ins Feuer geworfen wurde. Der treue Diener, der nachher hinkam, kehrte heil wieder auf den Hof zurück. Der Herr fragte ihn, wie das denn zugehe, ob man ihn denn nicht gleich ins Feuer geworfen habe? Der Diener berichtete, wo er gewesen war, und von den Mahnungen seiner Mutter. Da merkte der Herr, daß er treu und gut war; und der schlimme Diener hatte ja schon seinen verdienten Lohn erhalten.

Eines Tages war eine große Gesellschaft auf dem Hof, und der Herr des treuen Dieners wettete mit einem fremden Herrn, daß sein Diener nie eine Unwahrheit sagen würde.

Aber der Fremde sagte, man würde ihn gewiß dazu bringen zu lügen. Jeder setzte seinen Hof ein. Zur Probe schickte man den treuen Diener zu der Frau des fremden Herrn. Er bekam eines der besten Reitpferde seines Herrn und schöne Kleider und einen Brief an die Frau, worin stand, was sie mit ihm anfangen sollte. Wie er also hinkam, gaben sie ihm so viel zu trinken, daß er sich betrank und einschlief; dann zogen sie ihm die schönen Kleider aus und alte Lumpen an. Auch sein Pferd nahmen sie ihm weg und jagten ihn hinaus und er mußte zu Fuß heimgehen. Als er in diesem elenden Zustand nach Hause kam und gefragt wurde, wie es ihm denn gegangen sei, da sagte er: „Ja, gnädiger Herr!

Die Stube war warm, der Met war süß,
Drum Kleider und Rotroß dort drüben ich ließ."

Da hatte der Herr den Hof des Fremden gewonnen, weil der Diener die Wahrheit gesagt hatte. Und zur Belohnung für seine Zuverlässigkeit bekam der Diener den gewonnenen Hof zu Erb und Eigen.

17. Der starke Hans



Es war einmal ein Mann, dem gebar seine Frau einen Sohn, und da er gehört hatte, daß Kinder, die man lang an der Brust behält, besonders stark werden, so ließ er diesen Sohn zehn volle Jahre bei seiner Mutter trinken. Als die zehn Jahre um waren, nahm er ihn mit in den Wald, um zu probieren, wie stark er sei. Er hieß ihn einen Baum anpacken und sagte: „Nun probiere, Hans, ob du ihn ausreißen kannst?" Der Bursche gab dem Baum einen gehörigen Ruck, daß er wankte von oben bis unten, aber ausreißen konnte er ihn doch nicht. Da ging der Vater wieder mit ihm nach Hause und ließ ihn noch einmal zehn Jahre lang bei seiner Mutter trinken, und als auch diese um waren, nahm er ihn

wieder mit hinaus in den Wald, und nun konnte er den Baum mit Leichtigkeit ausreißen. Da dachte der Mann, nun sei sein Sohn stark genug und solle ihm bei der Arbeit helfen. Aber kein Mensch wollte mehr auf dem Hof bleiben, als man sah, wie stark Hans war. Wenn er Korn mähte, so warf er es so weit umher, daß man es gar nicht mehr zusammenlesen konnte, und so ging es mit aller Arbeit. Da sagte der Vater eines Tages zu Hans: „Halt! Das kann nicht auf die Art fortgehen! Ich kann dich nicht zu Hause behalten; du mußt in die Welt hinaus und dir einen Dienst suchen, wo mehr Platz ist, und die Leute mehr zu brechen und zu beißen haben als wir hier." Also zog Hans in die Welt hinaus, um sich einen Dienst zu suchen, und kam an einen Ort, wo er hörte, daß des Pfarrers Ackerknecht kürzlich weggegangen sei, und daß er da wohl eine Stelle finden könne; aber der Pfarrer sei furchtbar geizig, sagten die Leute. Darum kümmerte sich Hans weiter nicht, sondern ging zum Pfarrer und fragte, ob er nicht als Ackerknecht bei ihm in Dienst treten könne? Er wolle weiter keinen Lohn, nur nach Ablauf des Jahres wolle er dem Pfarrer drei hinten hinaufgeben. Als der Pfarrer hörte, daß er nicht mit Geld herauszurücken brauche, willigte er gleich ein. Am ersten Tag, als Hans im Dienst war, sollte er Wasser und Brennholz in die Küche tragen. Aber die Eimer kamen ihm zu klein vor, damit ließe sich nichts ausrichten, sagte er, und nahm zwei große Bräukessel und brachte darin das Wasser, und vom Brennholz nahm er ein ganzes Klafter auf einmal. Als die Köchin das sah, erschrak sie sehr, lief hinein zum Pfarrer und sagte, das sei ein kurioser Kerl, den sie da in Dienst genommen hätten, und erzählte, wie er sich anstellte. Da fiel dem Pfarrer das Herz in die Hosen, als er an den ausgemachten Lohn dachte, und er sagte: „Wart nur, ich will ihn in den Teufelswald schicken, da wird er schon nicht mehr heimkommen, und wir sind ihn los." Und er ging hinaus und sagte zu Hans: „Morgen mußt du hinaus in den Wald fahren und Brennholz holen." „Jawohl,

Herr!" sagte Hans und spannte am nächsten Morgen zeitig an und fuhr in den Wald. Als er an Ort und Stelle war, hieb er zuerst einen Baum um, spaltete ihn in Stücke und verlud ihn auf den Wagen. Aber wie er mitten in der Arbeit war, da wimmelten von allen Ecken und Enden Teufel daher und wollten ihm auf den Leib rücken. Er wußte sich aber zu helfen: neben ihm stand ein großer Baum mit mächtiger Krone, den riß er mit der Wurzel aus und drehte ihn um und benützte ihn als Besen und fegte damit alle Teufel weg. Und als er damit fertig war, lud er auch diesen Baum auf seinen Wagen; aber nun war die Last so schwer geworden, daß die Pferde den Wagen nicht mehr von der Stelle bringen konnten, und da spannte er sie aus, lud sie ebenfalls auf den Wagen und zog das ganze Fuhrwerk selbst heim. War der Pfarrer zuvor nicht erschrocken, so erschrak er jetzt, als er den Hans wiederkommen sah, und noch dazu auf diese Weise. Er mußte sich nun auf einen anderen Ausweg besinnen und sagte zu Hans, er habe mit dem Teufel einen Vertrag geschlossen, und den solle Hans aus der Hölle holen. Wenn er das fertig bringe, so wolle er ihm einen Wagen voll Geld geben. Denn er dachte sich dabei: „Wenn er nur erst in der Hölle ist, so wird er schon nicht mehr herauskommen." Hans tat, wie ihm gesagt war, er ging in die Hölle und verlangte, der Teufel solle ihm den Vertrag des Pfarrers herausgeben. Aber da brachte der Teufel einen eisernen Ring herbeigeschleppt und sagte zu Hans: „Nun wollen wir sehen, wer von uns beiden diesen eisernen Ring am höchsten werfen kann, wenn du ihn am höchsten wirfst, so gebe ich dir den Kontrakt heraus, werfe aber ich am höchsten, so behalte ich den Kontrakt und du mußt auch hier bleiben." Da schleuderte zuerst der Teufel den Ring in die Luft, und er flog eine ganze Weile, aber schließlich kam er doch wieder herunter. Nun war Hans an der Reihe, aber er merkte wohl, daß seine Kräfte nicht ausreichen würden, um sich mit dem Teufel zu messen. Aber er ließ sich nichts merken, nahm den Ring in beide Hände und spreizte die Beine,

als ob er ihn wirklich in die Luft schleudern wollte, aber auf einmal blieb er stehen und drehte ihn hin und her, als ob er sich etwas überlegte. „Was überlegst du dir?" fragte der Teufel. — „Ach," sagte Hans, „ich dachte nur, ob ich den Ring wohl richtig hochschleudern sollte, hinauf bis zu dem Alten — du weißt ja, wer da oben sitzt; aber dann siehst du deinen Ring nie wieder." — „Nein, nein, das darfst du nicht tun!" schrie der Teufel, „lieber gebe ich dir den Kontrakt heraus!" So bekam Hans den Kontrakt und ging damit wieder zu dem geizigen Pfarrer, der es mit der Angst bekam, als er Hans wiedersah. Aber ob er wollte oder nicht, so mußte er ihm nun einen Wagen voll Geld geben, und damit fuhr Hans davon.

Unterwegs kam er an eine Schmiede, da hielt er und fragte an, „ob der Schmied ihm einen Spazierstock verfertigen wolle?" „Nein," sagte der Schmied, „das ist nicht meine Sache, ich bin kein Kleinschmied, müßt Ihr wissen." — „Das ist auch nicht nötig," sagte Hans, „denn der Stock, den ich haben haben möchte, muß vierhundert Pfund schwer sein, dreihundert Pfund der Schaft und hundert Pfund der Knauf." — „So viel Eisen habe ich meiner Lebtag noch nicht gehabt," sagte der Schmied. „Nun ja," sagte Hans und nahm eine Handvoll Geld vom Wagen und bot sie dem Schmied, „hier hast du Geld, um das Eisen zu kaufen; in acht Tagen komme ich wieder, um den Stock zu holen." Darauf fuhr er heim zu seinem Vater, der sich sehr freute, ihn wiederzusehen, und auch über das viele Geld nicht traurig war. Hans schenkte ihm alles, denn ihm selbst war wenig daran gelegen. Der Vater hätte es gern gesehen, wenn Hans nun bei ihm zu Hause geblieben wäre und es sich hätte wohl sein lassen, aber dazu hatte er keine Lust. Als die acht Tage um waren, nahm er Abschied von seinem Vater, holte bei dem Schmied seinen Stock ab und begab sich wieder auf die Wanderschaft durch die weite Welt. Als er eine Weile gewandert war, kam er an eine Brücke, da stand ein Mann und klopfte Steine, und bei jedem Schlag zerhieb er einen

Stein so groß wie ein Mühlstein. „Der ist gar nicht so übel,“ dachte Hans und ging zu dem Mann hin und fragte: „Warum stehst du hier und klopfst Steine?“ — „Nun,“ sagte der Mann, „man muß doch irgendwie sein Brot verdienen.“ — „Aber das ist kein besonderes Pläsier,“ sagte Hans, „komm du lieber mit mir, da sollst du es besser haben.“ Der Steinhauer hatte nichts dagegen, Weib und Kinder hatte er nicht, und so schloß er sich Hans an. Als sie nun eine Weile gewandert waren, kamen sie an einen Wald. Da stand ein Mann und machte Holz, und mit jedem Schlag spaltete er einen mächtigen Klotz. „Der ist auch nicht so übel,“ dachte Hans, ging zu dem Mann hin und fragte, warum er hier stehe und Holz mache? „Irgend etwas muß man doch tun,“ sagte der Holzhauer. — „Ja, aber das ist eine harte Arbeit,“ sagte Hans, „komm du lieber mit mir, da sollst du etwas Besseres bekommen.“ Und er ging auch mit. Als sie eine gute Weile zusammen gewandert waren, kamen sie in einen dichten Wald, und mitten in dem Wald stießen sie auf ein schönes Schloß. „Das gefällt mir gut,“ sagte Hans, „wir wollen hineingehen.“ Also gingen sie hinein und kamen in ein schönes Gemach nach dem anderen, aber es war kein Mensch darin. Schließlich kamen sie auch in ein Zimmer, das hing voll der schönsten Büchsen und anderer Waffen. „Wir wollen jeder eine Büchse nehmen,“ sagte Hans, „und hinausgehen und Wildbret schießen, das können wir dann essen, denn für die Bewirtung müssen wir wohl selber sorgen.“ Jeder nahm sich eine Büchse, und sie zogen aus, und als sie eine reichliche Menge Wildbret erlegt hatten, einigten sie sich dahin, daß der Holzhauer zu Hause bleiben sollte und das Essen herrichten, während die beiden anderen noch weiteres Wild beischaffen wollten. Also blieb der Holzhauer zu Hause, kochte die Suppe, briet den Braten und richtete alles her, bis die anderen nach Hause kämen. Aber auf einmal kam ein altes Weib zur Tür herein, und als sie das Essen sah, sagte sie zu dem Holzhauer: „Ach, gib mir auch ein wenig zu essen!“ — „Ja, gerne,“ sagte

der Holzhauer und schöpfte ihr Suppe heraus und legte ihr Braten vor, und sie aß. Aber als sie gegessen hatte, zog sie einen Stock heraus und fing an auf den Holzhauer loszudreschen. Zuerst schlug er wieder, aber sie war stärker als er und prügelte ihn so lange, bis er auf der Erde lag und nicht mehr mucksen konnte. Dann schloß sie eine Falltür auf, die sich im Boden befand, warf den Holzhauer hinunter und schloß die Falltür wieder zu. Als nun die anderen wieder heimkamen, sahen sie wohl das fertige Essen, aber der Holzhauer war nirgends zu finden. Da glaubten sie, er sei der Sache überdrüssig geworden und davongelaufen. Sie aßen und dann legten sie sich zum Schlafen hin. Am folgenden Tag sollte der Steinhauer zu Hause bleiben und kochen, während Hans sich draußen herumtrieb. Und es ging ihm, um es kurz zu sagen, ebenso wie dem ersten, und als Hans heimkam, war das Essen fertig, und es war bereits davon gegessen, aber kein Steinhauer war da. „Das waren mir zwei saubere Kameraden," sagte Hans. Am nächsten Tag mußte er dann selbst für das Essen sorgen und auch kochen. Als er fertig war, kam das alte Weib und bat um ein wenig zu essen. Er habe nichts dagegen, sagte er, und sie setzten sich zusammen an den Tisch und aßen; aber als sie fertig waren, zog die Frau ihren Stock heraus und fing an auf Hans loszuprügeln. Er war aber nicht faul und nahm seinen Spazierstock und schlug gehörig auf sie ein. Aber er merkte bald, daß er von jedem ihrer Schläge eine Beule bekam, und daß auch sie von jedem seiner Schläge eine Beule bekam, aber sie hatte eine Büchse mit einer Salbe unter ihrer Schürze verborgen, und wenn sie diese auf die Wunde strich, so heilte sie auf der Stelle. Da sah er wohl ein, daß er unter diesen Umständen auf die Dauer den Kürzeren ziehen müsse. Deshalb rückte er ihr auf den Leib und riß ihr die Büchse weg, und nachdem sie noch ein paar tüchtige mit dem Spazierstock bekommen hatte, war sie am Ende ihrer Kraft und mußte um gut Wetter bitten. Aber da sagte Hans, er werde nicht eher sie zu prügeln aufhören, bis sie ihm sage,

wo sie seine beiden Kameraden hingeschafft habe. Da mußte sie mit der Sprache heraus und ihm die Falltür zeigen. Er schloß auf und zog die beiden heraus, zwar lebendig, aber jämmerlich zugerichtet. Aber da nahm er die Salbe und rieb sie damit ein, und da wurden sie gleich wieder heil. Inzwischen hatte sich die Hexe aus dem Staub gemacht. Als die Kameraden nach dem Schrecken wieder etwas zu sich gekommen waren, sagte Hans: „Wir wollen uns doch ein bißchen genauer im Schloß umsehen, denn es kann mehr hier sein, als wir geahnt haben.“ Da gingen sie von einem Gemach in das andere, und schließlich kamen sie an eine Stelle, wo ein tiefes Loch in der Erde war, wie ein Abgrund. „Wir müssen herausbringen, was das ist,“ sagte Hans, und sie nahmen ein langes Seil und banden einen Korb daran und machten aus, daß der Holzhauer zuerst und dann der Steinhauer hinuntergelassen werden sollten, und dann sollten sie wieder heraufkommen und Hans berichten, was da unten sei. Als sie nun unten waren und sich ein wenig umsahen, kamen sie an eine Tür, machten sie auf und kamen in ein Gemach, worin zwei schöne Prinzessinnen saßen. Aber als die die Fremden gewahr wurden, riefen sie, sie sollten sich in acht nehmen, die Hexe sei jetzt ausgegangen, aber wenn die zurück käme, würde es ihnen schlecht gehen. Da bekamen sie Angst, liefen wieder zu dem Korb und gaben Hans das Zeichen, sie wieder hinaufzuziehen; als sie wieder hinaufkamen, erzählten sie Hans, was sie gesehen hatten. „Da muß ich hinunter,“ sagte Hans, und ließ sich hinunterseilen, ging zu der Tür und machte sie auf. Inzwischen war die Hexe heimgekommen, aber das machte Hans wenig Beschwerde. Er hieb so lange auf sie ein, bis sie ihm erlaubte, die beiden Prinzessinnen mitzunehmen. Dann gingen sie zu dem Korb, und zuerst wurde die eine Prinzessin aufgezogen und dann die andere. Aber als sie oben waren, beschlossen der Steinklopfer und der Holzhauer, sie wollten Hans unten lassen. Denn wenn er heraufkäme, dachten sie, würde er eine von den Prinzessinnen haben wollen, und einer von ihnen müßte

leer ausgehen. Also ließen sie den Korb hinunter, als sie ihn aber halbwegs in die Höhe gezogen hatten und merkten, daß er schwer war, und daß also Hans wohl drinnen säße, schnitten sie das Seil ab und ließen ihn fallen. Aber sie waren doch an den Unrechten gekommen; denn Hans hatte nur seinen Spazierstock in den Korb gelegt, und der fiel nun wieder hinunter, ihm vor die Füße.. Als er nun merkte, woran er war, und daß er nicht hinaufkommen könne, kehrte er wieder um und machte sich auf weitere Entdeckungsreisen. Da kam er an ein schweres Eisengitter, und dahinter saß eine dritte Prinzessin und lauste einen Troll mit sieben Köpfen. Der Troll schlief, aber Hans schlug mit seinem Spazierstock so stark an das Gittertor, daß es aufsprang und der Troll erwachte. Aber Hans war nicht faul: er stürzte sich auf ihn und hieb ihm mit einem Schlag alle sieben Köpfe ab. Dann nahm er die Prinzessin bei der Hand und sagte, sie solle ihm folgen, und das tat sie gern. Die beiden gingen zurück zu der Hexe, und Hans prügelte sie so lange, bis sie ihm versprach, ihn und die Prinzessin wieder auf die Erde hinauf zu schaffen. Die Prinzessin wollte nun zu ihren Eltern heimgebracht werden, und das mußte die Hexe auch besorgen, aber Hans wollte nicht mitgehen. Ehe sie sich trennten, gab ihm die Prinzessin zwei Goldstücke, das eine wie eine halbe Sonne, das andere wie einen Halbmond.

Dann zog Hans wieder in die weite Welt hinaus, und als er eine Zeitlang gewandert war, kam er in eine Stadt, wo er hörte, daß der König eine große Belohnung ausgesetzt habe für denjenigen, der ihm eine halbe Sonne und einen halben Mond machen könne. Da ging Hans zu einem alten Goldschmied, gab sich als Goldschmiedgeselle aus und sagte, eine halbe Sonne und einen halben Mond könne er leichtlich machen. Der Goldschmied solle nur zum König gehen und ihm sagen, er werde die Arbeit übernehmen, und in drei Tagen sollten die Stücke fertig sein. Das tat der alte Goldschmied, und Hans sollte nun anfangen zu arbeiten; aber davon wollte er nichts wissen: er lief herum und vertrieb

sich die Zeit, und abends kam er singend heim. Das erzählte der alte Goldschmied seiner Frau und war sehr bekümmert darüber; denn er glaubte sicher, Hans sei ein Schwindler, der ihn zum besten haben wolle. Aber am letzten Morgen hörte er auf einmal etwas dröhnen und donnern in seiner Werkstatt, daß es ein Graus war. „Nun fängt er, scheint's, doch noch an zu arbeiten," sagte der Goldschmied, „ich muß hinauf und nachsehen, wie er es macht." Als er nun in die Werkstatt kam, stand Hans da und schlug mit seinem Stock auf den Boden, daß die Funken stoben und die ganze Werkstatt in hellichten Flammen zu stehen schien. „Was treibst du da?" sagte der Goldschmied ganz entsetzt. „Jetzt bin ich fertig," sagte Hans, „wollt Ihr nun mit dem halben Mond und der halben Sonne aufs Schloß gehen?" — „Nein, dafür danke ich," sagte der Goldschmied, „ich habe mit der Sache schon genug Angst ausgestanden; du gehst am besten selbst." — „Ja, das kann ich auch," sagte Hans, und ging hinauf ins Schloß, und als er sagte, er sei der mit der halben Sonne und mit dem halben Mond, wurde er gleich zum König hineingeführt, der mit der Königin bei Tische saß, und mit den drei Prinzessinnen, die in dem Trollschloß gewesen waren. Aber das erste, das Hans erblickte, als er hereinkam, das waren seine guten Freunde, der Holzhauer und der Steinklopfer, die auch mit am Tische saßen und große Herren geworden und mit den beiden Prinzessinnen verheiratet waren. Hans zeigte nun die beiden Goldstücke, die ihm die Prinzessin gegeben hatte. Und als die dritte Prinzessin, die die schönste von allen war, sie sah, erkannte sie gleich ihren Befreier wieder, erzählte dem König und der Königin die ganze Geschichte, und sagte, sie wolle keinen anderen Mann haben als diesen. So bekam Hans die Prinzessin, und es wurde eine große Hochzeit gefeiert, wobei es im Schloß sehr lustig zuging. Hans und die Prinzessin wohnten im Schloß, und vielleicht wohnen sie heute noch dort.

18. Die Prinzessin mit den zwölf Paar Goldschuhen



Es war einmal ein junger Mann, der ging in die Welt hinaus, um sein Glück zu versuchen. Wie er so seines Weges ging, begegnete ihm ein alter Mann und ging ihn um ein Almosen an. Der Junge sagte, Geld habe er keins, aber seinen Proviant wolle er gern mit ihm teilen, und das nahm der Alte dankbar an. Sie setzten sich unter einen Baum, und der junge Mann teilte das Essen gleichmäßig. Als sie gegessen hatten, stand er auf, um weiterzugehen, aber der Alte sagte: „Du hast mit mir geteilt, was du hattest; zum Entgelt will ich dir diesen Stock und diese Kugel geben, die werden dir Glück bringen. Wenn du den Stock vor dir in die Höhe hebst, so bist du unsichtbar, und wenn du mit dem Stock an die Kugel schlägst, so wird die Kugel vor dir herrollen und dir zeigen, wohin du gehen sollst."

Der junge Mann dankte ihm für die Gabe, warf die Kugel zu Boden und schlug mit dem Stock daran; die Kugel rollte rasch voraus und rollte immerzu, bis sie an eine große Stadt kamen. Hier sah er, daß rings um die Stadtmauer abgehauene Menschenköpfe aufgepflanzt waren. Den ersten, den er traf, fragte er nach dem Grund, und erfuhr, daß im Lande große Sorge herrsche wegen der Prinzessin, die jede Nacht zwölf Paar Goldschuhe zerreiße, ohne daß man wisse, wie das zugehe. Der alte König sei der Sache müde und habe gelobt, wer den Hergang aufdecken könne, solle die Prinzessin und das halbe Reich bekommen, könne er es aber nicht aufdecken, so solle er sein Leben verlieren. Nun seien viele Prinzen und vornehme Herren gekommen und hätten es versucht, weil die Prinzessin wunderbar schön sei; aber alle hätten ihr Leben lassen müssen, und der alte König sei sehr traurig darüber.

Als der junge Mann das hörte, bekam er große Lust, das

Abenteuer zu bestehen, und er ging gleich aufs Schloß und sagte, er wolle es in der nächsten Nacht versuchen. Als der alte König ihn sah, tat es ihm leid um ihn, und er riet ihm, er solle sich doch nicht darauf einlassen, denn es werde ihm doch gewiß nicht besser gehen als allen anderen. Aber er blieb bei seinem Vorhaben, und der König sagte, er solle drei Nächte lang im Gemach der Prinzessin schlafen und sehen, ob er etwas entdecke, und wenn er am dritten Tag nichts ans Licht gebracht hätte, so müsse er zur Richtstatt wandern.

Damit war der junge Mann zufrieden, und am Abend wurde er in das Gemach der Prinzessin geführt, wo ein Bett für ihn stand. Er lehnte seinen Stock an das Bett, hängte sein Ränzel daran und legte sich mit dem Vorsatz nieder, die ganze Nacht kein Auge zuzutun. Lange Zeit war er wach und merkte durchaus nichts, aber auf einmal schlief er ein, und als er aufwachte, war es heller Tag. Da war er sehr ärgerlich über sich selber und nahm sich fest vor, die nächste Nacht besser aufzupassen.

Aber in der nächsten Nacht ging es ebenso wie in der ersten, und der junge Mann hatte nun nur noch eine Nacht vor sich.

Als er sich am dritten Abend niederlegte, tat er gleich, als ob er schliefe, und es dauerte nicht lange, so hörte er eine Stimme, die die Prinzessin fragte, ob er schlafe. Die Prinzessin sagte ja, und da kam ein weißgekleidetes Mädchen an sein Bett und sagte zur Prinzessin: „Ich will doch probieren, ob er richtig schläft," und sie nahm eine goldene Nadel und stach sie ihm in die Ferse. Er lag unbeweglich, und sie ging und ließ die Nadel stecken. Dann sah er, wie sie und die Prinzessin ihr Bett beiseite rückten, so daß eine Treppe zum Vorschein kam, und die stiegen sie hinunter. Er erhob sich rasch vom Bett, nahm die Nadel und steckte sie in sein Ränzel auf den Rücken, und hielt seinen Stock vor sich in die Höhe, daß er unsichtbar war. Nun ging er hinter ihnen drein die Treppe hinunter, und sie gingen, bis sie in einen

Wald kamen, wo alles von Silber war, Bäume, Blumen und Gras. Als sie an das Ende des Silberwaldes kamen, brach er einen Zweig von einem Baum und steckte ihn in sein Ränzel. Die Prinzessin hörte es in den Bäumen rauschen und wandte sich um, aber sie konnte niemand sehen. „Ich meine, es ist jemand hinter uns," sagte sie. „Ach, das ist nur der Wind," sagte das Mädchen. Dann kamen sie in einen Wald, wo alles aus Gold war, Bäume, Blumen und Gras; und als sie an das Ende des Goldwaldes kamen, brach er einen Zweig ab und steckte ihn in sein Ränzel. Die Prinzessin wandte sich um und meinte, es sei jemand hinter ihnen; aber das Mädchen sagte wieder, es sei nur der Wind. Da kamen sie in einen Wald, wo Bäume, Blumen und Gras aus Diamanten waren, und als sie an das Ende des Diamantenwaldes kamen, brach er auch einen Zweig von einem Baum und steckte ihn in sein Ränzel. Dann kamen sie an einen See, und da lag ein kleines Boot, in das die Prinzessin und das Mädchen stiegen. Aber als sie vom Land abstoßen wollten, sprang er auch ins Boot, und es kam so stark ins Schaukeln, daß die Prinzessin Angst bekam und schrie, nun sei gewiß jemand hinter ihnen. Aber das Mädchen sagte, es sei nur der Wind. Dann fuhren sie an das andere Ufer, und da lag ein großes Schloß. Ein häßlicher Troll kam herbei und empfing die Prinzessin und geleitete sie hinein und fragte, warum sie so spät käme? Da erzählte sie ihm, sie habe solche Angst ausgestanden, es sei jemand hinter ihnen drein, aber gesehen hätten sie niemand. Darauf setzten sie sich zu Tisch, und der junge Mann stellte sich hinter den Stuhl der Prinzessin. Als sie gegessen hatte, nahm er ihren goldenen Teller, ihr goldenes Messer und die Gabel und steckte alles in sein Ränzel. Der Troll und die Prinzessin konnten sich nicht erklären, wo es hingekommen sein sollte; aber der Troll kümmerte sich nicht weiter darum und wollte nun zu tanzen anfangen. Also fingen sie an zu tanzen, und die Prinzessin tanzte zwölf Tänze mit dem Troll, und bei jedem Tanze zerriß sie ein Paar goldene

Schuhe. Wie sie aber den letzten Tanz getanzt hatte und die Schuhe in einen Winkel warf, nahm sie der junge Mann und steckte sie auch in sein Ränzel. Als der Tanz zu Ende war, begleitete der Troll sie wieder zurück zu dem Boot, und der junge Mann fuhr mit und sprang zuerst an Land und lief eilends heimwärts, so daß er vor ihnen ankam und sich ins Bett legen konnte und schlafend stellen, als die Prinzessin kam.

Am Morgen kam der alte König und fragte, ob er nun etwas gesehen habe; aber er sagte, er sei wieder eingeschlafen, wie die beiden letzten Nächte, und habe nichts bemerkt. Darüber war der alte König sehr traurig, aber die Prinzessin freute sich um so mehr und wollte selbst seine Hinrichtung sehen. Der junge Mann wurde nach dem Hochgericht geführt, und der König und die Prinzessin und der ganze Hof gingen mit.

Wie er nun dort stand, bat er den König um die Erlaubnis, einen wunderlichen Traum zu erzählen, den er in der letzten Nacht gehabt habe, und der König erlaubte es. Da erzählte er, er habe geträumt, zur Prinzessin sei ein weißgekleidetes Mädchen gekommen und habe gefragt, ob er wohl schlafe, und um es zu probieren, ihm eine goldene Nadel in die Ferse gestochen. „Und mich dünkt, es war diese," sagte er, und holte die Nadel aus seinem Ränzel. „Weiter träumte ich, daß sie das Bett der Prinzessin zur Seite rückten und eine Treppe hinabstiegen, die unter dem Bett war, und ich ging hinterdrein; und weiter träumte ich, daß wir in einen Wald kamen, wo Bäume, Blumen und Gras aus Silber waren, und ich brach auch einen Zweig von einem der Bäume. Hier ist er. Darauf kamen wir in einen Wald, wo Bäume, Blumen und Gras aus Gold waren, und ich brach auch einen Zweig von einem dieser Bäume. Hier ist er. Dann kamen wir in einen Wald, wo Bäume, Blumen und Gras aus Diamanten waren, und ich pflückte auch einen Zweig von einem dieser Bäume. Hier ist er. Dann träumte ich, wir seien weitergegangen und kämen an einen See, wo ein Boot

lag, in das die Prinzessin und das Mädchen einstiegen. Aber als ich auch hinein sprang, bekam die Prinzessin Angst und meinte, es sei jemand hinter ihr, aber sehen konnte sie mich nicht. Wir fuhren über den See bis zu einem großen Schloß, und da kam ein häßlicher Troll, der empfing die Prinzessin und geleitete sie ins Schloß und setzte sich mit ihr zu Tisch, und ich träumte, ich hätte mich hinter ihren Stuhl gestellt, und als sie gegessen hatte, nahm ich ihren Teller, ihr Messer und ihre Gabel und steckte sie in mein Ränzel. Hier sind sie. Darauf träumte ich, daß der Troll die Prinzessin zum Tanz aufforderte, und sie tanzte zwölf Tänze mit ihm, und bei jedem Tanz zerriß sie ein Paar goldene Schuhe. Als sie aber den letzten Tanz getanzt hatte und die Schuhe beiseite warf, kam es mir vor, als ob ich sie in mein Ränzel steckte, und hier sind sie. Darauf träumte ich, daß die Prinzessin wieder heimfuhr, aber ich kam vor ihr nach Haus und legte mich ins Bett, ehe sie kam."

Wie der alte König alles das hörte, wurde er ganz glücklich; aber die Prinzessin war halb tot vor Schrecken und konnte nicht begreifen, wie das zugegangen war. Der König wollte nun, daß der junge Mann mit der Prinzessin Hochzeit halten sollte, aber der wollte erst den Troll besuchen, und bat die Prinzessin, ihm ihren goldenen Fingerhut zu leihen. Sie gab ihn her, und der junge Mann stieg die Treppe hinunter und ging durch den silbernen Wald und den goldenen Wald und den diamantenen Wald an den See, und fuhr hinüber zu dem Trollschloß. Als er zu dem Troll kam, stach er ihn ins Herz mit der goldenen Nadel, die er aus seiner Ferse gezogen hatte, und hielt den Fingerhut der Prinzessin unter. Da fielen drei Tropfen Blut hinein, und der Troll starb.

Darauf segelte er zurück, und als er in den diamantenen Wald kam, ließ er einen Blutstropfen zur Erde fallen, und gleich wurden alle Bäume, Blumen und Gräser zu ebenso vielen Männern, Frauen und Kindern, und die waren so glücklich, daß sie aus der Verzauberung erlöst waren, daß sie sagten, er solle ihr König sein, denn es war ein ganzes

Königreich. Sie gingen mit ihm in den goldenen Wald, und hier ließ er den anderen Blutstropfen zur Erde fallen, und da wurden auch die Bäume, Blumen und Gräser zu Menschen, ein ganzes Königreich. Und die freuten sich und riefen, er solle ihr König sein. Sie gingen mit ihm in den silbernen Wald, und hier ließ er den dritten Blutstropfen zur Erde fallen, und alle Bäume, Blumen und Gräser wurden ebenfalls zu Menschen, und die dankten ihm für ihre Befreiung und wollten ihn auch zum König haben. Sie gingen mit ihm zum alten König und berichteten ihm ihre Befreiung, und er und die Prinzessin waren froh, daß auch sie aus der Verzauberung erlöst war. Nun feierten sie Hochzeit mit großer Pracht, und er wurde König über alle drei Königreiche.

19. Der Zauberhut



in Hirtenbub saß eines Tages auf einem Hügel. Gerade an diesem Tag war ein großes Fest im benachbarten Dorf; und als es Mittag läutete — wie es immer in alten Zeiten geschah — , hörte er einen großen Tumult und Lärm drunten im Hügel und vernahm immer den gleichen Ruf: „Wo ist mein Hut? Wo ist mein Hut?" Das kam ihm sonderbar vor, und auf einmal fiel es ihm ein, auch zu rufen: „Ist nicht auch einer für mich da?" — „Nein!" rief eine Stimme. „Doch," rief eine andere, „hier ist Vaters alter Hut!" und damit kam ein alter verschlissener Hut aus dem Hügel herauf für den Burschen. Er setzte ihn gleich auf, und nun konnte er sehen, daß eine unzählige Menge Zwerge auf das Dorf zu lief. Er begab sich auch heimwärts, um zu Mittag zu essen. Aber er konnte nicht begreifen, wie das zuging: alle Leute, denen er begegnete, gingen dicht neben ihm vorbei und traten ihn beinahe nieder; und wenn er einen anredete, so sah der sich verwundert um und gab keine Antwort. Schließlich

fiel ihm der Hut ein, und er vermutete, daß der schuld sein könnte, daß ihn die Leute nicht sahen.

Kaum war ihm das aufgegangen, so fiel es ihm auch schon ein, daß es doch nett wäre zu sehen, wie es in dem Hause zuging, wo das Fest gefeiert wurde. Also ging er hin und konnte frei unter den Gästen umhergehen und alles sehen, ohne daß jemand ihn sah oder beobachtete. Wie sich nun die Gäste zu Tisch setzten, sah er eine unheimliche Menge Trolle zwischen ihnen sitzen und den Gerichten kräftig zusprechen, so daß die Leute durchaus nicht begreifen konnten, wo all das Essen hinkam, das aufgetragen wurde und das ihnen gleichsam unter den Händen verschwand. Der Bursche hielt sich nun auch dazu, wo es etwas gab, und verschaffte sich eine tüchtige Mahlzeit von den besten Speisen, die er auftreiben konnte. Und wie er schließlich für nichts mehr Platz in seinem Magen hatte, dachte er, seiner alten Mutter daheim könne ein bißchen gutes Essen auch nicht schaden. Und er steckte Kuchen, Braten und Wein und andere gute Sachen zu sich und trug sie heim zu ihr. Sie freute sich natürlich sehr, als sie alle die guten Dinge sah; und sie dachte wie der Bursche, es wäre doch schön, wenn man am nächsten Tag auch noch von dem feinen Essen hätte. Also machte sich der Bursche daran, heimzutragen, was er nur vom Besten erwischen konnte; und wo er zugriff, da gab's ein Loch auf der Schüssel, so daß der Festgeber bald aufs Trockene kam; aber das kümmerte den Burschen nicht; er hatte nur seine Sache im Kopf.

Schließlich gegen Abend sollte der Tanz beginnen. Der Bursche, der sich eben wieder einen gehörigen Arm voll Vorrat geholt hatte, bekam auch Lust zuzusehen und ging mit den anderen Leuten hinauf in das obere Stockwerk. Hier mußte er sich in den Ecken herumdrücken, wie es gehen wollte, und aufpassen, daß niemand ihn zertrete. Schließlich mußte er sich vor die anderen hinstellen, weil er sich in den dicken Menschenknäuel nicht hineingetraute. Da stand er und schaute zu und vergnügte sich sehr dabei; aber gerade als die Braut

vorbei tanzte, flog ihr Rock recht munter und riß ihm den Hut vom Kopf, und als der weg war, war es auch mit seiner Unsichtbarkeit aus. Da stand er nun, reich beladen mit allerhand Speisen; und als das Erstaunen der Leute sich gelegt hatte, mußte er ihnen genau erklären, wie das alles zusammenhing; und als er damit fertig war, mußte er eine gehörige Tracht Prügel in Empfang nehmen und sich fein still darein ergeben, das gestohlene Essen wiederzubringen; ausgenommen das gute Mittagessen, das er schon im Leib hatte, hatte er von der ganzen Mühe keinen weitern Gewinn. Und von dem Hut hat man nie mehr etwas gesehen.

20. Klein Mette



Es war einmal ein kleines Mädchen, das ging und hütete die Schafe und hieß Mette. Da kam es dem englischen Prinzen in den Sinn, daß er ausziehen und sich eine Frau suchen wollte, und er kam bei Mette vorbei, wie sie am Wegrand saß und die Schafe hütete. Da grüßte er sie und sagte: „Guten Tag, kleine Mette, wie geht es dir?"

„Es geht mir gut, ich trage Lumpen über Lumpen, bis ich den Königssohn von England heirate, dann trage ich Gold über Gold."

„Das wird nie sein, kleine Mette!"

„Doch, das wird wohl sein."

Da zog der Prinz weiter auf Freiersfüßen, und er bekam auch keinen Korb, aber es wurde ausgemacht, daß die Braut ihn zuerst besuchen sollte, um zu sehen, wo sie hin heirate. Als nun die fremde Prinzessin kam, führte ihr Weg sie auch an klein Mette vorbei, die die Schafe hütete, und sie grüßte und sagte: „Wie geht es dem Prinzen in England?"

„Es geht ihm gut, aber er hat einen Stein in seiner Schwelle, und der kann alles erzählen, was man getan hat."

Da wanderte die Braut weiter. Als sie zu dem Prinzen kam und auf den Stein trat, sagte er:

„Sie lügt, sie lügt,
Hat ein Kind schon gekriegt!“

Als der Prinz das hörte, wollte er nichts mehr mit ihr zu tun haben, denn er wollte nur eine reine Jungfrau haben, und die Prinzessin mußte wieder dahin gehen, wo sie hergekommen war.

Der Prinz begab sich wieder auf die Brautfahrt, und sein Weg führte ihn wieder an klein Mette vorbei. Er grüßte sie und sagte:

„Guten Tag, kleine Mette! Wie geht es dir heute, kleine Mette?“

„Es geht mir gut, ich trage Lumpen über Lumpen, bis ich den Königssohn von England heirate, dann trage ich Gold über Gold!“

„Das wird nie sein, kleine Mette!“

„Doch, das wird wohl sein!“

Dann zog er weiter und die Werbung glückte ihm abermals, die fremde Prinzessin wollte ihn gern heiraten, und es wurde ausgemacht, daß sie kommen sollte und ihn besuchen, das stellte er immer als Bedingung.

Als sie nun zu dem Prinzen reiste, kam sie auch an klein Mette vorbei. Da fragte sie nach dem Prinzen von England, und Mette gab zur Antwort: „Es geht ihm gut, aber er hat einen Stein in seiner Schwelle, der kann alles erzählen, was man getan hat!“

Als sie nun bei dem Prinzen eintrat und auf den Stein trat, sagte dieser:

„Sie lügt, sie lügt,
Hat zwei Kinder gekriegt!“

Das war schlimm, und er wollte natürlich nichts mehr von ihr wissen. Sie konnte wieder dahin zurückkehren, wo sie hergekommen war, denn der Prinz hatte sich fest vorgenommen, nur eine reine Jungfrau zu heiraten.

Da mußte er sich abermals auf die Brautfahrt begeben, und

sein Weg führte ihn wie gewöhnlich an klein Mette vorbei. Er grüßte sie und sagte: „Wie geht es dir, kleine Mette?"
„Es geht mir gut, ich trage Lumpen über Lumpen, bis ich den Königssohn von England heirate, dann trage ich Gold über Gold!"
„Das wird nie sein, kleine Mette!"
„Doch, das wird wohl sein!"
Damit zog der Prinz seines Weges und kam zu der Prinzessin, um die er freien wollte. Die Werbung ging nach Wunsch, sie sagte ja, und es wurde ausgemacht, sie sollte kommen und ihn besuchen, und mit diesem Trost zog er wieder heim.
Als nun die neue Braut ihn besuchen wollte, führte ihr Weg an klein Mette vorbei, und sie fragte nach dem Prinzen von England.
„Ja, es geht ihm gut, aber er hat einen Stein in seiner Schwelle, der kann alles erzählen, was man getan hat!"
Die Prinzessin reiste weiter, und als sie auf den Stein trat, sagte er:

„Sie lügt, sie lügt,
Hat drei Kinder gekriegt!"

Das wurde je länger je ärger, und die Prinzessin wurde augenblicklich wieder heimgeschickt.
Da mußte er noch einmal auf die Freite ziehen, denn er wollte doch durchaus eine Frau haben. Auf dem Wege kam er an klein Mette vorbei, die die Schafe hütete.
„Guten Tag, kleine Mette, wie geht es dir?"
„Es geht mir gut, ich trage Lumpen über Lumpen, bis ich den Königssohn von England heirate, dann trage ich Gold über Gold."
„Das wird nie sein, kleine Mette!"
„Doch, das wird wohl sein!"
Er zog weiter und kam zu der vierten Prinzessin; da brachte er seine Werbung vor und erhielt den Bescheid, die Sache werde sich schon machen lassen. Es wurde ausgemacht, daß sie ihn einmal besuchen sollte, und dann reiste er wieder ab.

Als die Prinzessin zu ihm reiste, fragte sie, wie es denn den anderen drei Prinzessinnen mit dem Prinzen gegangen sei, und sie hatte keine Lust, die vierte zu sein. Als sie an klein Mette vorbeikam, fragte sie zuerst, wie es dem englischen Königssohn ginge.

„Ja, es geht ihm gut, aber er hat einen Stein in seiner Schwelle, der kann alles erzählen, was man getan hat!" Da fragte sie Mette, ob sie nicht an ihrer Stelle zum Prinzen reisen wolle, sie könnten ja die Kleider wechseln, und sie wolle so lange die Schafe hüten.

Mette war gern bereit und wurde nun als Prinzessin gekleidet und kam so zu dem Prinzen. Als sie den Stein betrat, sagte er:

„Schöne Jungfrau fein,
Wahrhaft keusch und rein!"

„Nun, da kommt ja endlich die rechte!" dachte er, „habe ich doch wirklich ein reines Mädchen gefunden." Und damit er nicht getäuscht werden und sie später auch sicher wiedererkennen könnte, flocht er ihr einen Ring ins Haar und ließ sie vorläufig wieder heimreisen; sie sollte erst zur Hochzeit wiederkommen.

Als klein Mette wieder entlassen war vom Prinzen, tauschten sie wieder die Kleider und die Prinzessin reiste heim zu den Ihrigen und war sehr froh, daß sie so schön durchgekommen war, denn mit ihr war es auch nicht ganz richtig bestellt.

Als die Zeit kam, daß der Prinz zu seiner Braut reisen sollte und Hochzeit halten, kam er wie gewöhnlich an klein Mette vorbei. Er grüßte sie und sagte:

„Wie geht es dir, kleine Mette?"

„Mir geht es gut, ich trage Lumpen über Lumpen, bis ich den Königssohn von England heirate, dann trage ich Gold über Gold!" Wie der Königssohn so dastand und sie anschaute, fiel ihm auf, daß etwas in ihrem Haar glitzerte, und als er neugierig wurde und nachsah, was es sei, fand er seinen Goldring, den er ihr selbst eingeflochten hatte. Also

war sie an Stelle der anderen bei ihm gewesen, und da er nun wußte, daß sie eine reine Jungfrau sei, und weil er so oft schon betrogen worden war, beschloß er, sie auf der Stelle mit heimzunehmen und sie zu seiner Frau zu machen. Die Schafe mochte dann hüten, wer wollte. Sie hielten Hochzeit, und so ist es zugegangen, daß klein Mette doch den Königssohn von England bekam und Gold über Gold tragen konnte.

21. Trillevip



Ein Mädchen auf Fünen war eines Sonntags in der Kirche gewesen und ging auf dem Heimweg durch einen Wald, der zu einem großen Herrenhof gehörte. Sie ging in Gedanken und zählte auf zwanzig; aber wie sie sich umschaute, sah sie den Sohn vom Herrenhofe mit der Büchse dicht hinter sich hergehn, und sie wurde rot, weil sie überzeugt war, daß er ihr Selbstgespräch gehört hatte. Er fragte sie auch gleich, was es bedeuten solle, daß sie so vor sich hinzähle; und in ihrer Verlegenheit antwortete sie ins Blaue hinein und sagte: „Ich habe mir nur ausgerechnet, wieviel Spindeln Garn ich jeden Abend spinnen kann." Er kam heim und erzählte seiner Mutter, mit was für einem Mädchen er im Wald gesprochen hätte; sie könne zwanzig Spindeln Garn in einem Abend spinnen; das sei eine andere als ihre Mädchen. Die Frau hatte nichts Eiligeres zu tun, als nach dem Mädchen zu schicken und ihr das Blaue vom Himmel herunter zu versprechen, wenn sie als Spinnmädchen zu ihr kommen wolle. Und das Mädchen sagte gleich zu, denn sie dachte nicht, daß die Frau jene verflogenen Worte kannte. Sie trat den Dienst an, und am Abend kam die Frau mit Garnrollen an für zwanzig Spindeln Garn. „Denn ich habe gehört, daß du so viele spinnen kannst." Das Mädchen spann und spann, so viel sie nur konnte, und es wurde spät, es ging auf Mitter-

nacht, und sie war weder halb noch ganz fertig. Das arme Mädchen! Sie spann und weinte und kam doch gar nicht zu Streich. Um Mitternacht kam auf einmal ein kleiner Knirps mit einer roten Mütze und sagte: „Warum sitzest du denn und weinst? Kann ich dir helfen?" — „Ja, das ist so und so," sagte sie, „alles das hätte ich heute abend spinnen sollen, und ich bin noch nicht einmal halb fertig; wenn du mir helfen könntest, so wäre ich sehr froh." „Damit hat es keine Not," sagte der Kleine, „wenn du fürs erste meine Liebste werden willst und später meine Frau." Und in ihrer Not gab das Mädchen das Versprechen mit angstvollen Gedanken an die Zukunft. Und eins, zwei, drei, war die ganze Arbeit getan. Aber von da an half ihr der Kleine jeden Abend bei ihrer Arbeit. Die Frau konnte sie so gut leiden, daß sie gar nicht mehr als Magd gehalten war; sie sollte wegen ihrer Tüchtigkeit den Sohn zum Mann bekommen. Das war schlimm, denn sie hatte sich ja dem kleinen Knirps versprochen, und das wagte sie nicht zu sagen. Die Hochzeit wurde vorbereitet, aber je näher der bestimmte Tag kam, um so trauriger wurde das Mädchen, so daß der Knirps merken mußte, daß etwas nicht in Ordnung war. Sie erzählte ihm, wie die Geschichte stand, und er brummte ein wenig. Dann aber sagte er ihr, wenn sie seinen Namen raten könne, so wolle er sie freigeben. Sie dürfe dreimal raten und habe drei Tage Bedenkzeit. Sie wollte es probieren, obgleich sie durchaus nicht wußte, wie sie es anstellen sollte. Da traf es sich aber zum Glück, daß der Jäger vom Hof, der jeden Tag nach Wild für die Hochzeit jagen mußte, am Abend spät an einen nahen Hügel kam, und da sah er ganz unheimlich viel Lichter innen in dem Hügel, und das kleine Bergvolk tanzte. Das Knirpschen war ganz besonders übermütig und sprang umher und sang:

„Ich spinn und haspле fleißig,
Eine schöne Jungfrau weiß ich,
Trillevip heiß ich!"

Inzwischen vertraute das Spinnmädchen einer anderen Magd ihr heimliches Verlöbnis an und die Verlegenheit, in der sie

wegen des Bergmännchens war; und die andere Magd hatte eben gehört, wie der Jäger von seinem Erlebnis an jenem Abend erzählt hatte, und sie berichtete die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende wörtlich der Spinnerin. Wie nun das Bergmännchen kam und sie raten sollte, wollte sie sich von vornherein nichts anmerken lassen und riet das erstemal „Peter" und das andere Mal „Paul", und der Kleine tanzte und glänzte vor Vergnügen wie ein neues Geldstück. Aber das Vergnügen sollte nicht lang dauern, denn als sie zum drittenmal raten sollte, sagte sie „Trillevip bist du genannt". Und da war's vorbei mit des Knirpschens Freierei. Bekommen konnte er sie nun nicht mehr, aber er wollte ihr doch noch einmal helfen, und er wußte wohl, daß sie es recht nötig haben würde. Denn der junge Herr hatte sie ja gewollt, weil sie so gut spinnen konnte, und er würde in helle Wut geraten und sie verstoßen, wenn er hinter den wahren Sachverhalt käme. Deshalb sagte der Bergmann im Weggehen zu ihr: „An deinem Hochzeitstag werden drei alte Weiber in die Stube treten, wenn ihr beim Mahle sitzt. Die erste mußt du Mutter nennen und die zweite Großmutter und die dritte Urgroßmutter, und wenn sie auch noch so greulich aussehen und dein Mann noch so ungehalten ist, so mußt du sie doch bewirten, so gut du nur kannst." Und es kam, wie er gesagt hatte; sie tat, wie er ihr geraten hatte, obgleich sie durchaus nicht einsah, zu was das gut sein sollte. Die erste, die kam, war ein greuliches altes Weib mit zwei großen roten Augen, die ihr weit über die Wangen herunterhingen. Und als der junge Mann sie fragte, wie das gekommen sei, daß ihre Augen so rot seien, sagte sie: „Das kommt davon, daß ich nächtelang aufgesessen bin und gesponnen habe." Als diese gegangen war, kam die zweite, und das war auch ein häßliches altes Weib; sie hatte einen Mund bis fast zu den Ohren. „Von was kommt es denn, daß Ihr so einen großen Mund habt?" fragte der junge Ehemann. „Ja, das kommt davon, weil ich so oft meinen Finger lecken mußte, wenn ich spann, denn sonst wäre der Faden nicht glatt ge-

worden; und ich habe so viele Jahre gesponnen, Tag und Nacht, daß es ein Wunder ist, daß mein Mund nicht noch größer wurde." Schließlich kam die allergreulichste von den dreien; sie humpelte auf zwei Stöcken daher und konnte weder stehen noch gehen, so schwach waren ihre Beine. „Was fehlt Euch denn, Mütterchen?" sagte der Mann, „weil Ihr gar so mühsam daherschleicht?" „Ja, ich bin so schwach geworden vom Treten, ich spinne nun seit Menschengedenken, und ich möchte nicht wünschen, daß jemand das eggen sollte, was ich gepflügt habe, und auch so elend werden sollte wie ich." Als auch diese ihres Weges gehumpelt war, sagte der junge Herr zu der Spinnerin, die nun seine Frau war: „Du sollst von jetzt an nie mehr spinnen; denn ich möchte um keinen Preis, daß du so aussiehst wie deine Mutter oder deine Großmutter oder deine Urgroßmutter." Nun begriff sie, was das Bergmännchen bezweckt hatte, und war froh, daß sie seinen Weisungen so pünktlich gefolgt war.

22. Ein Augenblick im Himmel



Es waren einmal zwei junge Leute, die waren wirkliche Herzensfreunde, und die hatten einander versprochen, daß, wo sie auch seien und wie weit auch auseinander, der eine zu des anderen Hochzeit kommen müsse. Aber der eine starb und Jahre vergingen, ehe der andere Hochzeit machte. Wie er nun am Hochzeitstisch neben seiner Braut saß und das Mahl schon fast zu Ende war, sah der Bräutigam seinen verstorbenen Freund in die Stube treten. Aber von den anderen konnte ihn niemand sehen. Der Bräutigam stand auf, ging ihm entgegen und führte ihn beiseite. Der Freund sagte: „Ich komme nun zu deiner Hochzeit, wie ich es dir versprochen habe." Der Bräutigam fragte: „Wie geht es dir da, wo du bist?" Der Freund antwortete: „Es geht mir so gut, daß ich es gar

nicht sagen kann; du kannst ja einen Augenblick mit mir kommen und selbst sehen." — „Ja," sagte der Bräutigam, „aber nun muß ich gleich mit meiner Braut tanzen." — „Das hat auch noch ein bißchen Zeit," sagte der Freund, „komm nur mit!" Also gingen sie miteinander in den Himmel. Da war alles so schön, wie es keine Zunge sagen kann. Der Freund ging zu dem Bräutigam und sagte: „Eil dich, deine Braut wartet mit Schmerzen auf dich." Aber er sagte: „Ach, ich bin ja erst einen Augenblick hier." Und der Freund trat wieder zu ihm und sagte: „Eil dich, sie warten alle schmerzlich auf dich." Aber er antwortete abermals: „Ach, ich bin ja erst einen Augenblick hier." Und der Freund trat zum drittenmal zu dem Bräutigam und sagte: „Nun mußt du gehen!" Und er kam wieder hinunter auf die Erde ins Hochzeitshaus; aber das kam ihm ganz verändert vor. Er sah kein festliches Getriebe mehr und hörte keine Musik. Es wurde ihm ganz wunderlich zumute, und er fragte eine Frau: „Ist denn heute nicht Hochzeit hier im Hause?" — „Hochzeit!" sagte die Frau, „nein, Hochzeit war hier im Hause seit langen, langen Jahren nicht mehr. Meine Gode hat mir erzählt, als ich ein kleines Mädchen war, daß vor hundert Jahren hier einmal eine Hochzeit war; aber auf einmal ist der Bräutigam verschwunden, gerade, als er mit der Braut tanzen wollte, und ist nicht wiedergekommen." Da merkte er, daß er hundert Jahre lang im Himmel gewesen war, und daß alle seine Freunde auf Erden tot und dahin seien, und er betete zu Gott, er möge ihn wieder dahin kommen lassen, wo er gewesen war. Und Gott erhörte seine Bitte.

23. Die Pfarrersfrau

Es war einmal ein sehr armes Mädchen, die hatte das Glück, sich sehr gut zu verheiraten, denn sie bekam einen Pfarrer, der in einer fetten Pfründe saß. Er war ein guter Mann und hatte sie sehr gern, und sie hatte ihn auch gern und war recht zufrieden. Nur eine Sorge hatte sie Tag und Nacht, und das war eine große Furcht, Kinder zu bekommen. Es gibt andere Frauen, die sich Sorgen machen, wenn sie keine Kinder bekommen, aber sie fürchtete sich immerfort davor, daß sie Kinder bekommen könnte. Da ging sie eines Tages zu einer weisen Frau, das war eine böse Hexe dort im Dorf, und fragte sie, ob sie ihr keinen Rat wüßte, damit sie keine Kinder bekäme. Ja, das ließe sich schon machen, sagte die weise Frau und gab der Pfarrersfrau sieben Steine — denn so viele Kinder hätte sie bekommen sollen, sagte die Frau — und die Steine sollte die Pfarrerin nur in den Brunnen werfen, dann würde sie schon von Kindern verschont bleiben.

Die Pfarrerin nahm die Steine, bezahlte die weise Frau gut für ihre Ungelegenheiten und dankte ihr auch, und die Steine warf sie in den Brunnen, und nun war es ihr ganz leicht ums Herz bei dem Gedanken, daß sie sich nun nicht mehr vor der Sache zu fürchten brauche.

Nach einiger Zeit ging der Pfarrer am Abend bei hellem Mondschein mit seiner Frau spazieren, und ihr Weg führte über den Kirchhof. Wie sie so gingen, merkte der Pfarrer auf einmal, daß seine Frau keinen Schatten hatte. Seinen eigenen Schatten konnte er sehen, der begleitete ihn überall; sie aber hatte keinen Schatten. Da kam eine große Angst über den Pfarrer, und er fragte sie, wie es komme, daß sie keinen Schatten habe, das habe doch jedes Menschenkind. Sie müsse eine schwere Sünde begangen haben, meinte er, weil ihr Schatten von ihr gewichen wäre, und die Sünde müsse sie ihm

beichten. Inzwischen waren sie nach Hause in den Pfarrhof gekommen und der Pfarrer drang immerfort in die Frau, sie müsse die schwere Sünde bekennen, die ihren Schatten von ihr gejagt habe; aber sie bestand darauf und beschwor schließlich, daß sie wissentlich keine schwere Sünde begangen habe. Da wurde der Pfarrer böse und zornig und schlug mit der Hand auf den steinernen Tisch und sagte zu ihr: „Für dich gibt es ebensowenig Gnade mehr, als es möglich ist, daß aus diesem Tisch eine rote Rose wächst.“ Und er verstieß sie und sagte, sie müsse gleich sein Haus verlassen und dürfe niemals ihren Fuß mehr über die Schwelle setzen.

Die Pfarrerin zog nun wieder alle ihre alten Kleider an, in denen sie zu ihm gekommen war, und wanderte hinaus in die Welt, um die Gnade zu finden, die sie verwirkt hatte. Der Pfarrer erlaubte fortan seinen Leuten nicht mehr, jemand im Pfarrhof aufzunehmen, wer es auch sein möge, denn er fürchtete, seine Frau möchte wiederkommen.

Die Pfarrerin wanderte nun lange Zeit herum und suchte Rat, wie sie die schwere Sünde wieder gutmachen könnte. Aber es konnte ihr niemand helfen. Schließlich kam sie aber doch zu einem Pfarrer, und als der alles, was sie zu sagen hatte, vernommen und sich wohl überlegt hatte, sagte er, er könne ihr doch vielleicht helfen; aber es würde ihr ein schwerer Strauß bevorstehen, sagte er, ob sie sich den zu bestehen getraue? Ja, sie wolle alles wagen, um Frieden und Vergebung für die schwere Sünde zu finden, die sie drücke. Da nahm er sie mit in die Kirche und hieß sie am Altar niedersitzen. Hier solle sie die Nacht über sitzen bleiben, sagte er. Und er gab ihr ein Buch in die Hand und verbot ihr, es aus der Hand zu geben, ehe er selbst am anderen Morgen käme und es ihr abverlangte; und sie müsse gut darauf acht haben, denn es würden allerlei Leute kommen, die ihm sehr ähnlich sehen würden, und es von ihr verlangen.

Damit ging der Pfarrer, und sie blieb allein in der Kirche zurück. Die Nacht kam, und sie saß allein mit dem Buch in der Hand am Altar. Da kam zuerst ein wunderlicher Kerl,

der sagte nichts, aber er spuckte sie dreimal an. Dann kamen sieben Kinder, eines nach dem anderen, zuerst fünf Buben und dann zwei Mädchen. Das waren die ungeborenen Kinder, die sie hätte haben sollen. Sie rechneten ihr vor, wie tüchtige Leute sie hätten werden sollen und wie glücklich sie gewesen wären, wenn sie sie hätte zur Welt kommen lassen, und sie spien sie an, eins nach dem anderen. Dann kam einer, der sah dem Pfarrer sehr ähnlich, und verlangte ihr das Buch ab, und er kam so nahe zu ihr, daß er sie fast anrührte, aber das Buch bekam er doch nicht. Dann kamen noch mehr Leute, daß es der Frau ganz schwindlig wurde; aber sie saß ganz still und hielt das Buch fest, und so saß sie noch, als der richtige Pfarrer am Morgen kam und ihr das Buch abverlangte. Da war sie noch so verwirrt, daß er nur mit Not und Mühe das Buch von ihr bekommen konnte. Dann nahm er sie bei der Hand und führte sie aus der Kirche und sagte, nun sei sie erlöst. Aber sie habe nur noch diesen Tag zu leben und solle nun heimgehen zu ihrem Mann.

Die Pfarrerin machte sich da gleich auf den Weg; sie ging den ganzen Tag, und am Abend in der Dämmerung kam sie in ihre alte Heimat. Da bat sie um Unterkunft. Die Leute kannten sie nicht mehr; aber sie schlugen ihr ihre Bitte doch ab, denn es war ihnen streng verboten, jemand aufzunehmen, wer es auch sein mochte. Aber sie bat so lange und so inbrünstig, daß sie sich doch schließlich hinter den Ofen legen durfte, bis es Tag wurde; aber dann sollte sie sich so schnell wie möglich davonmachen.

Am Morgen, als der Pfarrer aufstand, sah er, daß aus dem steinernen Tisch, wo er damals hingeschlagen hatte, eine schöne rote Rose erblüht war. Da kam ein großer Schrecken über ihn und er merkte, daß seine Frau wiedergekommen sein mußte. Er ging gleich hinaus zu seinen Leuten und fragte sie, ob sie jemand über Nacht beherbergt hätten. Sie sagten alle nein, aber er ging und suchte draußen und drinnen, und schließlich kam er auch an den Ofen, und da sah er seine

Frau liegen; aber sie war tot und kalt. Da wurde ihm ganz wunderlich zumute, und er ging gleich hinein und zog sein Gewand aus und gab es den Leuten draußen und befahl, sie sollten es sogleich verbrennen. Aber die fanden, es sei Sünd' und Schad', ein so gutes Gewand zu verbrennen, und verbrannten statt dessen ein altes. Am Morgen darauf fand man den Pfarrer in seinem Bett; er war ganz von Sinn und Verstand gekommen und starb kurz darauf.

24. Das Trollbier

In einem Hof bei Roskilde wohnte ein Mann, der hieß Peter Andersen, und in einem Hügel auf seinem Gut wohnten Trolleute. Die hatten eines Tages Hochzeit, und spät in der Nacht ging ihr Bier aus. Da ging der Troll zum Bauern, der kürzlich erst gebraut hatte, klopfte bei ihm an und sagte: „Willst du mir nicht aushelfen und mir ein Faß Bier leihen, Peter Andersen, dann sollst du es wiederbekommen, wenn wir gebraut haben." — „Wer bist du und wo wohnst du?" fragte der Bauer. „Ich bin der Mann aus dem Hügel da oben," sagte der Troll. „Ja, dann geh in den Keller hinunter und nimm dir ein Faß," sagte der Bauer. Der Troll holte sich das Bier und ging damit heim.

Einige Nächte darauf kam der Troll wieder ans Haus und klopfte an. Der Bauer wachte auf und fragte: „Wer klopft da?" — „Ich," gab der Troll zur Antwort, „ich bringe das Bier, das ich von dir geliehen hatte; ich habe es in den Keller gestellt; du sollst Dank haben für deine Gefälligkeit, und wenn du nicht in das Faß hineinschaust, so kannst du soviel daraus zapfen, als du willst, und es wird nie leer."

Eine lange Zeit ging es gut; sie zapften und zapften, und es war immer Bier darin, und niemand schaute in das Faß. Aber eines Tages hatten sie eine neue Magd, und die konnte

nicht begreifen, wie das zuging; sie sah, die Leute brauten niemals und hatten doch immer Bier. Da nahm sie sich vor, in das Faß hineinzuschauen, ob es noch nicht bald leer sei. Aber wie erschrak sie, als sie sah, daß das Faß voller Kröten war! Von da ab war kein Bier mehr darin.

25. Die Mühle auf dem Meeresgrund



Es waren einmal zwei Brüder, die wohnten nah beieinander; der eine hieß Lars und war reich, aber der andre war arm und hieß Hans. Der reiche Bruder war noch dazu furchtbar geizig, und das ist eine Sache, die nicht so selten bei derlei Leuten vorkommt. So geschah es einmal kurz vor dem Julfest, daß der arme Bruder zu ihm kam und bat, ob er ihm nicht ein klein wenig Eßwaren geben könne als Beisteuer zum Julabendessen, er habe so wenig daheim und so viele Kinder.

„Da stehst du nun und hast immer eine Jammerwirtschaft," sagte er, „ich kann dich wohl nicht los werden, also da hast du ein für allemal eine Speckseite, und damit kannst du bis zur Hölle fahren." „Ja, danke vielmals, das will ich tun," sagte Hans, denn er war immer vertrauensselig, und er nahm den Speck auf den Rücken und ging. Aber statt heim zu gehen, zog er in die entgegengesetzte Richtung, um zu fragen, wo die Hölle sei.

Er ging lang, aber endlich kam er zu einem alten Mann, der stand und grub an einem Hügel. „Wo willst du denn hin?" fragte der Mann, „daß du zu dieser Tageszeit diesen Weg gehst?" Es war nämlich Abend geworden.

„Ja," sagte er, „mein Bruder hat gesagt, ich solle mit dieser Speckseite zur Hölle wandern; aber ich weiß nicht, wo das ist, und werde wohl meine liebe Not haben, es zu finden."

„Nicht doch," sagte der Mann, „der Weg dahin ist nicht

gar so schwer zu finden, sei nur so gut und gehe in das Loch hinunter, das ich hier grabe; es ist tiefer als du glaubst, und gehe so lange weiter, bis dir etwas begegnet."

Da packte der arme Mann den Speck gut ein und drückte ihn fest an sich und machte sich selbst so klein, als er konnte, denn er meinte ja, der Platz sei knapp, aber es war Platz in Menge, so daß noch mehrere den gleichen Weg hätten hinuntergehen können. Endlich kam er vor ein erschreckliches Feuer, das war mitten auf dem Boden angezündet, und es war eine Hitze, daß man hätte einen Ochsen braten können. Da erblickte er so viele kleine Teufel, daß es erstaunlich war zuzusehen, und die liefen um das Feuer und sprangen zu ihm hin und wollten sehen, was er in seinem Sack hätte.

„Da habe ich eine halbe Speckseite," sagte er, „mein Bruder hat sie mir gegeben und gesagt, ich sollte damit zur Hölle gehen; jetzt weiß ich aber nicht, ob ihr das kaufen wollt, denn hier ist doch offenbar die Hölle."

Das träfe sich gut, sagten sie, denn Speck sei gerade die Fleischsorte, die sie brauchen könnten, Teufel und Schweine hätten ja seit Christi Zeiten zusammengewohnt; und sie boten ihm eine Art Kaffeemühle als Entgelt.

„Aber, was soll ich denn damit?" sagte er, „ich habe ja keine Bohnen zu mahlen." „Wenn du keine hast, so brauchst du bloß daran zu denken, welche zu mahlen," sagten sie, „dann hast du sie sofort; aber du brauchst nicht notwendig Kaffeebohnen zu mahlen, denn auf so einer Mühle kannst du alles mahlen, was du dir nur wünschst, und so lange du es wünschst, mahlt sie dir alles gleich schnell, und wenn du denkst, du hast genug und willst sie zur Ruhe bringen, so brauchst du ihr nur drei Worte zu sagen" — er wisperte ihm etwas ins Ohr — „dann steht sie augenblicklich still."

„Habt schönen Dank, ich will mir's wohl merken," sagte er und zog mit seiner Mühle aus der Hölle ab.

Als er zu seiner Frau heimkam, war es spät in der Nacht, und sie war zornig und zankte sehr: „Wo, zum Teufel, hast du nur gesteckt, du Faselhans? Jetzt ist es über Mitternacht

hinaus, und wir hätten doch noch ein paar Brocken in den Leib bekommen sollen am hochheiligen Julabend. Du weißt doch, daß wir nicht das geringste im Haus haben, und ich habe in alle Ewigkeit gewartet und hatte immer Angst, dir sei ein Unglück zugestoßen."

„Aber, liebe Frau, sei doch endlich still!" sagte er, „ich will dir sagen, ich war wirklich beim Teufel, und da bekam ich hier die Mühle, die ich auf den Tisch gestellt habe; das ist eine, die wir brauchen können, und wir wollen sie gleich probieren."

„Das wäre ja recht schön," sagte sie, „aber das Wichtigste ist nicht da, wir haben nämlich keine Bohnen im Haus."

„Ja, die Bohnen soll sie selbst liefern, das gehört zum Vertrag," sagte er.

„Dann ist es was anderes, wenn du sie dazu bringen könntest, wäre es herrlich, da könnten wir eine Schale Kaffee zum Julfest bekommen. Aber wir hätten eigentlich einen Bissen Brot und ein wenig Licht nötiger, sonst müßten wir im Dunkeln sitzen an so einem hochheiligen Abend."

Das konnte die Mühle auch mahlen, und er sagte: „Mahle Licht!" Gleich kamen Lichter. Sie zündeten sie an, und er brachte die Mühle dazu, Brot zu mahlen, zuerst Schwarzbrot, das ging höchst flink, ein Laib purzelte nach dem andern so eilig heraus, daß er schon nach einer kurzen Weile sagen konnte: „Jetzt haben wir Brot auf lang hinaus." Dann mahlten sie feines Brot zum Julfest und hatten bald Überfluß an Brot.

„Hast du noch andere Sachen nötig?" sagte er, „sag es jetzt gleich, da doch die Mühle einmal im Gang ist."

Da fehlte freilich vielerlei, denn sie hatten, wie gesagt, gar nichts, das Haus war so arm, wie es nur sein konnte. Also mahlten sie Küchenzeug und Hausgeräte, Töpfe und Pfannen und Krüge und Kannen, dazu auch feinere Sachen von Silber und Gold. Sie mahlten auch Silberlöffel und Becher, Messer und Gabeln, alles aus purem Silber.

„Ich meine, jetzt sollten wir aufhören!" rief da die Frau,

„wir haben ja schon so viel, daß wir ein Fest damit herrichten könnten."

„Das wollen wir aber auch," sagte er, und als die Mühle noch einmal ordentlich ihres Amtes gewaltet hatte, sagte er das ausgemachte Wort, und da stand sie still.

Nun lief sich der Mann fast die Beine ab im ganzen Dorf herum und lud ein: ob sie nicht so gut sein wollten und am dritten Jultag und Abend zu ihm und seiner Frau zu Besuch zu kommen. Er lief das ganze Kirchspiel ab, und alle wunderten sich; er hätte ja kaum das Salz zur Suppe, meinten sie, und dachten, er sei verrückt geworden. Er ging auch zu seinem Bruder und dankte ihm für letztesmal und lud ihn ein, ob er nicht zum Julessen kommen wollte am dritten Jultag und auch seine Frau mitbringen. Die zwei paßten gut zusammen, denn sie war auch so eine geizige Seele, aber immerhin glaubte sie nicht, daß es der Mühe wert sei, da hin zu gehen. So dachten noch mehr Leute, und die blieben zu Hause; aber es waren auch manche, die kamen, und die standen starr, als hätten sie Mund und Nase verloren, als sie die Herrlichkeit und den Überfluß an allen Ecken und Enden gewahr wurden.

Im Lauf des Nachmittags, als Lars vor die Tür ging, um zu sehen wie die Wetteraussichten stünden, da fiel ihm auf, daß in seines Bruders Haus so viele ab und zu gingen. Das ging ihm in seinem dicken Kopf herum, und da ging er hin und erzählte seiner Frau, was er gesehen hatte. Das konnte sie nicht begreifen, daß er so viele Gäste hatte, und sie beschlossen, auf einen Sprung hinüberzugehen, denn die Frau war so erschrecklich neugierig.

Wie sie also hineinkamen, rissen sie auch die Augen weit auf, denn nirgends im ganzen Dorf gab es einen so reichen Haushalt. Sie wurden gleich zu Tisch gebeten, aber als sie fertig waren, sprach Lars mit seinem Bruder draußen im Gang und fragte, was das bedeuten solle. „Du armer notiger Teufel! hast du das gestohlen oder geliehen? sag mir nur mit einem Wort, wo du das her hast."

„Ja, gern," sagte Hans. „Erinnerst du dich, als du mir den Speck fürs Julfest gabst, daß du gesagt hast, daß ich damit zur Hölle gehen sollte? Das habe ich ganz buchstäblich getan, und die nahmen den Speck und gaben mir eine Mühle als Entgelt, die kann alles mahlen, was man nur verlangen kann, und liefert selbst alles, was man nur braucht."
„Das ist eine schöne Lüge, die du mir da erzählst," sagte der Bruder, „aber zeig mir die Mühle einmal, ich will sie dir abkaufen!"
Da zeigte er sie ihm. „Was willst du dafür haben?"
„Ja, die ist teuer, das kannst du dir denken," sagte Hans, „die kostet dreihundert Taler; ich wollte sie eigentlich nicht verkaufen, aber weil du mein Bruder bist, so sollst du sie haben."
Das sei aber viel Geld, ob er sie nicht billiger haben könnte? Nein, da sei gar nichts zu wollen, nicht einen Schilling billiger sei sie feil; auch wolle er sie selbst noch ein halbes Jahr behalten und sich noch weiter mahlen lassen, was er nötig hätte. Damit mußte der reiche Mann sich zufrieden geben, wenn es ihn auch bitterschwer ankam, so viel Geld zu bezahlen; aber er konnte noch viel weniger ruhig zusehen, daß sein Bruder die Mühle hatte, denn er hatte Angst, daß der andere ebenso reich werden möchte, wie er selbst.
Also geschah es nicht vor Herbst, daß Lars die Mühle eingehändigt bekam und nach Hause trug. Da überlegte er bei sich, daß seine Frau gut von morgens bis abends mit aufs Feld gehen könne zur Herbstzeit, statt daß sie wie sonst immer zu Haus bliebe, um das Essen zu kochen, und das wäre eine schöne Ersparnis; nun brauchte er nur mittags heimzurennen und die Mühle in Gang zu setzen, und die konnte ihnen im Handumdrehen das Mittagessen mahlen. Am ersten Tag machten sie aus, sie wollten Grütze und Hering haben, es war so lange her, seit sie frischen Hering gegessen hatten. Kurz vor Mittag rannte der Mann heim. Er drehte die Mühle an und sagte: „Mühle, mahl mir Hering und Brei!" Sofort begann sie zu knarren und mahlte rasch Hering und

Brei durcheinander. Er setzte ein Faß nach dem anderen darunter, aber es dauerte nur kurze Zeit, so waren alle voll, die er hatte. Nun ließ er sie die Bottiche voll mahlen, denn man konnte es ja für die Schweine verwenden, dachte er, und die Mühle mahlte weiter. Zuletzt waren auch alle seine Eimer voll, und nun dachte er, sie hätten für einige Zeit genug und wollte die Mühle zum Stehen bringen. Aber sie wollte nicht stehen bleiben, und sein Bruder hatte ihn das Wort nicht gelehrt, das man dabei sagen mußte. „Man kann sie ja festhalten, sie ist ja nicht groß," dachte er, aber das konnte er nicht, und als er sich daran müde geplagt hatte, hatte sie so viel gemahlen, daß er bis an den Hosenbund in Hering und Brei stand.

Der Frau auf dem Feld draußen kam es merkwürdig lang vor, daß er nicht zum Essen rief, und sie ging den Abhang hinauf, um zu sehen, ob er nicht außen stehe und winke. Da kam er aus dem Hof gerannt und rief den Leuten zu, sie sollten doch endlich machen, daß sie heimkämen und ihm helfen die Mühle zu halten. Aber als sie heimkamen, hatte sie das ganze Wohnhaus vollgemahlen. Da barst eine Tür, und so wälzte es sich hinaus in den Garten wie eine wahre Flut, so daß ein riesiger Brei da außen entstand. Da wurde es ihm etwas unbehaglich, aber dann fiel ihm ein, daß es das beste sei, nach seinem Bruder zu schicken. Er kam, aber er wollte die Mühle unter keiner anderen Bedingung zum Stillstand bringen, als daß er sie wiederbekäme. Während sie standen und darüber verhandelten, mahlte die Mühle weiter, daß fast der ganze Hof voll war. Nun mußte er sich entschließen, sein Eigentum zu retten und die Mühle fahren zu lassen. Sie wurde also zur Ruhe gebracht, und der Bruder nahm sie mit sich. Aber jetzt mußten sie sich müde schaffen, um den Hof und das Wohnhaus wieder zu säubern. Lars und seine Leute hatten den ganzen Herbst über zu tun, um all den Hering und Brei wegzuschaffen, und das war keine behagliche Arbeit, denn es fing bald an zu stinken. Aber das schlimmste war, daß der Herbst darüber versäumt wurde,

so daß er seine Ernte nicht unter Dach bekam, und das war ein unermeßlicher Verlust für ihn. Im Winter darauf litt sein Vieh Hunger und stand ihm um, ein Stück ums andre, kurz und gut, das Ende war, daß er aus einem reichen ein armer Mann wurde.

Aber der andere Bruder vermehrte seinen Hausstand und wurde ein wohlhabender Mann. Da wollte er nicht mehr in dem kleinen Haus bleiben; und er mahlte sich einen richtigen Staatshof oben auf einer Anhöhe am Meer, und der war gedeckt mit purem Gold statt des Daches. Da wohnte er, und alle Leute, die auf dem Meer vorbeifuhren, konnten sich danach richten, so glänzte es; und alle, die nahe vorbeikamen, gingen hinein, um den Hof zu sehen. Eines Tages kam da ein norwegischer Schiffskapitän zu ihm zu Besuch, er segelte mit Salzfrachten und fragte ihn, wie er so reich geworden sei. Ja, er sei nicht gerade so reich, aber er habe eine Mühle, die könne alles mahlen, was er sich wünsche. So eine Mühle zu haben, sei schon etwas wert, meinte der Schiffer; wenn sie nur auch Salz mahlen könnte. „Das kann sie natürlich auch," sagte Hans und setzte sie in Gang, daß der Schiffer sehen sollte, wie sie feines Salz und grobes Salz ganz nach seinem Belieben mahlen konnte. Da bekam er ein großes Gelüsten danach und wollte sie absolut kaufen. „Die könnte mir von ungeheurem Nutzen sein und mir große Seereisen hin und zurück ersparen, denn es ist weit bis zu den Salzklippen." Er konnte sie bekommen, wenn er tausend Taler dafür zahlte, und dieser Handel wurde ohne langes Hin und Her abgeschlossen. Der Schiffer nahm die Mühle mit, aber es ging ihm wie mit dem reichen Mann, er dachte überhaupt nicht daran, sich sagen zu lassen, wie er sie wieder zur Ruhe bringen sollte, wenn er sie einmal in Gang gesetzt hatte.

Als er aufs Meer hinauskam, beschloß er, die Mühle in Betrieb zu setzen, und sie mahlte zuerst grobes Salz und dann feines Salz, als er genug vom groben hatte. Aber als er so lang gemahlen hatte, daß nur noch eine Planke über Wasser war, wollte er die Mühle abstellen. Er packte sie mit

beiden Händen und wollte sie festhalten, aber er brachte es nicht fertig, denn sie tat, als ob sie ihn nicht verstehen könnte, und lief genau so rasch weiter.

Da rief er eiligst die ganze Schiffsmannschaft zusammen, aber auch die konnten sie mit all ihrer Kraft nicht festhalten. Da fingen sie an von dem Salz auszuwerfen, aber sie konnten nicht so schnell auswerfen, wie die Mühle mahlte, und das Ende vom Lied war, daß das Schiff zu schwer ward und auf den Grund sank. Die Mühle sank mit und wurde nicht abgestellt, so daß sie noch heutigentages läuft, und das kann man auch daran sehen: Wieviel frisches Wasser auch ins Meer läuft, so bleibt doch das Meer immer gleich salzig.

26. Das Schwein



Es war einmal eine Frau, die hatte drei Töchter, und die sollten eines Tages Flachs schwingen. Wie sie draußen waren, kam die Mutter, um nach der Arbeit zu sehen. Da kam ein Schwein in den Garten gerannt und fraß von dem Kohl. Die Frau sagte zu ihrer ältesten Tochter, sie solle hingehen und es fortjagen, und die Tochter lief mit der Flachsschwinge in der Hand auf das Schwein zu. Als sie aber in die Nähe kam, rief dieses: „Krau mich, krau mich!" — „Ja, ich will dich schon krauen, daß es dir Angst wird!" sagte das Mädchen und rannte dem Schwein nach, und das lief eiligst in den Wald; aber da kam ein so dichter Nebel, daß das Mädchen sich verirrte, und da ging das Schwein hinter ein Gesträuch und kam als Mensch wieder hervor und sagte zu dem Mädchen, es solle mit ihm gehen; sie würde es gut haben und nichts anderes zu arbeiten, als für sie beide das Essen zu besorgen, im übrigen könne sie tun, was sie wolle. Das Mädchen konnte den Heimweg nicht mehr finden, denn sie war ganz in der Irre, und da ging sie mit dem Schwein.

Am nächsten Tag war die Mutter mit den zwei anderen Töchtern am Backen; da sahen sie wieder ein Schwein draußen im Garten, und die Mutter sagte zu der zweiten Tochter, sie solle schnell gehen und es aus dem Garten jagen. Sie rannte mit dem Schürhaken in der Hand hinaus, das Schwein rannte auch und sie hinterdrein in den Wald, und da kam auf einmal ein so dichter Nebel, daß sie sich verirrte, und auf einmal sah sie das Schwein nicht mehr, aber es stand ein Mann vor ihr, der sagte zu ihr wie zu ihrer Schwester, sie solle mit ihm heimgehen, sie brauche nichts zu arbeiten und dürfe all sein Silber und Gold sehen; nur in eine Kammer dürfe sie nicht hinein.

Am dritten Tag war die Mutter mit der jüngsten Tochter beim Flachshecheln, und da sahen sie wieder ein Schwein im Garten. Die Tochter wollte hinausgehen und es verjagen, aber die Mutter wollte es nicht erlauben, weil sie fürchtete, sie würde auch nicht wiederkommen wie die beiden anderen. „Nein," sagte die Tochter, „ich will schon acht geben," und sie rannte dem Schwein nach. „Krau mich, krau mich!" rief es. „Ja, ich will dich schon krauen," schrie sie und schlug auf das Tier ein. „Ja, du kannst mich krauen," sagte das Schwein und rannte dem Wald zu und sie hinterdrein. Aber da kam wieder ein dichter Nebel, so daß sie den Weg nicht mehr fand, und das Schwein verwandelte sich in einen Menschen und sagte zu ihr, sie solle mit ihm heimgehen und seine Frau werden. Sie brauche nur für das Essen zu sorgen für sie beide, und nur in zwei Kammern dürfe sie nicht hinein — das waren eben die Kammern, wo er ihre beiden Schwestern hielt; aber das konnte sie ja nicht wissen. Den Heimweg konnte sie nicht mehr finden, und da folgte sie ihm eben. Sie hatte es auch gut bei ihm, und es war so viel Gold und Silber da, daß es ganz unheimlich war. Aber trotzdem war sie nicht glücklich, denn sie wußte, daß ihre Mutter Sehnsucht nach ihr hatte; aber wie sie jemals wieder heimkommen sollte, das konnte sie sich nicht denken.

Der Mann war den ganzen Tag fort und sie war allein zu

Hause, und da schaute sie eines Tages durch das Schlüsselloch in die Kammern, die sie nicht betreten durfte, und da sah sie, daß ihre Schwestern drinnen waren. Sie rief ihnen zu, und sie beredeten sich durch die Schlüssellöcher, wie sie wieder zusammenkommen könnten und den Weg nach Hause finden. Die eine Schwester wußte, daß der Schlüssel zu den Kammern auf einem Sims beim Herd lag, und das Mädchen holte ihn gleich, und nun konnte sie ja bei ihnen aus- und eingehen, wie es ihr paßte. Da überlegte sie sich, wie sie wohl den Mann anführen könnte, daß sie wieder heim zu ihren Eltern kämen, die sicher in großer Sorge um sie schwebten und nicht wissen konnten, wo sie geblieben waren.

Als der Mann am Abend heimkam, beklagte er sich über die schlimme Kälte. „Ja, wir können es wohl aushalten," sagte sie, „aber was meinst du, wie es meinen armen Eltern bei dieser strengen Kälte geht: sie haben nur harte Kieselsteine zu brennen, und die sind heute so gut wie gestern und morgen so gut wie heute." Da sagte er, er habe ja nichts dagegen, wenn man ihnen Brennmaterial zukommen lasse; er wolle diesen Abend noch ausgehen, und sie solle Kohlen in einen Sack tun und ihn zubinden, er wolle sie dann selbst den Eltern bringen. Sie dankte ihm dafür und war sehr zufrieden. Dann nahm sie einen Sack und tat zu unterst Silber und Gold und dann ihre eine Schwester hinein und Kohlen darüber, damit er nichts merken sollte, und sagte zu ihrer Schwester: „Wenn er nun mit dir unterwegs ist, wird er wohl in den Sack schauen, aber dann mußt du sagen: ich seh dich schon, ich seh dich schon! Dann glaubt er, ich sei es, die ihm aufpaßt." Der Mann kam und holte den Sack, und das Mädchen sagte, er dürfe ihn nicht aufmachen, sie werde ihm nachschauen und aufpassen, daß er ihn auch wirklich zu ihren Eltern trage. Er ging mit dem Sack fort; aber als er ein Stück gegangen war, sagte er:

„Der Weg ist weit
Und die Last ist schwer,
Wenn ich nur wüßt, was im Sack drinnen wär?"

Aber da rief die Schwester im Sack: „Ich seh dich wohl, ich seh dich wohl!“ Da bekam der Mann Angst, denn er glaubte, seine Frau könne ihn sehen, und er sagte:

„Verflucht deiner hellen Augen Strahl!
Du kannst ja sehn über Berg und tiefes Tal!“

Und er ging eiligst in ihr Elternhaus und schmiß den Sack zur Tür herein und sagte, da hätten sie etwas zum Heizen. Die Eltern machten sogleich den Sack auf und freuten sich sehr: nun hatten sie ja ihre älteste Tochter wieder.

Der Mann kam heim und war müde und ging nicht in die Kammern wie sonst. Und am nächsten Tag sagte seine Frau wieder zu ihm, es sei so furchtbar kalt, und sie fürchte, ihre Eltern hätten die Kohlen schon verbrannt, ob er nicht am Abend wieder einen Sack hintragen wolle? Ja, sagte er, sie solle ihn nur herrichten. Da tat sie wie das letztemal Silber und Gold zu unterst, und darauf die andere Schwester und darüber Kohlen. Und sie sagte dieser Schwester dasselbe, wie der anderen. Dann kam der Mann und schleppte den Sack davon, und es ging wie das letztemal. Als er ein gutes Stück gegangen war, sagte er:

„Der Weg ist weit
Und die Last ist schwer,
Wenn ich nur wüßt, was im Sack drinnen wär?“

Aber da rief die Schwester im Sack: „Ich seh dich wohl, ich seh dich wohl!“ Der Mann meinte wieder, seine Frau passe ihm auf und sagte:

„Verflucht deiner hellen Augen Strahl!
Du kannst ja sehn über Berg und tiefes Tal!“

Und er ging eiligst zu ihren Eltern und schmiß den Sack klobig zur Tür herein. Wie er heimkam, wollte er in die Kammern schauen, aber da sagte seine Frau, das sei doch heute abend nicht mehr nötig, das Essen sei fertig, und nun solle er doch endlich kommen. Also ging er auch diesen Abend nicht in die Kammern.

Am nächsten Tag war er nicht zu Hause und konnte auch nicht in seinen Kammern nachsehen, und als er heimkam,

sagte seine Frau wieder zu ihm, ihre Eltern stürben gewiß eines elenden Todes bei dieser Kälte, und ob sie nicht doch noch einen Sack Kohlen bekommen könnten. „Ja, ja," sagte der Mann, einen wolle er ihnen noch schenken. „Aber alle guten Dinge sind drei," und mehr bekämen sie nicht. Es sei schon recht, sagte sie, wenn er ihnen nur noch den einen schenken wolle, so werde sie nie mehr weiteres von ihm verlangen. „Aber mir ist nicht recht wohl heute," sagte sie, „und wenn ich vielleicht den Sack nicht zugebunden habe, so bin ich ins Bett gegangen, und du bist so gut und bindest ihn selber zu." Ja, ja, sagte der Mann. Wie nun der Mann fort war, nahm sie zu allererst einen großen Armvoll Stroh, band ein großes Handtuch darum und legte es ins Bett. Dann tat sie erst Gold und Silber in einen Sack, kroch selber hinein und deckte sich so gut als möglich mit Kohlen zu. Als der Mann kam und sah, daß der Sack nicht zugebunden war, und die Kohlenschaufel noch daneben stand, war es ihm ganz klar, daß seine Frau ins Bett gegangen war. Also band er den Sack zu und ging damit fort. Als er ein Stück weit gekommen war, sagte er:

„Der Weg ist weit
Und die Last ist schwer,
Wenn ich nur wüßt, was im Sack drinnen wär?"

Aber da rief die Frau im Sack: „Ich seh dich wohl, ich seh dich wohl!" — „O weh!" sagte der Mann,

„Verflucht deiner hellen Augen Strahl!
Du kannst ja sehen über Berg und tiefes Tal!"

Und er lief eiligst mit dem Sack zu ihren Eltern, schmiß ihn zur Tür hinein und brummte, da hätten sie ihn, aber mehr bekämen sie nicht. Sie bedankten sich sehr und waren sehr froh, denn nun hatten sie ja alle ihre drei Töchter wieder. Er hatte sie geholt und auch wieder gebracht und wußte nicht einmal etwas davon.

Als er nun heimkam, nahm er sich endlich die Zeit, in die Kammern zu schauen — und die waren leer. Da lief er ans Bett und wollte nach seiner Frau sehen; er schrie sie an und

schüttelte sie, aber er hatte ja nur den Strohbündel in der Hand. Und da merkte er, daß er angeführt war, und da wurde er so böse, daß er in lauter Kieselsteine zersprang, wie sie uns jetzt die Füße ritzen.

27. „Zum Teufel mit dem Geld! ich weiß, was ich weiß!"



Es war einmal ein Mann, der hatte drei Töchter, die waren alle drei verheiratet, jede mit einem Troll. Eines Tages wollte der Mann sie besuchen, und seine Frau gab ihm etwas trockenes Brot mit auf den Weg. Als er eine Weile gegangen war, wurde er müde und hungrig. Deshalb setzte er sich an der östlichen Seite eines Hügels nieder und machte sich an sein trockenes Brot. Da tat sich der Hügel auf, und seine jüngste Tochter schaute heraus und sagte: „Aber Vater! Weshalb kommst du nicht herein zu mir?" — „Ja," sagte er, „wenn ich gewußt hätte, daß du hier wohnst, und wenn ich einen Eingang gesehen hätte, so wäre ich schon hereingekommen." Gleich darauf kam der Troll nach Hause, und die Frau sagte, ihr Vater sei gekommen, und er möge doch ein wenig Fleisch zur Suppe kaufen. „Das können wir bequemer haben," sagte der Troll. Damit schlug er einen Nagel in die Wand und rannte seinen Kopf hinein, so daß ganze Stücke Fleisch herausrissen. Die packte der Troll gleich, und es gab für alle eine kräftige Suppe davon. Darauf gab der Troll dem Alten einen Sack voll Geld, und damit machte er sich auf den Heimweg. Als er in die Nähe seines Ortes kam, fiel ihm auf einmal ein, daß er eine trächtige Kuh habe. Da stellte er seinen Geldsack auf die Erde, rannte nach Hause, so schnell er nur konnte, und fragte seine Frau, ob die Kuh gekalbt hätte." „Aber wie kommst denn du dahergelaufen?" sagte die Frau, „nein, die Kuh hat noch nicht gekalbt." —

„Ja, dann mußt du mit mir gehen und mir einen Sack voll Geld heimtragen helfen,“ sagte der Mann. „Einen Sack voll Geld heimtragen?“ sagte die Frau. — „Freilich, einen Sack voll Geld heimtragen,“ sagte der Mann, „ist das so verwunderlich?“ Obgleich die Frau ihm nicht so recht Glauben schenkte, so gab sie doch nach und ging mit. Aber als sie an Ort und Stelle kamen, war kein Geldsack mehr da: ein Dieb hatte ihn mitgenommen. Da wurde die Frau böse und fuhr auf den Mann los. „Ach was!“ sagte er da, „zum Teufel mit dem Geld! Ich weiß, was ich weiß!“ — „Was weißt du denn?“ sagte die Frau. — „Ja, das weiß ich eben!“ sagte der Mann.

Nach einiger Zeit wollte der Mann seine zweitälteste Tochter besuchen. Seine Frau gab ihm wieder etwas trockenes Brot mit, und als er müde und hungrig war, setzte er sich an den östlichen Abhang eines Hügels und fing an zu essen. Wie er gerade mitten drin war, kam seine zweite Tochter aus dem Hügel heraus und lud ihn ein, hinein zu kommen, und das tat er gern. Gleich darauf kam der Troll nach Hause; es war inzwischen dunkel geworden, und die Frau bat ihn, eine Kerze zu kaufen. „Ach, wir werden gleich Licht haben,“ sagte der Troll und steckte seine Finger ins Feuer; nun leuchteten die Finger und blieben doch ganz unversehrt. Hier erhielt der Alte zwei Säcke voll Geld zum Geschenk und stapfte mit ihnen heimwärts. Aber als er fast zu Hause war, fiel ihm wieder seine trächtige Kuh ein. Da stellte er seine Geldsäcke auf die Erde, rannte nach Hause und fragte seine Frau, ob die Kuh noch nicht gekalbt hätte. „Was ist denn mit dir los?“ sagte die Frau. „Du kommst ja dahergerannt, als ob es brennte! Du kannst ganz ruhig sein, die Kuh hat immer noch nicht gekalbt.“ Nun verlangte der Mann, die Frau solle ihm helfen, die zwei Geldsäcke heimzutragen. Sie traute seinen Worten zwar nicht recht, aber er redete so dringlich auf sie ein, daß sie schließlich nachgab und mitging. Aber als sie an Ort und Stelle kamen, war wiederum ein Dieb dagewesen und hatte die Geldsäcke mitgenommen.

So war es kein Wunder, daß die Frau recht ungehalten wurde. Aber der Mann sagte nur: „Wenn du nur wüßtest, was ich weiß!"
Zum dritten Male wollte der Mann ausziehen, um seine älteste Tochter zu besuchen. Als er an einen Hügel kam, setzte er sich an den östlichen Abhang und verzehrte das trockene Brot, das ihm seine Frau mitgegeben hatte. Da kam seine Tochter heraus und nahm den Vater mit, und bald darauf kam der Troll. Sie wollten Fische essen, und die Frau hieß ihren Mann ausgehen und einkaufen. Aber er sagte, das könnten sie einfacher haben, sie solle ihm nur ihren Backtrog und den Schöpflöffel überlassen. Der Troll und seine Frau setzten sich nun in den Trog und fuhren aufs Meer hinaus. Als sie ein Stück gefahren waren, sagte der Troll: „Sind meine Augen grün?" — „Nein, noch nicht," sagte die Frau. Dann fuhren sie noch ein Stück weit; dann fragte der Troll wieder: „Sind meine Augen noch nicht grün?" — „Doch, jetzt sind sie grün," sagte die Frau. Da sprang der Troll ins Wasser und schöpfte mit dem Löffel so viele Fische heraus, daß sie in dem Trog kaum Platz hatten. Als sie zurückkamen, ließen sie sich's alle vortrefflich schmecken, und der Alte bekam drei Säcke voll Geld zum Mitnachhausenehmen. Als er nun schon fast daheim war, fiel ihm wieder die Kuh ein. Er stellte die Geldsäcke auf die Erde; aber diesmal nahm er seine Holzschuhe und setzte sie obendrauf, denn auf diese Art, glaubte er, würden sie ihm nicht gestohlen werden. Dann rannte er heimwärts, um seine Frau zu fragen, ob die Kuh noch nicht gekalbt hätte. Aber während er zu Hause war, kam wiederum ein Dieb und nahm die Geldsäcke mit; aber die Holzschuhe ließ er stehen. Wie nun der Mann seine Frau mitbrachte, um die Geldsäcke zu holen, und sie nur die Holzschuhe vorfanden, wurde sie wütend und fuhr auf ihn los. Aber er blieb ganz ruhig und sagte nur: „Zum Teufel mit dem Geld! Ich weiß, was ich weiß!" — „Was weißt du denn?" sagte die Frau, „das möchte ich gern wissen."

— „Ja, das wirst du dann schon sehen!" gab der Mann zur Antwort.

Eines Tages wollte die Frau eine Suppe kochen und sagte zu ihrem Mann: „Ach, geh in die Stadt und kauf ein Stück Suppenfleisch!" — „Das ist nicht nötig," sagte er, „das können wir einfacher haben." Und damit schlug er einen Nagel in die Wand und rannte mit dem Kopf dagegen, daß das Blut in Strömen floß, und er lag lange Zeit darauf krank. Als er sich wieder erholt hatte, hatten sie eines Tages kein Licht, und die Frau hieß ihn gehen und eines kaufen. „Nein," sagte er, „das ist durchaus nicht nötig," und steckte seine Hand ins Feuer. Darauf mußte er wieder lange Zeit im Bett bleiben. Als er wieder gesund war, wollte die Frau eines Tages Fische haben und hieß ihn gehen und welche kaufen. Aber er wollte seine Kunst wieder zeigen und hieß sie nur mit dem Backtrog und dem Schöpflöffel mitgehen. Sie setzten sich beide in den Trog und fuhren aufs Meer. Als sie ein Stück weit hinausgekommen waren, sagte der Mann: „Sind meine Augen grün?" — „Nein," sagte die Frau, „wieso sollten sie denn grün sein?" Als sie noch ein Stück weiter gefahren waren, fragte der Mann wieder: „Sind meine Augen noch nicht grün?" — „Nein, was redest du denn für Zeug daher!" sagte die Frau, „wie sollten denn deine Augen grün sein?" Da sagte der Mann: „Ach, liebe Frau, kannst du nicht wenigstens sagen, daß meine Augen grün sind?" „Also," sagte die Frau, „sie sind grün." Kaum hatte er das gehört, so sprang er mit dem Schöpflöffel ins Wasser, um die Fische herauszuschöpfen. Aber er blieb selbst bei ihnen drunten.

28. Das Mädchen, das nicht schweigen konnte



Es war einmal ein Hausierer, der reiste nach Ribe in Handelsgeschäften. Er übernachtete in einem Dorf, und da kam er mit der Tochter vom Haus ins Gespräch und fing mit ihr zu tändeln an.

Und am Morgen, als er abreisen wollte, sagte er zu ihr, er wolle sie zur Frau nehmen, wenn er zurückkehre, falls sie es verschweigen könne. „Ja freilich kann ich das verschweigen," sagte sie.

Als er abgereist war, mußte sie das Frühstück richten. Da stand der Aschentrog voll Asche neben dem Herd, und dicht dabei stand das Mehlfaß. Da griff sie fehl und nahm eine Handvoll Asche. In dem Augenblick kam ihre Mutter und sagte: „Was hast du denn, warum stehst du da und machst dummes Zeug! Ich glaube gar, du nimmst Asche statt Mehl!" — „Ja so!" sagte sie, „ich war in Gedanken!" — „Das müssen aber saubere Gedanken sein!" sagte die Mutter. — „Es ist, weil der Krämer, der hier war, gesagt hat, er wolle mich heiraten, wenn er wiederkäme, falls ich darüber schweigen könnte." — „Ja freilich können wir das verschweigen, das können wir gewiß," meinte darauf die Mutter.

Als das Mädchen die Grütze fertig hatte, ging sie in die Stube, wo die Breischüssel mit dem Boden nach oben stand, und da wandte sie sie um. Da kam die Frau mit der Grütze, und weil sie gewohnt war, daß die Schüssel immer umgekehrt stand, so drehte sie sie nochmals und fing an, die Grütze über den Boden der Schüssel zu schütten. Aber man hatte den Mann zum Frühstück gerufen, und in dem Augenblick kam er herein und sah alles. Da sagte er: „Was machst du denn für dummes Zeug hier?" „Ja so," sagte die Frau, „ich war in Gedanken." „Das müssen aber hochwichtige Gedanken gewesen sein," sagte er. „Ja, es war wegen des Krämers," sagte sie, „der hier übernachtet hat,

er hat zu unserer kleinen Mette gesagt, er wolle sie heiraten, wenn er wiederkäme, falls sie es verschweigen könne." — „Da können wir das ja verschweigen, wir sind ja Manns genug dazu," sagte er.

Wie sie mit ihrem Frühstück fertig waren, da wollte der Mann aufs Feld, um zu pflügen. Er machte sich auf den Weg und kam zum Pflug, der am Ackerrand stand. Da war auch sein Nachbar zum Pflügen draußen. Nun wollte der Mann die Ochsen hinten an den Pflug spannen, und da kam ein Nachbar und fragte: „Warum machst du denn so dummes Zeug?" „Ja so, ich war in Gedanken und habe mich dumm angestellt." — „Das müssen kuriose Gedanken sein. Was sind denn das für wichtige Sachen, an die du denkst?" — „Letzte Nacht hat ein Krämer da übernachtet, der hat zu unsrer kleinen Mette gesagt, er wolle sie heiraten, wenn er wiederkäme, falls sie es verschweigen könnte." — „Das könnt ihr ja ruhig verschweigen, dazu seid ihr Manns genug," sagte der Nachbar.

Aber die Sache wurde nicht verschwiegen, sondern machte überall die Runde. Als der Krämer auf der Rückreise wiederkam, erkundigte er sich drei, vier Meilen, ehe er in den Ort kam, und die Leute wünschten ihm Glück von allen Seiten.

Darüber ärgerte er sich sehr, und als er in das Dorf kam, kehrte er nicht bei diesem Mann ein, sondern bei seinem Nachbar und blieb da über Nacht. Der Mann hatte ebenfalls eine Tochter, und er verliebte sich in sie; und da winkte ihm eine viel größere Mitgift, denn der Mann war reicher als der andere; und so blieb es dabei, die beiden sollten einander heiraten, und sie wurden aufgeboten und die Hochzeit festgesetzt.

Nun waren die Leute, bei denen er auf der Hinreise übernachtet hatte, zur Hochzeit eingeladen, aber sie wollten nicht einmal hin, so ärgerlich waren sie. Aber als der Hochzeitstag kam, und der Hochzeitszug in die Kirche wollte, da bat Mette, ob sie nicht mit ihnen in die Kirche dürfe und

auch ihre Gabe auf den Teller legen. Dazu bekam sie auch die Erlaubnis. Als sie zum Opfern am Altar gewesen war und wieder zurückkam, da drehte sie sich nach dem Bräutigam um und sagte: „Ich hab doch noch gute Zuversicht zu dir!“ Als die Brautleute am Abend im Bett waren, wurde die Braut neugierig und wollte wissen, was das Mädchen ihm in der Kirche zugeflüstert hatte. „Ach, die arme Plaudertasche!“ sagte er. „Sie sagte, sie hätte immer noch gute Zuversicht zu mir, mir scheint aber, die Zuversicht sollte vorbei sein.“ Darauf sagte sie: „Ja, die ist ihrer Lebtag eine Plaudertasche gewesen, nicht das geringste hat sie verschweigen können und immer alles gesagt, was sie wußte. Nein, da habe ich anders schweigen können, drei Kinder hab ich gehabt und sie alle drei hier unter dem großen Baum begraben; und ich hab es nie einem Menschen gesagt, außer dir.“ Da sprang er von ihr weg aus dem Bett und sagte, er wolle sie nicht zu eigen haben, wenn sie solche Abenteuer hinter sich hätte. „Ich will doch die andere nehmen,“ sagte er, „kann sie das Gute nicht verschweigen, so kann sie das Schlechte noch viel weniger verschweigen.“ Als es Tag war, zeigte er es der Obrigkeit an, und da bekam sie ihre verdiente Strafe. Aber ihm wurde freigestellt, zu heiraten, wen er wolle, und da nahm er die erste Liebste.

29. Das gestohlene Schwein

Es wohnte einmal eine alte ehrliche Frau in Selde; sie war arm und konnte sich nicht anders als durch Betteln die Mittel zum Leben verschaffen. Aber sie hatte einen Sohn, und das war ein begabter Kerl und flink im Lernen und im Stehlen. Wenn sie nun zu den Nachbarn kam, so hörte sie wenig gute Worte über den Buben. Die Leute sagten, ob er denn nicht genug stehlen könne, daß sie nicht zu betteln brauche.

Wenn sie das hörte, wurde sie traurig, und schließlich wollte sie dem Gerede ein Ende machen. Da sagte sie zu ihrem Sohn: „Nun mußt du gehen und dir einen Dienst suchen, denn ich kann dich nicht länger daheim brauchen. Aber du mußt auf alle Fälle mit deinem Herrn ausmachen, daß er dich lesen lehrt, denn es ist immer gut, wenn man lesen kann." Da zog der Bursche südwärts und kam nach Aagesholm. Hier erkundigte er sich nach einem Dienst und fragte, ob man nicht einen Burschen brauchen könne. „Ja," sagte der Mann, „kannst du die Schweine hüten?" Nein, damit wollte er nichts zu tun haben, er wolle nicht der niederste Knecht auf dem Hofe sein. „Ja, dann können wir dich nicht brauchen, mein Freund, dann kannst du gehen." Nun kam er ans Kloster Grinderslev und fragte auch da nach einem Dienst. Da hätte er Schafhirte werden sollen, aber auch dazu konnte er sich nicht bequemen. Es war spät am Nachmittag, als er vom Kloster Grinderslev wegging, und es war schon dunkel, als er an den Eskjaerwald kam. Nun bekam er Angst und traute sich nicht weiter zu gehen, als der Weg nach Süden bog, und da stand er und weinte. Da kamen zwei Leute aus dem Wald heraus und begegneten ihm. „Warum weinst du denn?" sagten sie. Er sagte, er habe Angst, denn er habe sich verirrt, und es sei schon so spät. Er sei ausgezogen, um sich einen Dienst zu suchen, und habe schon auf zwei Höfen angefragt, wo er wohl hätte bleiben können, als Schweinehirte und als Schafhirte, aber keiner von den Diensten habe ihm der Mühe wert geschienen, und deshalb sei er weitergegangen. Wenn er jetzt noch einmal dort wäre, so hätten ihn die Leute zu jedem Dienst bekommen können, und noch obendrein wollte er nichts verlangen. — „Ach, so schlimm ist es nicht," sagten die Männer, „du kannst ja bei uns in Dienst treten." — „Aber was soll ich bei euch tun?" — „Du sollst stehlen lernen, denn wir sind, offen gesagt, Räuber von Profession."

„Das ist ja wunderschön," sagte er, „das ist eine Arbeit, zu der ich mein Lebtag Lust gehabt habe. Aber meine Mutter

hat gesagt, ich solle auch lesen lernen, das solle ich mir bei meinem Dienstherrn ausbedingen." — „Das braucht uns nicht im Weg zu stehen," sagten die Räuber, „wir wollen schon dafür sorgen, daß du lesen lernst."

Also ging er mit den Räubern heim. Sie wohnten im Wald in einer Höhle unter der Erde und hatten eine alte Mutter, die ihnen Haus hielt. Sie war noch aus dem uralten Geschlecht der Menschen, die nur ein Auge mitten auf der Stirn und eine Brust unter dem Kinn hatten. Den Sommer über blieb der Bursche bei ihnen und lernte eifrig sein Handwerk, aber im Winter, wenn Arbeit und Verdienst knapp waren, gaben sie ihn bei einem alten Bauern in Kost, der ihm das Lesen beibringen sollte. Da war er mehrere Winter lang, aber im Sommer war er draußen in der Räuberhöhle. Als er erwachsen war, starb der alte Bauer, und er hatte eine junge Frau gehabt. Die gefiel dem Burschen gut, und er gefiel ihr auch, und da machte er ihr einen Antrag und bekam ihr Jawort. Sie hielten Hochzeit, und seine Lehrmeister waren auch beim Fest, vielleicht als Zeugen. Als er nun auf diese Art ein begüterter Bauer geworden war, nahm er sich mit Eifer der Bauernarbeit an und paßte gehörig auf, daß alles richtig besorgt wurde, und ging niemals aus und pflegte mit niemand Verkehr. Das kam seiner Frau wunderlich vor, und sie äußerte sich auch darüber. „Du bist ja ein schreckliches Haustier," sagte sie, „das mir immer daheim sitzen bleibt. Du solltest auch einmal hingehen und mit deinen Nachbarn reden." „Ach, dabei kommt nichts heraus, besser ist es, wenn man zu Hause bleibt und auf sein Eigentum acht gibt," sagte er darauf, und es wurde nicht weiter darüber gesprochen. Aber auf einmal kam Befehl, daß sich alle Leute mit dem Zehnten in Skive einfinden sollten. Darüber war er gar nicht zufrieden und sagte zu seiner Frau, er habe gar keine Lust, von Hause fortzugehen. „Ach, das macht doch nichts," sagte sie, „du kannst den Knecht mitnehmen, die Magd und ich werden schon unterdessen zu Hause nach dem Rechten sehen." — „Ja, das ist schon recht," gab er

zurück, „aber es werden Fremde zu dir kommen, wenn ich fort bin." — „Ach, wie sollte denn das zugehen," sagte sie, „du kommst zu keinem Menschen, und so kommt wohl auch niemand zu uns. Und wenn auch, so macht es doch nichts." — „Doch, das kann gerade fatal genug sein, du mußt sie wohl aufnehmen und genau aufpassen, was sie sagen."

An demselben Tag, an dem der Mann fortgegangen war, kamen auch zwei fremde Männer und besuchten sie. Sie kannte sie nicht weiter, aber sie sah doch, daß sie bei ihrer Hochzeit gewesen waren. Aber deshalb wußte sie doch nicht, wo sie herkamen. Sie bewirtete sie aufs beste, und sie erzählten das eine und das andere, aber nichts von dem, was sie sagten, schien ihr besonderer Aufmerksamkeit wert. Als sie am Fortgehen waren, hatte sie kurz vorher die Schweine gefüttert, und sie standen da und fraßen aus einem Trog, der vor der Tür stand, denn damals hatte man die Schweine nicht wie jetzt im Koben, sondern sie liefen frei herum und suchten sich viel von ihrem Futter selbst. Wie sie nun die Fremden zur Tür begleitete, und sie an den Schweinen vorbeigingen, befühlten sie eines und sagten: „Das hier ist ein schönes Schwein, hier ist was zu holen." Das Wort kam ihr wunderlich vor, denn sie hatten ja nichts von ihrem Schwein zu holen, und wenn es da etwas zu holen gab, so konnte sie es ja selbst tun. Aber so sehr nahm sie sich die Rede nicht zu Herzen. Am Abend, als der Mann nach Hause kam, fragte er gleich, ob keine Fremden dagewesen wären. Ja, zwei Männer, die auch bei ihrer Hochzeit gewesen wären, hätten sie aufgesucht. „Was haben sie denn gesagt?" fragte er ganz neugierig. „Ach, sie haben nichts von Bedeutung gesagt. Doch, eben fällt mir ein, daß ich die Sau gefüttert hatte und sie vor der Tür stand und fraß. Da gingen gerade die Fremden vorbei und blieben stehen und befühlten die Sau und sagten: „Das ist eine schöne Sau, hier gibt es etwas zu holen."

„O weh," sagte der Mann, „da müssen wir die Sau sofort schlachten." — „Ja, das können wir aber nicht vor

morgen tun," sagte die Frau. — „Nein, das muß sofort sein, du mußt den Kessel voll Wasser füllen und aufs Feuer stellen, und wir müssen alles noch heut abend besorgen." Also richteten sie die Schlachterei ein, brachten die Sau um, sengten ihr die Borsten und wuschen sie und wollten sie aufhängen. Da meinte die Frau, für heute solle man es genug sein lassen, man könne die Sau ja bis morgen hängen lassen. — „Nein, das geht unter keinen Umständen," sagte der Mann, „wir müssen sie ausnehmen und verstecken, und zwar gut verstecken; aber wo wo sollen wir sie hintun?" — „Am besten legen wir sie in den Ofen, da ist sie nicht so leicht zu finden." — „Das wäre nicht das Dümmste," sagte der Mann. Und sie nahmen die Sau gleich aus und versteckten sie im Ofen; dann gingen sie zur Ruhe. Kurz darauf kamen die Diebe und merkten gleich, daß die Sau nicht da war. Da machten sie aus, der eine müsse in den Garten gehen und einen Armvoll Kraut mitnehmen, und der andere solle sich zuerst umsehen, wo die Sau sei, und sie mitnehmen. Dieser Räuber ging nun in den Stall und machte einige Kühe los. Die fingen draußen zu brüllen an und machten Lärm, und davon wachte der Mann auf und sagte zu seiner Frau: „Draußen beim Vieh ist etwas los. Ihr habt es wohl am Abend nicht richtig angebunden." Aber die Frau wußte ganz genau, daß sie es selbst angebunden hatte: „Das verstehe ich nicht, was da los sein mag." Der Mann ging aber doch hinaus, um zu sehen, wie das zuging. Als er zur Tür hinaustrat, stand der Dieb dahinter und schlüpfte hinein. Aber er konnte den Speck in der Eile nicht gleich finden. „Kalt war es da draußen," sagte er pustend, und machte des Mannes Stimme nach, „es ist am besten, ich mache, daß ich ins Bett komme und wieder warm werde. Aber übrigens, wo haben wir denn die Sau am Abend versteckt?" — „In den Ofen haben wir sie gelegt; kannst du dich nicht mehr erinnern?" — „Ja freilich, da muß ich gleich hinausgehen und sehen, ob sie noch dort ist; ich bin voller Angst, sie könnte uns abhanden kommen." Damit zog er ab, holte

die Sau aus dem Backofen und rannte damit gegen den Wald. Freilich war sie nicht so leicht zu tragen, so daß er nicht sonderlich rasch vorwärts kam. Bald darauf kam der Mann wieder ins Haus, und zitterte auch vor Kälte und wollte eiligst ins Bett und sich wärmen. Da sagte die Frau: „Nun, war die Sau noch im Ofen?“ — „Die Sau im Ofen? Das will ich doch hoffen; ich war draußen im Kuhstall und habe das Vieh wieder festgebunden; nach der Sau habe ich nicht gesehen.“ — „Aber vor einem Augenblick, als du im Zimmer warst, hast du doch gesagt, du wolltest nach ihr sehen, und hast getan, als ob du nicht mehr wüßtest, wo wir sie versteckt hätten?“ — „Ist einer dagewesen und hat nach der Sau gefragt?“ — „Ja freilich, kannst du dich denn nicht mehr erinnern, daß ich dir sagte, sie läge draußen im Backofen?“ — „Dann sind wir aber wahrhaftig zum Narren gehalten worden, das merke ich,“ sagte der Mann und sprang wieder aus dem Bett, fuhr in höchster Eile in die Kleider und lief in den Garten, wo er einen Armvoll Kraut mitnahm; und dann rannte er querfeldein gegen den Wald zu, denn er wußte noch aus alten Zeiten, daß die Räuber, wenn sie Speck stahlen, sich auch gleich für Kraut sorgten. Schließlich holte er den ein, der die Sau trug; der dachte nicht anders, als daß der mit dem Kraut sein Kamerad sei. „Hast du den Speck?“ — „Ja, es ging großartig.“ — „Dann wollen wir tauschen, denn du bist jetzt wohl müde, weil du die Sau so lange getragen hast, ich will damit voraus rennen.“ So bekam er den Speck und wandte sich damit seitwärts. Einen Augenblick darauf machte er kehrt und lief ganz sachte heimwärts mit der Sau.

Inzwischen waren beide Diebe zu Hause angelangt, und jeder hatte einen Armvoll Kraut. „Was, hast du Kraut?“ sagte der eine. „Ja, und ich sehe, du hast auch Kraut. Nun haben wir Kraut genug, aber viel zu wenig Speck.“ Nun merkten sie, daß sie an der Nase herumgeführt worden waren. Der, welcher die Sau getragen hatte, rannte gleich wieder in der Richtung nach dem Hof zu davon, so rasch er konnte,

und kam dem Mann noch zuvor, weil der mit seiner Last nicht schnell vom Fleck kommen konnte. Da setzte der Dieb sich auf den Misthaufen, wie wenn er seine Notdurft verrichtete, und wollte die Bäuerin vorstellen. Wie nun der Mann pustend mit dem Speck angelaufen kam, sagte der auf dem Misthaufen: „Ach, das war gewiß ein schlimmer Weg, den du hinter dem Speck her gehabt hast, Männchen; lehn das Schwein nur gegen die Wand und geh hinein und hole dir einen Bissen Brot und einen Schluck zur Stärkung, ich bringe es dann hinein." Der Mann ging auch hinein und holte sich ein Stück Brot und wartete, daß die Frau kommen sollte; aber es kam keine Frau, denn der Dieb hatte sich wieder gegen den Wald zu verzogen; und da ging der Mann in die Schlafkammer. Da lag die Frau im Bett und schlief tief und fest. Nun merkte er wohl, daß er wieder der Genarrte war, und machte sich abermals auf, um nochmals sein Glück zu versuchen. Diesmal konnte es ihn aber nichts nützen, nochmals Kraut mitzunehmen, und er mußte sich ein anderes Mittel ausdenken. Als er an die Räuberhöhle kam, waren die Diebe bereits daran, den Speck zu salzen. Nun wußte er zuerst nicht, wie er es anfangen sollte, die Diebe aus der Höhle zu jagen, denn hinaus mußten sie, wenn er seine Sau wiederbekommen wollte. Schließlich fiel ihm ein, daß ihre alte Mutter kürzlich gestorben war, und nun wollte er versuchen, sich für ihren Geist auszugeben, um ihnen Schrecken einzujagen. Er zog sich aus und ließ sich rückwärts ein Stück weit in den Höhleneingang hineingleiten. Als sie hörten, daß sich am Eingang etwas rührte, lief einer mit einem Licht hin, um zu sehen, was es sei.
Da fiel sein Blick auf dieses breite „Gesicht" mit einem Auge in der Mitte und wie mit einer Brust unter dem Kinn, und er erschrak ganz unsäglich.
„Ach!" schrie er, „da kommt unsere Mutter," und er warf das Licht weg, und alle beide rannten durch eine Hintertür hinaus und eiligst in den Wald. Nun war der Bauer allein Herr im Haus, und nahm den Speck und verschiedenes

andere, was ihm gefiel, und wanderte geruhig heimwärts. Gegen Morgen kamen die Diebe in ihre Höhle und merkten nun, wie es sich mit dem Geist verhalten hatte. Seit der Zeit versuchten sie nie mehr, den Bauern zu bestehlen, denn sie hatten gesehen, daß er die Kunst auch verstand.

30. Der faule Lars, der die Prinzessin bekam



Es war einmal ein Paar sehr arme Leute, die wohnten nicht weit von des Königs Schloß. Sie hatten nur einen Sohn, und mit dem war nicht viel Rares, denn er war so erschrecklich faul, daß unter seinen Füßen das Gras gemächlich Zeit hatte, zu wachsen; wo man ihn sitzen hieß, konnte man gewiß sein, ihn wiederzufinden. Er hieß Lars, und deshalb wurde er niemals anders als der faule Lars genannt.

Seine Eltern waren jeden Tag auf Arbeit im Schloß oben. Die Mutter half in der Küche, und der Vater im Garten. Die ganze Zeit über blieb Lars daheim und faulenzte und wurde ein richtiger Faulpelz.

Da geschah es eines Mittags, daß seine Mutter nach Hause kam, um das Essen für sich und den Burschen zu richten. Sie wollte gerade den Topf übers Feuer hängen, aber da fehlte das Wasser im Haus. Einen Brunnen hatten sie nicht, sondern sie mußten das Wasser von einer Quelle drüben auf der anderen Seite des Schlosses holen.

Da sagte die Mutter: „Hör, du fauler Lars, spring schnell hinüber und hole ein bißchen Wasser von der Quelle, sonst bekommst du kein Mittagessen.“

„Ich gehe schon, Mutter,“ sagte Lars; aber er blieb genau da sitzen, wo er saß. Da sagte sie es noch einmal, und er gab dieselbe Antwort, aber rührte sich durchaus nicht vom Fleck. Da wurde die Mutter zornig und griff nach dem Schürhaken, um dem faulen Lars eins überzuziehen, und jetzt

mußte er sich doch erheben. Er nahm einen alten breitrandigen Hut und einen alten eisernen Kessel, dem die Füße abgeschlagen waren, und so zog er ab. Aber es ging nur langsam, denn es war sehr heiß an dem Tag, und alle Augenblicke drehte er den Kessel mit dem Boden nach oben und setzte sich eine Weile darauf.

Wie er nun am Schloß vorbeizog, traf es sich, daß die Königstochter, die junge muntere Prinzessin, oben am Fenster saß, und als sie den faulen Lars erblickte, den sie gut kannte, und die Reise sah, die er mit seinem Kessel aufführte, da mußte sie sehr lachen und rief zu ihm hinunter:

„Wo willst du hin, fauler Lars?"

„Zur Quelle, Wasser holen," rief er.

„Eil dich, fauler Lars, sonst läuft dein Kessel ohne Beine dir voraus!" rief sie wieder.

Nein, damit hätte es keine Gefahr, meinte Lars.

„Du brauchtest bald einen Buben, der dir hilft den Kessel tragen, du fauler Lars!" rief sie übermütig.

Da ärgerte sich Lars, daß sie ihn so zum Narren hatte, und sah zum Fenster hinauf. Aber ein so schönes Mädchen hatte er noch nie gesehen, und er war so verblüfft, daß er stehen blieb und mit offenem Munde zu ihr hinaufglotzte. Aber da lachte sie noch viel mehr über ihn und rief: „Mach deinen Mund zu, fauler Lars, dein Herz wird sonst kalt!" — Da nahm Lars die Beine unter den Arm und ruhte nicht, bis er zur Quelle kam.

Hier nahm er einen Strick, band ihn an die Henkel des Kessels und senkte ihn in den Brunnen. Der Kessel füllte sich auch mit Wasser, aber als er ihn wieder heraufzog, da war ein Frosch darin und der konnte reden. So etwas hatte Lars noch nicht gesehen. Er setzte den Kessel zu Boden und schaute verwundert den Frosch an. Der bat ihn gar schön, ob er nicht wieder in die Quelle hinunter dürfe. Doch der faule Lars sagte, daraus könne nichts werden, denn das sei ihm die doppelte Mühe. Aber der Frosch bat noch einmal gar fein und versprach dem Lars, daß ihm ein Wunsch erfüllt

werden solle, wenn er ihn wieder hinunter ins Wasser ließe. Der faule Lars dachte, das sei so übel nicht. Er nahm seinen alten breitrandigen Hut und warf ihn aufs Gras und sagte, er wolle soviel Wünsche erfüllt haben, als Grashalme unter dem Hut verborgen seien, denn er dachte, das kommt aufs gleiche heraus, wenn man sich schon einmal die Mühe macht.

So durfte also der Frosch wieder in den Brunnen und war froh darüber.

Aber der faule Lars setzte sich neben seinen Krug, den er wieder gefüllt hatte, um in guter Ruh darüber nachzudenken, was er sich wünschen solle. Natürlich, dachte er, wollte er sich zu allererst wünschen, sein Kessel solle Beine bekommen und laufen, so brauchte er ihn nicht zu tragen. Dann würde die Königstochter auch nicht mehr über den Krug lachen und sagen, er habe keine Füße, und könnte auch ihn selbst nicht mehr aufziehen, daß er noch einen Burschen brauche, um den Kessel zu tragen. Kaum hatte er seinen Wunsch ausgesprochen, so hatte auch der Krug schon Füße und tat, als ob er davonlaufen wollte; aber Lars ließ sich Zeit, er wollte sich nämlich auf noch einen Wunsch besinnen. Es wollte ihm aber nicht glücken, und so trottelte er und der Kessel denn davon. Er hielt sich an dem Strick fest, den er an den Kessel gebunden hatte, so daß er sich zur Hälfte ziehen ließ, und da sein großer breitrandiger Hut ihm zu schwer und warm wurde, hängte er ihn wie einen Deckel über den Kessel, der auf diese Art wie ein rechtschaffener Kessel Füße und einen Deckel bekam.

Wie er so wieder vor die Fenster des Schlosses kam, da saß die junge Prinzessin immer noch da, und als sie den Aufzug mit dem Kessel und dem Hut sah, der da mit dem faulen Lars ankam, da mußte sie lachen und lachte auch so furchtbar, daß ihr fast schlecht geworden wäre.

„Jetzt läuft dein Kessel von selbst, fauler Lars, und den Hut brauchst du auch nicht zu tragen!" rief sie, „jetzt solltest du nur noch einen Buben haben, der hinten schiebt!" —

„Du selbst sollst einen Buben haben," fuhr es dem Lars heraus, ohne daß er groß darüber nachdachte, was er sagte, weil er diese Neckerei satt hatte. Da machte die Prinzessin das Fenster zu, denn jetzt wollte sie nicht mehr mit dem faulen Lars sprechen.

Lars kam also gut heim mit seinem Kessel und bekam auch sein Mittagessen; aber er machte sich kein Kopfzerbrechen über weitere Wünsche; er fand, daß er nichts nötig habe, und so blieb es beim Alten.

So verging die Zeit wie sonst auch, aber als fast ein Jahr vorbei war, da ging es auf dem Schloß kurios zu, denn die Prinzessin bekam eine schwere Krankheit. Man rief die Ärzte, aber die schüttelten ihre Köpfe und schrieben Rezepte, einer immer länger als der andere; aber das half auch kein bißchen. Da nahm die Mutter der Prinzessin das Mädchen unter vier Augen vor und redete lange mit ihr, aber die Prinzessin weinte und beteuerte ihre Unschuld, und die Königin glaubte ihr auch.

Darauf verging einige Zeit, und dann war gar kein Zweifel mehr, denn da kam, wie man sagt, ein kleiner Junge barfüßig zur Prinzessin gelaufen. Der rechtschaffene alte König war nah daran, aus der Haut zu fahren, daß eine solche Schande über sein Haus kommen sollte, und es wurde auch nicht besser davon, daß die Prinzessin schlechterdings nichts von einem Vater des kleinen Prinzen wissen wollte.

Wohl oder übel verging noch eine weitere Zeit, bis der vaterlose Prinz drei Jahre alt war; aber da sagte der König, daß er jetzt die Schande nicht länger dulden wolle, jetzt solle es bekannt werden, wer des Kindes Vater sei, und wer es auch sein möge, den solle die Prinzessin zum Mann bekommen.

Der König ließ also über das ganze Reich kund tun, daß alle Männer, die in seinem Land seien, groß und klein, an einem bestimmten Tag vor seinem Schloß zusammenkommen sollten; dann würden sie die Stimme des unschuldigen Kindes vernehmen, das da selbst seinen Vater herausfinden solle.

Der Tag kam und ein großer Haufe Menschen, fein und

grob, strömten zusammen; es war ganz schwarz vor Leuten um das Schloß herum.

Die Mutter des faulen Lars kam an diesem Tag ein wenig früher als gewöhnlich heim, um das Mittagessen zu richten, und sie fand Lars wie gewöhnlich auf der Türschwelle sitzend, wie er sich's im Sonnenschein wohl sein ließ.

„Ich sag's ja," rief sie aus, „hat mir mein fauler Lars an so einem Tag nichts andres zu tun, als hiersitzen und Maulaffen feil halten!"

Lars dehnte sich erst noch und fragte, warum sie das sage; und da mußte sie ihm erzählen, was oben am Schloß vor sich ging. Da meinte Lars, er sei so gut wie jeder andre, und schlenderte auch hin.

Als oben im Schloß der König den faulen Lars daherkommen sah, dachte er, jetzt könne man gewiß anfangen, denn man konnte sicher gehen, daß Lars der letzte war, obgleich er am nächsten wohnte. Der kleine Prinz bekam also einen goldenen Apfel in die Hand, und der, dem er den Apfel gab, sollte sein Vater sein. Das Kind ging lange hin und her mit dem goldenen Apfel in der Hand zwischen den vielen Leuten, als ob es nicht wüßte, was damit anfangen; aber schließlich erblickte es Lars, der zuhinterst in der Menge stand mit beiden Händen in den Hosentaschen, und da ging es auf ihn zu und streckte ihm den Apfel entgegen. Lars übereilte sich nicht, sondern zog gemächlich die eine Hand aus der Hosentasche und nahm den Apfel. Aber da entstand ein Lärm ohnegleichen, so mißgönnten alle, groß und klein, arm und reich, dem Lars das Glück, das ihm zugefallen war. „Ja, die haben immer Glück, die weder lesen noch schreiben können," hieß es, und der arme Lars wäre fast niedergetrampelt worden aus purem Neid. Aber er hielt doch den Apfel gut fest und kam endlich vor den König und die Königin und alle Minister.

Als der König sah, daß es der faule Lars war, der den Apfel bekommen hatte, da fand er, daß die letzte Blamage noch ärger sei als die erste. Er nahm die Prinzessin, schob

sie hin zu ihm und sagte, daß er niemals mehr etwas von ihnen in seinem Haus sehen wolle, — wäre es ein schöner, feiner Mann gewesen, so hätte alles gut werden können, aber der faule Lars —!

Der König befahl also seinen Leuten, sie sollten Lars und die Prinzessin und das Kind nehmen und in einem Boot aufs Meer aussetzen, das östlich vom Schloß war, dann könnten sie ihren eigenen Kurs segeln und reisen, in welches Land sie wollten.

Des Königs Befehl wurde auch richtig ausgeführt, und Lars und die Prinzessin trieben, ohne zu wissen wohin, hinaus aufs wilde Meer. Der Abend kam, und die Prinzessin weinte herzhaft; aber Lars lag unten im Boot und konnte nur an sich selbst denken, denn es war das erstemal, daß er Wasser unter sich hatte, und es war ihm gar nicht um eine Seefahrt zu tun.

„Aber was sollen wir denn tun?“ rief die Prinzessin. „Sag' doch, Lars, was wir machen sollen!“

„Ja, was sollen wir wohl machen?“ antwortete Lars, „ich weiß nicht, was wir machen sollen,“ und so segelten sie weiter.

Nach einer Weile sagte die Prinzessin: „Aber so sag' doch etwas, du fauler Lars, du liegst ja da und sagst kein Wort.“

„Ja, was soll ich denn sagen?“ brummte Lars, „ich kann nichts sagen, als daß ich wollte, wir wären bald an Land!“

Kaum hatte er den Wunsch ausgesprochen, so lag eine schöne Insel mit Wäldern, Häusern, Menschen und Vieh vor ihnen.

Die Prinzessin war froh darüber, daß Lars endlich den Mund aufgemacht hatte, und jetzt, meinte sie, sei ja alles ganz einfach, da er so gut mit Wünschen umgehen könne. Jetzt brauchte sie ihm nur die Worte in den Mund zu legen, und er brauchte den Wunsch nur auszusprechen. Zu allererst mußte er wünschen, daß er ein richtiger Mensch würde und kein solches Faultier bliebe, wie er bisher gewesen war. Dann mußte er sich ein schönes Schloß wünschen, mit allem, was dazu gehört. Kaum hatte er diese Wünsche ausgesprochen, so

war es, als käme auf einmal ein neues Leben in Lars, und mitten auf der Insel stand ein schönes Schloß, das schimmerte wie helles Gold. Darauf mußte Lars sich prächtige Kleider wünschen, Wagen und Pferde, Soldaten und vieles andre, und das war auch gleich zur Hand. — Ja, die Prinzessin wußte schon, was sie wollte.

Am nächsten Morgen, als der alte König aufgestanden war, ging er wie gewöhnlich hin ans Fenster, um übers Meer hinaus zu sehen. Das hatte er immer gern getan. Da erblickte er die schöne Insel, die da östlich von seinem Königsschloß lag, mit dem Schloß, das schimmerte wie helles Gold. Aber ob er seinen alten Augen traute? Nein, er nahm seine Brille und schaute noch einmal hin.

Freilich, die Insel und das Schloß lagen immer noch da, und das ging weit über des alten Königs Verstand. Er rief seine Leute und fragte, ob sie jemals zuvor etwas davon gesehen hätten. Sie rissen auch die Augen auf und meinten, das habe der Teufel in eigener Person ausgedacht, um sie zu narren, denn früher sei da ebensowenig eine Insel gewesen als Rosen auf einem Misthaufen.

Um Gewißheit über das Ding zu bekommen, ließ der König sein Schiff bereit machen und fuhr mit seinen Leuten hinüber auf die Insel. Wie er dort an Land stieg, stand da gleich vom Ufer bis ans Schloß hinauf eine ganze Reihe Soldaten, die präsentierten das Gewehr vor dem alten König, und das gefiel ihm nicht übel.

Als der König mit seinen Leuten endlich vor das Schloß kam, da trat ihm seine Tochter lächelnd entgegen. Sie fiel ihm zu Füßen und bat, er möge sie beide wieder in Gnaden aufnehmen, und sie wollten ihm auch gehorsame Kinder sein. Der König war sehr verwundert, und seine Tochter mußte ihm berichten, wie das alles zugegangen war. Sie erzählte, wie sie gestraft worden sei, weil sie in ihrem Leichtsinn den faulen Lars verspottet hatte, ohne zu überlegen, daß vielleicht doch etwas mit ihm los sein könne; aber jetzt sei es ihr ganz recht, daß es so gekom-

men sei, denn jetzt wolle sie keinen andern mehr haben als Lars: er sei jetzt nicht mehr wie früher, denn es sei Leben in ihn gekommen.
Da kam Lars heraus, und in den schönen Kleidern sah er so stattlich aus, wie irgendein Königssohn. Er bestätigte, was die Königstochter gesagt hatte, und bat ebenfalls den König um Gnade.
„Ende gut, alles gut," sagte der König, „die Welt ist wunderlich eingerichtet, aber die einander bekommen sollen, die bekommen einander doch."
Also war alles in Ordnung. Sie feierten Hochzeit viele Tage lang und lebten glücklich miteinander. Und als der alte König starb, wurde Lars König und regierte viele Jahre mit seiner Königin das Reich.

31. Der ungehobelte Bauer

Es waren einmal zwei Herren, die waren Brüder; der eine war verheiratet und hatte Kinder, aber der andere war ein alter Junggeselle. Der wohnte hier in Jütland, aber der verheiratete Bruder wohnte auf Seeland zwischen Kalundborg und Holbaek. Mit der Zeit wurde es dem Junggesellen zu beschwerlich, eigene Wirtschaft zu führen und Dienstboten für Haus und Feld zu halten, und als ihm sein Bruder anbot, er solle auf seine alten Tage zu ihm ziehen, nahm er es gern an, verkaufte seinen Hof und machte alles zu Geld, außer einem Paar Pferde und einem Wagen, die er mitnahm, um auch für die Zukunft seine Behaglichkeit zu haben. Auch hatte er einen treuen Knecht, der hatte ihm viele Jahre gedient und sollte ihn auch begleiten. Sie ließen sich nach Kalundborg übersetzen und fuhren nun weiter ins Land hinein.
Alles ging gut, so lange sie auf der Landstraße waren, der

Weg war leicht zu finden, aber als sie abbiegen wollten, wußte der Mann nicht recht, nach welcher Richtung, denn er hatte zwar seinen Bruder etliche Male besucht, aber in fremdem Land findet man sich doch nicht so leicht zurecht. Da lag ein hübscher kleiner Hof an einem schmalen Weg, wo sie fuhren, und da sagte der Herr zu seinem Knecht: „Ach, Peter, lauf doch einmal hin und frag, ob das der rechte Weg ist, ich bin nicht ganz sicher!"

Der Knecht lief hin, und als er in den Hof kam, stand da ein alter dürrer Bauer und klopfte Torf für den Misthaufen.

„Guten Tag, Vater!" sagte Peter.

„Hä?" sagte der andere.

„Guten Tag, Vater!" sagte Peter lauter, denn er dachte, der Mann sei schwerhörig. Aber er gab keine Antwort.

„Könnt Ihr mir nicht sagen, ob das der rechte Weg zum Herrenhof ist?"

Er mußte es noch einmal wiederholen und noch lauter sprechen.

„Der Teufel hol mich! Ihr könnt fahren, wohin ihr wollt, das geht mich nichts an."

„Mit dem ist nicht gut Kirschen essen," dachte sich Peter und kehrte wieder zu seinem Herrn zurück.

„Sind wir auf den rechten Weg?"

„Ich weiß nicht," sagte Peter ganz kurz und bündig.

„Was ist denn los, Peter?"

„Einen solchen Flegel habe ich meiner Lebtag noch nicht getroffen!" sagte Peter und erzählte, wie es ihm ergangen war.

„Ich glaube wohl, daß wir auf dem rechten Weg sind, wir wollen ruhig zufahren."

Also fuhren sie weiter, und es dauerte nicht sonderlich lang, bis sie zu dem Haus des Bruders kamen. Als sie hingetreten waren, sagte der Junggeselle: „Aber prächtige Bauern habt hier hierzulande!"

„Ja freilich!"

„Das sind ganz besonders famose Leute!"

„Du lobst sie doch ein wenig sehr!“ sagte der Bruder darauf. „Vielleicht bist du doch nicht ganz im Ernst; wen hast du denn getroffen?“

„Ach, solch einen alten Rüpel in einem hübschen Hof hier am Weg.“

„Ja, der ist freilich unvergleichlich,“ sagte der Bruder, der sich gleich dachte, wer gemeint sein mußte, „er kann einem keinen Tropfen Wasser aus seiner Quelle gönnen, und wenn man am Verdursten wäre.“

Peter stand dabei und sagte: „Ich weiß nicht, ob das wirklich so schlimm ist.“

„Doch, gewiß ist es so.“

„Dann will ich doch sehen, wie ich mich für heute nacht bei ihm einquartiere.“

„Nein, das bringst du gewiß nicht fertig,“ sagte der Seeländer ganz überzeugt, „ich will dir fünfzig Taler geben, wenn du das kannst.“

Die Wette wurde ausgemacht und der Kutscher beauftragt, mit hinzugehen, um zu sehen, ob alles redlich zuginge.

Also ritten sie gegen Abend hinunter.

„Guten Abend, Vater!“ sagte Peter zu dem Mann, der immer noch im Hof stand und Torf klopfte. — „Hä?“ — „Können wir wohl heute nacht hier unterkommen?“

„Nein, der Teufel hol mich! das könnt ihr nicht!“ sagte der Mann in heller Wut auf einmal. — „Danke schön, Ihr seid sehr freundlich,“ sagte Peter. „Also wollen wir die Pferde hineinführen,“ und ohne weitere Umstände ging er auf die Stalltür los. Aber der Bauer kam hinter ihm her und wollte nach dem Schloß fassen. — „Ach, danke, das ist wirklich nicht nötig, wir können schon selbst aufmachen,“ sagte Peter und schob den verdutzten Alten beiseite. Drinnen standen zwei schöne Braunen, die machte der Knecht los, und sie liefen aus dem Hof hinaus, und der Bauer konnte sie wieder einfangen, wenn er Lust hatte. Der Kutscher hielt unterdessen ihre Pferde, und sie stellten sie ein und banden sie so fest an, daß der Flegel sie nicht so leicht losmachen

konnte. Der kannte sich nicht mehr vor Wut. Aber Peter tat, als ob nichts gewesen wäre, und sagte: „Ja, ich kann mir schon denken, ihr werdet unsre Pferde recht gut füttern!“ — „Nein, der Teufel hol mich, das tu ich nicht!“ schrie der Bauer und wollte das Scheunentor zuhalten. Aber Peter schob ihn beiseite und sagte: „Das ist doch wirklich nicht nötig, das können wir uns schon selber holen!“ Und damit ging er in den Futterspeicher und fand so wunderschönes Heu, daß arme Leute es fast hätten essen können. Der Bauer ging mit hinein und stellte sich breit vor das Heu und streckte die Arme aus, als wollte er ihn zurückhalten. Aber Peter sagte: „Nein, danke, wir brauchen nicht so viel, ein kleiner Armvoll ist genug.“ Und damit nahm er, soviel er brauchte und ging damit zu seinen Pferden. Aber der Mann schlich sich hinaus in den Hof und klopfte wieder Torf.

Als Peter aus dem Stall kam, ging er ans Fenster und stellte sich davor und erspähte die Bäuerin, das war eine hübsche, nette und brave Frau. Wie er nun so am Fenster vorbeiging, machte er die Stimme des Mannes nach und rief: „Frau, tisch doch den beiden Fremden auf, was das Haus vermag!“ Das tat sie gern, denn sie war durchaus nicht geizig, und richtete sogleich ein Abendessen her.

Die beiden Fremden liefen außen auf und ab, bis der Mann hineinging, denn sie hatten Angst, er möchte in den Stall gehen und ihre Pferde hinausjagen. Dann schlichen sie hinter ihm drein ins Haus, und als nun die Frau anfing, die guten Sachen vor ihnen auf den Tisch zu stellen, da wurde der Mann noch viel wütender und setzte sich in den Ofenwinkel. Die beiden Knechte aber taten, als wären sie zu Haus, und ließen sich es gehörig schmecken. Da sagte Peter: „Kommt doch her und eßt mit!“ Aber der Bauer sagte grimmig: „Nein, der Teufel hol mich, mit solchen Kerlen setzte ich mich nicht an den Tisch!“ Und er ließ sich einen Knochen geben, um daran zu nagen, damit ihm die Zeit nicht lang würde und es aussähe, als ob er wirklich äße.

Inzwischen ließen sich's die andern richtig wohl sein, und als sie fertig waren, sagte Peter zu der Bäuerin: „Das kannst du nun ruhig auf dem Tisch stehen lassen bis morgen zu unserm Frühstück, und jetzt gehen wir wohl am besten zur Ruhe!" Die Frau gehorchte und wies sie in eine Kammer, wo ein gutes Bett gerichtet war. Der Kutscher legte sich auch hinein, aber der Knecht sagte: „Ich bin weit gereist und steif geworden, da will ich am liebsten auf der Bank schlafen." Der Bauer und die Bäuerin gingen nun auch ins Bett, aber als sie eine Weile drin waren, sagte der Mann zu ihr, er sei so hungrig. „Ja, warum hast du denn nicht mit den Fremden gegessen?" sagte sie.

„Wie hätte ich denn mit den verfluchten Fremden essen können, ein solches Räuberpack, das sich ja alles selber nimmt!"

„Ja, dann kannst du ja aufstehen und dir etwas holen von dem Essen, das noch auf dem Tisch steht!" sagte die Frau. Er stand auf und schlich sich hin an den Tisch, wo er anfing, sich mit den Fingern aus der Schüssel zu bedienen. Nun war aber Peter so vorsichtig gewesen, seine Reitpeitsche mit hineinzunehmen, und sie lag neben ihm. Da stand er auf und langte dem Mann damit eine tüchtige über die Finger. „Kst, kst!" sagte er und tat, als ob er auf die Katze Jagd machte. „Da haben die Leute nun vergessen die Katze hinauszusperren, und es wäre doch Sünd und Schand, wenn sie über das gute Essen käme."

Der Mann bekam solche Angst, daß er ohne weiteres davon lief und wieder ins Bett kroch. Da lag er eine Weile. „Ich habe solchen Hunger." — „Ja, was sollen wir denn machen?" sagte die Frau, „das war doch komisch, daß du dich am Abend nicht satt gegessen hast!" — „Soviel ist sicher, ich halte es nicht mehr aus!" — „Da muß ich wohl aufstehen und dir ein paar Pfannkuchen machen?" — Über diesen Vorschlag war er sehr froh und begleitete sie hinaus, damit der fremde Kerl sie nicht erschrecken sollte.

Als sie nun drei Kuchen in der glühenden Asche hatte, kam Peter dazu und sagte: „Ihr steht früh auf!" — „Ja, Leute

in unserem Alter könnten nicht bis in den Tag schlafen," gab er zur Antwort. — „Ja, ich bin auch überwacht und noch recht müde von der Reise," sagte er, „und nun wollen wir zusammen aufbleiben und uns unterhalten. Ich könnte es ebenso gut haben wie Ihr, denn mein Vater hatte einen großen Hof; aber ich hatte drei Schwestern, und die heirateten drei Hofbesitzer, der eine wohnte da (dabei machte Peter mit dem Peitschenstiel eine Zeichnung in die Asche, daß der eine Kuchen kaput ging), und der andere wohnte hier (da ging es dem zweiten Pfannkuchen auch schlecht) und der dritte hier (damit warf er auch den dritten auseinander), und jeder bekam einen Hof; aber wenn ich auch nur so viel von meinem Väterlichen bekommen hätte, als hier in der Asche ist ..." (nun rührte er mit dem Peitschenstiel in der Asche herum, daß alle drei Pfannkuchen vollends den Rest erhielten). Da rief der Bauer: „Wann geht ihr Satanskerle denn endlich einmal fort?" — „Wir nehmen niemals Abschied, bevor nicht eine Krähe sich aufs Dach setzt," und damit ging Peter hinein; die anderen blieben draußen. Bald darauf kam die Bäuerin und sagte, nun säße eine Krähe auf dem Hausdach.

„Das verfluchte Vieh!" schrie Peter und lief hinaus. Nach einer Weile kam er wieder und sagte: „Nun habe ich sie fortgejagt. Ich habe ein gehöriges Stück Holz nach ihr geworfen, und da fiel sie herunter." — „Da hast du wohl kein sonderliches Unglück angerichtet," sagte die Bäuerin darauf. Davon wisse er nichts, wie hätte das auch zugehen sollen, gab er zur Antwort. Sie lief hinaus und sah nach dem Bauern, denn der hatte die Krähe vorstellen wollen und war aufs Dach geklettert. Aber nun lag er auf der Erde und war tot. Die Frau klagte und weinte, aber Peter war flink und half ihr, ihn aufzubetten, und ehe er fortging, sagte er, er wolle gern wiederkommen und ihr bei allem helfen, wenn es ihr recht sei. Darauf zogen Peter und der Kutscher wieder heim, und der Herr mußte mit seinen fünfzig Talern herausrücken.

Aber das war nicht alles; Peter wurde ein ständiger Gast bei der Witwe nach der Beerdigung, und weil sie eine so nette Frau war, machte er ihr seinen Antrag und bekam ihr Ja, da er ihr ja so sehr behilflich gewesen war. So wurde er ein stattlicher Gutsbesitzer und war gefällig und freundlich gegen jedermann und gastfrei gegen jeden, den der Weg zu seinem Haus führte.

32. Des Teufels Güte



wei Burschen wanderten einmal südwärts, um Arbeit zu suchen. Der eine fand auch bald eine Stelle, aber der andere war lange unterwegs und konnte keine Stelle finden. Da traf er eines Tages einen fremden Burschen, der ihn fragte, wo er denn hinwolle. Der Bursche erzählte ihm alles, und da sagte der Fremde: „Komm mit mir! Ich suche auch Arbeit und ich glaube, wir werden schon einen Dienst finden.“ Da kamen sie auf einen Hof, und dort wurden sie beide in Dienst genommen und sollten dreschen. Aber der Fremde drosch so unheimlich, daß der Bursche noch nie etwas Ähnliches gesehen hatte. Er konnte kaum so viel beischleppen, daß der andere genug zu dreschen hatte. Am ersten Tag droschen sie 25 Tonnen Gerste. Als man die Gerste nun würfeln sollte, machte man alle Luken und Türen auf. Da stellte der Fremde sich auf die eine Seite der Tenne und blies zu, daß alle Spreu zur anderen Türe hinaus in den Hof flog. Da wurde sie dann aufgelesen und eingetragen. Auf die Art arbeiteten sie jeden Tag, und so dauerte es nicht lange, bis alles Korn gedroschen war. „Nun kannst du hineingehen“, sagte der Fremde zu dem Burschen, „und mit dem Herrn abrechnen; aber sage ihm, daß er uns auch für die Spreu, nicht nur für das Korn bezahlen muß. Und wenn er es uns nicht geben will, so kannst du ihm sagen, daß wir ihm dann die Scheuer

auf den Kopf stellen." Der Bursche ging zum Herrn und bekam den Lohn für das Korn, als er aber auch Lohn für die Spreu verlangte, wollte der Herr natürlich nichts davon wissen, und als der Bursche damit drohte, daß sie ihm die Scheuer auf den Kopf stellen würden, da lachte der Herr und sagte: „Ja, das dürft Ihr ruhig tun, wenn Ihr könnt." Der Bursche kam nun mit dem Bescheid hinaus zu dem Fremden, und der sagte gleich: „Ja, komm nur, das wollen wir gleich besorgen!" Darauf gingen sie um die Scheuer herum auf die andere Seite und stemmten die Schultern gegen die Wand, und da fing die Scheuer an zu wanken. Aber als der Herr das sah, kam er gerannt und rief: „Halt! Halt! ich will euch euch auch für die Spreu bezahlen!" Also blieb die Scheuer stehen, und sie bekamen auch für die Spreu ihren Lohn.

Nun verließen sie den Hof und wanderten ein Stück weiter. Und wie sie sich trennten, sagte der Bursche, der den ganzen Lohn bekommen hatte, der Fremde solle sein Teil an sich nehmen. Aber der Fremde sagte: „Nein, mir kommt es nicht auf ein paar Schillinge an, behalte nur ruhig das Ganze." Der Bursche dankte ihm vielmals und wollte nun auch gerne wissen, wer es eigentlich sei, der ihm so freundlich geholfen habe. „Ach," sagte der Fremde, „man nennt mich den Teufel, aber ich bin nicht so schlimm, wie die Leute meinen." Der Ansicht war der Bursche auch, aber die Sache kam ihm doch kurios vor, und er war froh, als der Teufel ihn verließ. — Aber glaubt ihr nun, der Teufel hätte das aus keinem anderen Grund getan, als um dem Burschen einen Dienst zu erweisen? Da kennt ihr ihn aber schlecht. — Der Bursche besuchte nun seinen Kameraden, mit dem er auf der Wanderschaft gewesen war, und als der das viele Geld sah, und hörte, wie leicht er dazugekommen war, wurde er neidisch; und der Neid plagte ihn so sehr, daß er hinging und sich aufhängte. Auf diese Art kam der Teufel zu der Bezahlung, die er sich gewünscht hatte.

33. Der Pfarrer in der Tonne

Es war einmal ein Priester, der wollte sich mit einer jungen Bäuerin anfreunden, die dicht neben dem Pfarrhause wohnte; aber sie war ihm nicht geneigt. Schließlich berichtete sie es ihrem Mann, und sie überlegten, wie sie den Besuch des Priesters los werden könnten. Eines Tages ritt der Mann davon, als ob er in die Stadt wollte; und kaum hatte der Priester das gesehen, so kam er auch schon zur Frau gelaufen. Sie nahm ihn freundlich auf und traktierte ihn aufs beste, und als es gegen Abend ging, wollte er sich ins Bett legen. Aber kaum hatte er die Kleider abgetan, hörten sie jemand zur Tür hereinkommen. „Ach," sagte die Frau, „das ist mein Mann!" — „Was soll ich anfangen?" rief der Priester, „wo soll ich hin?" — „Ich kann Euch nicht anders helfen," sagte die Frau, „Ihr müßt in die Tonne springen, aber schnell, denn mein Mann ist schon an der Zimmertür!" Es standen nämlich zwei große Tonnen da; in der einen war Teer, in der anderen waren Federn. Der Priester sprang in die, die ihm am nächsten stand, das war die Teertonne. „Hu!" sagte er, „da ist's kalt!" — „Ach," sagte die Frau, „das war die falsche Tonne; steigt schnell in die andere!" Also stieg er hinüber in die Federtonne. Nun kam der Mann herein, holte sich etwas zu essen und sprach über das und jenes, und schließlich sagte er: „Nun muß ich auch die Federtonne zunageln, denn morgen früh muß ich sie mit in die Stadt nehmen." Die Frau meinte, das habe am andern Tag auch noch Zeit; aber der Mann hatte sich in den Kopf gesetzt, daß er morgen in die Stadt wollte. Also nahm er den Deckel und nagelte ihn auf die Tonne, und nun saß der Priester in gutem Gewahrsam; aber er war nicht sonderlich erbaut davon.

Am nächsten Morgen zeitig spannte der Mann seinen Wagen an, legte die Federtonne darauf und fuhr davon zum Gut

des Herrn hin; da war auch eine Menge Bauern, die taten Fronarbeit. Der Mann fuhr wie verrückt; quer über die Äcker, über die schlimmsten Löcher und Steine, und alle standen da und glotzten ihm nach. Schließlich trat der Herr zu ihm und fragte, warum er denn gar so wild fahre. „Ach," sagte der Mann, „ich habe einen Vertrag mit dem Teufel und muß ihm Spanndienste leisten; und heute fahr ich ihn selbst." — „Was sagst du?" sagte der Herr, „wo hast du denn den Teufel?" — „Er sitzt in der Tonne," sagte der Mann. „Hör einmal," meinte der Herr, „ich habe mir schon lange gewünscht, einmal den Teufel zu sehen; wenn du mir ihn zeigst, so soll dein Hof von allen Abgaben los und ledig sein, für dich und deine Kinder." — „Ja," sagte der Mann, „ich kann ihn Euch wohl zeigen, wenn ich die Tonne aufschlage, aber er sieht bös aus." — „Das macht nichts, schlag nur zu!" rief der Herr. Da schlug der Mann die Tonne entzwei, der Priester sprang heraus und rannte über die Felder, was er nur konnte. Dem Herrn kam er auch sehr erschrecklich vor; aber er hatte doch geglaubt, der Teufel müsse schwarz sein. Der Herr erfüllte nun, was er dem Bauern versprochen hatte, und bei der Bäuerin ließ sich der Priester nie mehr sehen.

34. Eine lustige Geschichte

Es war einmal ein Pfarrer unten bei Tönder in alten Zeiten, der war schrecklich geizig und brachte es nie übers Herz, seinen Leuten etwas zu schenken. Da kam einmal während der Heumahd ein Bursche und trat bei ihm in Dienst. Er sollte der erste von den Mähern sein, und am Abend zog er also mit drei Burschen auf die Wiese. Kaum waren sie draußen, so sagte er zu den dreien: „Es ist nicht der Mühe wert, zu mähen, wir wollen jetzt essen und trinken, solang wir etwas

haben, und nachher wollen wir uns legen und schlafen und uns recht wohl sein lassen.“ Sie taten, wie er sagte, und es gab eine große Lustigkeit, und als sie genug hatten, legten sie sich unter den Wagen und schliefen. Am Morgen, als sie aufwachten, meinte er wieder, nun sei es nicht mehr der Mühe wert, mit der Arbeit anzufangen, er wolle die ganze Verantwortung übernehmen — und so aßen sie, was noch übrig war, und trieben Kurzweil bis zur Mittagszeit. Dann setzten sie sich auf den Wagen und fuhren heim; aber alle hatten Angst, was „Vater“ wohl sagen würde, wenn sie heimkämen, ohne auch nur das geringste ausgerichtet zu haben; aber der Bursche sagte, sie brauchten sich nicht zu fürchten, er würde die Sache schon besorgen. Unterwegs kamen sie an einer Stelle vorbei, wo eine große Menge Mistkäfer lagen; da sagte der Bursche, sie sollten halten, und sprang vom Wagen und sammelte den Eßkorb halb voll Mistkäfer. Schließlich kamen sie heim, und der Pfarrer lief ihnen entgegen, und da machten sie aus, daß der Bursche für sie alle sprechen sollte. „Nun, wie steht es? Habt ihr die ganze Wiese gemäht?“ sagte der Pfarrer. „Ja freilich,“ sagte der biedere Knecht, „ich habe auch noch unterwegs etwas gefunden, darum wollte ich Vater gern bitten.“ — „Hast du wirklich! Was ist es denn, mein Sohn?“ — „Ja, Vater, ich habe einen Schwarm Bienen gefunden.“ — „O, das ist gut, das sind gewiß die meinigen; heut ist mir ein Schwarm ausgeflogen.“ — „Ja, aber ich wollte Vater gern bitten, daß ich den Schwarm behalten darf; Vater hat so viele, und ich bin ein armer Kerl und habe gar keine.“ — „Nein, das geht auf keinen Fall, mein Sohn!“ — „Ach, bitte, Vater könnte mir aber doch wirklich den einen Schwarm schenken.“ — „Nein, absolut nicht; wo sind sie, ich will sie sofort haben!“ — „Nun,“ sagte der Bursche, „wenn Vater sie haben will, sie sind im Eßkorb; aber weil Vater sie mir nicht schenken will — ich habe sie selber gefunden und bin ein armer Schlucker —, so will ich wünschen, daß alle Bienen sich in Mistkäfer ver-

wandeln, und alles Gras, das wir heut nacht gemäht haben, wieder auf den Wurzeln steht!" Der Pfarrer nahm den Korb und machte ihn auf; da waren wirklich Mistkäfer darin. Nun fürchtete er für sein Gras und schickte einen Buben, um nachzusehen, wie es mit der Wiese stände. Er rannte hinunter und sah weit draußen, daß der Wind die Gräser aufrichtete, wo sie die Nacht über gelegen hatten, und so rannte er eiligst heim und rief dem Pfarrer schon von weitem zu: „Vater, Vater! Das Gras ist bald alles wieder aufgestanden und in der einen Ecke ist es noch am Aufstehen!"

35. Der Hund und der Hahn



Der Hund und der Hahn gingen eines Tages im Hof. Der Hahn war munter, schlug mit den Flügeln und krähte aus vollem Hals. Der Hund ließ den Schwanz hängen und ging in sorgenvollen Gedanken. Er ärgerte sich über die Lustigkeit des Hahnes und sagte endlich: „Ich kann nicht verstehen, wie du so wohlgemut sein kannst!" — „Warum denn nicht," fragte der Hahn. „Siehst du denn nicht," sagte der Hund, „daß unser Herr nun schon ein paar Tage mit sorgenvollem Gesicht herumgeht? Ich meine doch, wir sollten an seiner Sorge Anteil nehmen!" — „Worüber sorgt er sich denn?" fragte der Hahn. „Über seine Frau," sagte der Hund, „sie ist so böse, daß er kein gutes Wort von ihr bekommt; er mag tun und sagen, was er will, sie ist nicht zufrieden; so eine kann einen Mann unter den Boden bringen!" — „Mich brächte das nicht unter den Boden," antwortete der Hahn, „ich habe siebzig Frauen; und wenn ich immer den Kopf hängen lassen müßte, wenn irgend etwas nicht recht ist, sollte der Teufel Hahn sein, ich nicht. Nein, ich nehme sie von einer andern Seite: wenn meine Frauen widerspenstig sind und nicht hören wollen, so kriegen sie Prügel; und wenn sie sich in die

Haare kommen, so bringe ich sie wieder auseinander. Auf diese Art werde ich mit meinen siebzig Frauen prächtig fertig, und wenn der Herr mit seiner einen nicht fertig wird, ist er ein ganz trauriger Kerl!" Und damit stolzierte der Hahn davon und war guten Mutes. Aber der Herr, der das ganze Gespräch mit angehört hatte, ging hinein zu seiner Frau, und da sie wieder böse Worte gab, gab er ihr eine gehörige Tracht Prügel, und seit der Zeit war sie so zahm und fügsam, wie nie zuvor.

36. Mann und Frau

Es war einmal ein Mann, der zog mit einem Wagen voll Eier und mit einer Koppel Pferde in der Welt herum. Die Eier gab er in den Häusern her, wo die Frau den Mann regierte; die Pferde wollte er da abgeben, wo der Mann Herr im Hause war. Bis jetzt war er mit lauter Eiern ausgekommen. Aber endlich kam er in ein Haus, wo es ihm vorkam, als ob der Mann das Regiment führte; und er beschloß, die Nacht über dazubleiben. Am anderen Morgen wollte er weiter. Er dankte für das Nachtlager und die gute Bewirtung und ließ dem Mann die Wahl zwischen zwei von den Pferden, einem Braunen und einem Rappen. „Ja, ich nehme den Braunen," sagte der Mann. — „Nein, da wärst du ja ein Narr," rief die Frau, „der Rappe ist ja viel besser." — „Nun ja," sagte der Mann, „wenn du es sagst, Frauchen, so will ich den Rappen nehmen." — Da nahm der Fremde ein Ei vom Wagen und gab es ihm und zog ab. Und nun konnten sie dem Braunen und dem Rappen sehnsüchtig nachschauen.

37. Der Wolf



Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten sieben Schafe, ein stumpfschwänziges Fohlen und einen Hund und eine Katze. Zum Schafehüten hatten sie einen Burschen von vierzehn Jahren. Eines Tages zog der Bursche mit seinem Vesperbrot und den sieben Schafen hinaus. Da kam der Wolf und sagte zu dem Burschen: „Das sind aber schöne Schafe; gehören sie dir?" — „Ja," sagte der Bursche. „Gib mir dein Vesperbrot, sonst fresse ich eins von deinen Schafen!" sagte der Wolf. — „Nein, das Vesperbrot gebe ich dir nicht!" sagte der Bursche. Da fraß der Wolf ein Schaf. Am nächsten Tag, als der Knabe wieder mit seinem Vesperbrot und den sechs Schafen auszog, kam der Wolf wieder, und es ging wie am Tag zuvor. Und so ging es jeden Tag, bis der Wolf alle Schafe aufgefressen hatte. Da wurde der Herr des Burschen böse und hieß ihn das stumpfschwänzige Fohlen hüten. Eines Tages ging der Bursche hinaus auf die Weide, um nach dem Fohlen zu sehen; da begegnete er wieder dem Wolf, und der sagte: „Bursche, gib mir dein Vesperbrot, sonst fresse ich das Fohlen." Aber der Bursche wollte sein Vesperbrot nicht herausgeben, und da fraß der Wolf das Fohlen. Wie nun der Bursche nach Hause kam und erzählte, was passiert war, sagte der Bauer, nun solle er in die Welt hinaus gehen und die Schafe und das Fohlen suchen. Der Bursche ging auch, obgleich er wußte, daß der Wolf die Tiere gefressen hatte. Als er ein Stück weit gegangen war, zog er sein Vesperbrot aus der Tasche und fing an zu essen. Da kam der Wolf und sagte: „Bursche, gib mir dein Vesperbrot, sonst fresse ich dich!" Aber der Bursche wollte sein Brot nicht hergeben, und da fraß der Wolf ihn auf.

Die Leute zu Hause dachten, es dauere doch recht lange, bis der Bursche heimkomme, und sie schickten den Knecht nach ihm aus. Der Knecht begegnete ebenfalls dem Wolf und

fragte ihn, ob er nicht einen Burschen gesehen habe, und sieben Schafe und ein stumpfschwänziges Fohlen. Der Wolf gab zur Antwort: „Die liegen in meinem Bauch und rumpeln und pumpeln; es ist auch für dich noch gut Platz darin.“ Und kaum hatte er das gesagt, so fraß er den Knecht auf. Den Leuten zu Hause kam es vor, als ob der Knecht gar zu lange ausbliebe, und sie schickten die Magd nach ihm aus. Die begegnete ebenfalls dem Wolf und fragte, ob er nicht einen Knecht gesehen habe, und sieben Schafe, ein stumpfschwänziges Fohlen und einen Burschen? Der Wolf gab zur Antwort: „Die liegen in meinem Bauch und rumpeln und pumpeln; und für dich ist auch noch gut Platz darin,“ und damit fraß er auch die Magd auf. Der Bauer wartete lange auf die Magd; schließlich wurde er aber ungeduldig und ging selbst aus, um sie zu suchen. Als er dem Wolf begegnete, fragte er ihn, ob er nicht einen Burschen gesehen habe, und einen Knecht, eine Magd, sieben Schafe und ein stumpfschwänziges Fohlen? Der Wolf sagte: „Die liegen in meinem Bauch und rumpeln und pumpeln; und für dich ist auch noch gut Platz darin!“ Und kaum hatte er das gesagt, so fraß er den Mann auf. Die Frau zu Hause wartete lang auf ihren Mann; aber schließlich hatte sie keine Ruhe mehr und ging auf die Suche nach ihm. Da begegnete sie dem Wolf und fragte ihn, ob er nicht einen Burschen gesehen habe, und sieben Schafe, ein stumpfschwänziges Fohlen, einen Knecht, eine Magd und einen Mann? „Ja,“ sagte der Wolf, „die liegen in meinem Bauch und rumpeln und pumpeln, und für dich ist auch noch gut Platz darin!“ Und damit fraß er auch die Frau auf. Nun kam es dem Hund daheim recht einsam vor, und er machte sich auf die Suche nach seinen Leuten. Bald traf er den Wolf und fragte ihn, ob er nicht einen Burschen gesehen habe, und sieben Schafe, ein stumpfschwänziges Fohlen, einen Knecht, eine Magd, einen Mann und eine Frau? Der Wolf gab zur Antwort: „Die liegen in meinem Bauch und rumpeln und pumpeln; und für dich ist auch noch gut Platz darin.“ Nun war keiner mehr zu Hause als

die Katze; und die fand es auch bald langweilig und machte sich auf, um die anderen zu suchen. Sie traf ebenfalls den Wolf und fragte ihn, ob er nicht einen Burschen gesehen habe, und sieben Schafe, ein stumpfschwänziges Fohlen, einen Knecht, eine Magd, einen Mann, eine Frau und einen Hund? „Ja," sagte der Wolf, „die liegen in meinem Bauch und rumpeln und pumpeln; und für dich ist auch noch gut Platz darin!" Und damit schluckte der Wolf auch die Katze.
Aber nun hatte er so viel gefressen, daß nicht mehr alles in ihm Platz hatte; der Hund und die Katze fingen Streit an, und schließlich kratzten sie ihm den Bauch auf. Und nun plumpsten sie alle heraus, der Bursche mit den sieben Schafen, das stumpfschwänzige Fohlen, der Knecht, die Magd, der Mann, die Frau, der Hund und die Katze. Sie waren alle noch ganz lebendig und überfielen gemeinsam den Wolf, schlugen ihn tot und gingen froh und munter wieder nach Hause.

38. Der Gang in die Mühle



Es war einmal eine Frau, die hatte einen großen Sohn, aber er war nicht recht bei Verstand, und sie konnte ihn nirgends hinschicken mit einem Auftrag, denn er konnte sich nie merken, was man ihm gesagt hatte. Eines Tages wollte sie gerne zwei Scheffel Buchweizen aus der Mühle haben und dachte, das könne er doch wenigstens besorgen, und sagte zu ihm: „Kannst du mir aus der Mühle zwei Scheffel Buchweizen holen?" — „Ja, freilich," sagte er. „Aber vergiß es nicht!" sagte sie. Nein, er wolle es nicht vergessen, sagte er, denn er gab immer pünktlich Antwort. „Du solltest es unterwegs immer vor dich hinsagen!" Also ging er hin und sprach immer vor sich hin: „Zwei Scheffel. Zwei Scheffel. Zwei Scheffel." Aber schließlich sprach er so laut, daß jeder es

hören konnte. Da kam er an einem Mann vorbei, der Korn säte. Als der hörte, was der Bursche sagte, ärgerte er sich, denn er hatte sieben Tonnen gesät, und nun schien ihm der Bursche vorauszusagen, daß er nur zwei Scheffel ernten würde. „Du Lausekerl, ich will dir helfen!" und damit gab er ihm etliche Hiebe. „Untersteh dich, so zu sagen!" „Ja, was soll ich denn sonst sagen?" — „Du sollst sagen: Gott, gib hundertfach!" Das war ihm recht, und er ging seiner Wege und sagte in einem fort: „Gott, gib hundertfach! Gott, gib hundertfach!" Da kam er an einem Gehöft vorbei, wo man eben Jagd auf die Ratten machte. Als ihn da die Leute so rufen hörten, wurden sie ganz wütend, weil er ihnen das Hundertfache wünschte, und so bekam er wieder einen Buckel voll Schläge. „Halt dein Maul, du Lausekerl, mit solchem Gerede!" sagten sie, als sie ihn losließen. „Ach ja, ich will schon," sagte der Bursche und flennte jämmerlich, „aber, was soll ich denn sagen?" — „Du sollst sagen: Weg mit dem Teufelszeug!" — Dazu war er wohl bereit und ging weiter und rief, wie er gehört hatte: „Weg mit dem Teufelszeug! Weg mit dem Teufelszeug!" Da kam er bald darauf an einem Leichenzug vorbei. Als die Leute hörten, was der Bursche rief, und was er da über den Toten sagte, wurden sie so zornig, daß sie ihn am Schlafittchen packten und gehörig versohlten. „So darfst du nicht sagen, du Lump!" schrien sie und zogen ihm noch ein paar tüchtige über. Da fragte er ganz jämmerlich, was er denn eigentlich sagen sollte? „So trägt man einen Toten zu Grab!" sagten sie ihm. Dazu war er bereit und ging wieder seines Weges weiter, aber nun rief er: „So trägt man einen Toten zu Grab! So trägt man einen Toten zu Grab!" Da begegnete er einem, der ging auch rasch seines Weges und hatte einen Windhund mit sich, den er verkaufen wollte. Als er hörte, was der Bursche da rief, ärgerte er sich, denn er meinte, er wolle ihn verspotten. Und er packte den Burschen und gab ihm eine Tracht Prügel. „Was brauchst du Lumpenkerl das zu rufen! Nun sollst du es nur noch einmal probieren!" —

„Aber, was soll ich denn sonst sagen?“ fragte er. „Du mußt sagen: So führt man einen Hund zum Markt!“ gab er zur Antwort. Das wollte er gern sagen und ging weiter und rief, was er nun gelernt hatte: „So führt man einen Hund zum Markt! So führt man einen Hund zum Markt!“ Da kam er an einen Hof, wo man eben die Tochter auf den Wagen hob. Sie war als Hochzeiterin gekleidet und fuhr zur Trauung in die Kirche. Als die Leute hörten, was der Bursche rief, meinten sie, er schelte die Braut einen Hund, und sie packten ihn und prügelten ihn fürchterlich und gaben ihm zu verstehen, daß er nur nicht probieren solle, seinen Ruf zu wiederholen. „Ja, was soll ich denn sonst sagen?“ jammerte der arme Bursche, der nun schon ganz mürbgeschlagen war. — „Du sollst sagen: Hier ist Freude im Hause!“ sagten die Leute. Dazu war er bereit und ging seines Weges und rief, so schön er konnte — es war doch ein jämmerliches Geflenne — „Hier ist Freude im Haus! Hier ist Freude im Hause!“ Schließlich kam er an einen Hof, der stand in hellen Flammen, und es standen viele Leute herum und versuchten zu löschen. Als sie hörten, was der Bursche rief, wurden sie auch zornig. „So darfst du nicht sagen!“ brüllten sie. „Du elender Hund! Willst du sagen, daß hier Freude im Hause ist? Bei dem schrecklichen Unglück, das passiert ist!“ Und sie wurden seiner habhaft, denn einer solchen Menge konnte er nicht entkommen, auch wenn er gewollt hätte, und so bekam er noch die schlimmste Tracht von allen Prügeln, die ihm bisher geblüht hatten. „Aber, was soll ich denn sagen?“ jammerte der Bursche. — „Du sollst sagen: Gott, still' Wetter und Wind!“ Das ließ er sich gesagt sein und ging seiner Wege und rief den Spruch. Schließlich kam er an die Mühle. Da stand der Müller und rückte an den Flügeln, denn die Mühle wollte nicht gehen, weil es windstill war, und darüber war der Müller sehr ärgerlich, weil er viel zu mahlen hatte. Deshalb fuhr er auf den Burschen los, als er ihn rufen hörte: „Mußt du elender Kerl auch noch kommen und so rufen!“ Und auch hier setzte es wieder einige hinten=

über. Aber der Bursche war nun so verprügelt und erschrocken, daß er gleich zu weinen anfing, und das wurde so heftig, daß er rein vergaß, was er zuletzt gesagt hatte, und was er besorgen sollte, das hatte er schon längst vergessen. Der Müller konnte nichts aus ihm heraus bekommen, obgleich er ihn kreuz und quer ausfragte. Schließlich kam er darauf, zu sagen: „Wer hat denn gesagt, du solltest rufen: Gott, still' Wetter und Wind?" — Das wußte er noch; es seien die Leute gewesen auf dem Hof, der in Flammen stand. „Sie haben mich geschlagen und gesagt, ich sollte nicht so rufen." — „Wie solltest du denn nicht rufen?" — Nun fiel ihm auch das wieder ein. „Ich sollte nicht sagen: Hier ist Freude im Haus." — „Wer hat denn gesagt, du solltest das rufen?" — Das wußte er auch noch: „Das haben mich die Leute in dem Hof geheißen, wo man eine Frau auf den Wagen hob, denn sie haben mich geschlagen und gesagt, ich dürfe nicht so rufen." „Was hast du denn da gesagt?" forschte der Müller weiter. „Ich sagte in einem fort: So führt man einen Hund zum Markt." — „Und wer hat dich denn das gelehrt?" — „Das hat einer getan, der führte einen Hund," sagte der Bursche, „er hat mich auch geschlagen und gesagt, ich solle nicht so rufen." — „Was hast du denn da gesagt?" — „Ich sagte immerzu: So trägt man die Toten zu Grab," sagte der Bursche; er konnte nun antworten wie geölt, nachdem der Müller am richtigen Ende zu fragen angefangen hatte. „Wer hat dich denn geheißen, so zu rufen?" — „Das waren die Leute in einem Haus am Weg, da trug man eben einen toten Mann hinaus, und sie haben mich geschlagen und gesagt, ich dürfe nicht so rufen." — „Na, was hast du denn da gerufen?" — „Ich habe immerzu gerufen: Weg mit dem Teufelszeug!" — „Und wer hat dich denn geheißen, so zu rufen?" „Das waren die Leute in einem Hof, die Ratten totschlugen," sagte der Bursche, „sie haben mich geschlagen und gesagt, ich solle nicht so rufen." — „Was hast du denn da gesagt?" — „Wart ein wenig, jetzt fällt es mir ein, da ging ich meines Weges und sagte: Gott, gib hundertfach, und

das ärgerte sie." — „Aber, nun laß mich wissen, wer hat dich denn das gelehrt?" — „Das war ein Mann, der sagte, ich solle so rufen; er ging auf dem Feld neben der Straße und säte und ärgerte sich, als ich kam und schlug mich und sagte, ich dürfte nicht so rufen." — „Aber, was hast du denn da gerufen?" sagte der Müller. „Da habe ich gesagt: Zwei Scheffel! Zwei Scheffel! Halt, zwei Scheffel Buchweizen sollte ich holen!"

Nun bekam der Bursche seine zwei Scheffel Buchweizen, und damit ist die Geschichte aus.

39. Die klugen Studenten



s waren einmal drei junge Leute, die waren auf der hohen Schule, aber sie waren arm und da ging ihnen das Geld zu früh zu Ende und sie konnten auf gar keine Art aus eigenen Mitteln fertigstudieren. Sie baten schließlich ihre Lehrer, ob sie nicht auf den Pfarrhöfen und Herrenhöfen und Küstereien eine Zeitlang herumziehen dürften um solche mitleidige Seelen um Hilfe und Unterstützung anzugehen, damit sie fertigstudieren könnten. Es wurde ihnen auch erlaubt und sie zogen ihres Weges.

An einem der ersten Abende kamen sie an ein Wirtshaus und wollten Unterkunft haben. Der Wirt war freundlich und nahm sie gut auf, als er hörte, wie es mit ihnen stand, und sie blieben über Nacht da. Als sie nun am Abend noch plauderten, sagte der Wirt: „Wenn ihr schon so viel studiert habt, so habt ihr gewiß allerhand gelernt, was andere Leute nicht können?" — „Ja freilich," sagten sie, es sei schon so.

„Da könntet ihr wohl heut abend meinen Söhnen das eine und das andere erzählen, das ist ihnen vielleicht von Nutzen." Das wollten sie gerne, sagten sie. Der Wirt hatte drei Söhne und sie freuten sich sehr, daß sie den drei Studenten zuhören

durften, und als der Morgen kam, wollten sie sie kaum fortlassen. Sie sprachen mit ihrem Vater und baten ihn, die drei noch einen Tag länger zu behalten. Als nun die Studenten zum Frühstück kamen, fingen sie davon an, sie wollten sich wieder auf den Weg machen und ihr Nachtlager bezahlen, aber viel hätten sie nicht im Beutel. Das verstand der Wirt recht gut, nach der Art zu urteilen, wie sie herumzogen. Er sagte nun, seine Söhne hätten solchen Gefallen an ihnen gefunden, daß sie sie gerne noch einen Tag behalten möchten. Das könnten sie nicht, sagten die Studenten, denn ihr Geld reiche nicht für so langen Aufenthalt in Wirtshäusern.

„Darum braucht ihr euch gar nicht zu sorgen," sagte der Wirt, „wenn ich euch bleiben heiße, so könnt ihr euch doch denken, daß ich nichts von euch annehme."

Also blieben die Studenten bis zum nächsten Tag und ließen sichs wohl sein, und die jungen Leute hatten großen Spaß mit ihnen. Als sie nun weiterziehen wollten, gab der Wirt jedem von ihnen fünf Dukaten; das war ihnen schon ein schöner Brocken, und weiter sagte er, er könne sie auf einen Herrenhof weisen — ich weiß nicht, wie weit er entfernt war — da wohne ein junger Herr, er sei nicht verheiratet, habe aber große Lust sich mit solchen studierten Leuten zu unterhalten. „Ja, den wollen wir schon besuchen," sagten die Studenten und wanderten auf den Hof zu.

Eine Weile nach Mittag kamen sie dort an und gingen in die Küche, wo die Haushälterin vor dem Herd stand. Sie fragten, ob der Herr daheim sei. Sie sagte ja, aber er schlafe eben; wenn sie ein wenig Platz nehmen wollten, so werde sie mit ihm reden.

Als sie ein wenig gewartet hatten, ging sie hinein und erzählte dem Herrn, so und so, es seien drei junge Leute in der Küche. Er kam dann zu ihnen heraus und fragte, was sie seien, und was sie wollten. Sie sagten ihm die reine Wahrheit, sie seien drei Studenten und zögen herum und bäten um eine kleine Unterstützung, damit sie fertig studieren könnten. Als der Herr das hörte, ließ er sie eintreten und lud sie zu einem Im-

biß ein, die Haushälterin sollte etwas herrichten, und er wolle inzwischen bei ihnen bleiben und sich mit ihnen unterhalten. Und er ging hinaus und hieß die Haushälterin ein Schwein an den Spieß stecken, denn er wollte ein stattliches Abendessen geben, da er solche Gäste hatte.

Die Haushälterin hatte nun gehörig Arbeit um die Mahlzeit herzurichten, und als sie drinnen war um den Tisch zu decken und das und jenes in der Stube in Ordnung zu bringen, sollte das Küchenmädchen auf den Braten achtgeben. Aber das ging hinaus und holte Brennholz; und sie hatten einen großen Bullenbeißerhund, der lief in die Küche und fraß das halbe Schwein auf, während das Mädchen draußen war. Als die Haushälterin wiederkam, wurde sie furchtbar böse und das Mädchen war ganz verzweifelt über das Unglück. Sie wagten es gar nicht dem Herrn zu sagen. Nun hatte sich ein kleiner fremder Hund schon einige Tage im Hof herumgetrieben und sie wußten nicht, wo er hingehörte, aber er war schön fett. Da kam das Küchenmädchen auf den Gedanken, man könne ihm die Haut abziehen und ihn an den Spieß stecken und ihn statt des Schweines auf den Tisch bringen. Der Vorschlag leuchtete der Haushälterin ein und in einem Augenblick hatten sie dem Hund den Garaus gemacht.

Inzwischen unterhielt sich der Herr mit den drei Studenten. Er sagte: „Wenn ihr schon so viel studiert habt, so versteht ihr euch doch gewiß auch auf besondere Künste, auf Erscheinungen und solche geheimnisvolle Sachen?“ — „Ja freilich,“ sagten sie, „ein wenig schon, wir haben noch nicht viel von derartigen Sachen gehört, aber ein wenig verstehen wir uns doch darauf.“ — „Ich sehe genau, was für eine Sorte Essen ich bekomme, ob es echt ist oder verfälscht,“ sagte der eine. — „Und ich sehe an allem was ich trinke, ob der Trank echt ist oder nicht,“ sagte der zweite. Und schließlich sagte der dritte, er könne sehen, unter was für Leuten er sei, ob sie ehrlich geboren seien oder nicht.

Ja, das sei schon eine Wissenschaft, sagte der Herr.

Nun war das Essen fertig und es war an der Zeit sich zu

Tisch zu setzen. Der Braten wurde aufgetragen und er duftete ausgezeichnet und sah prächtig aus. Der Herr hieß sie sich bedienen, aber der, der dem Essen ansah, ob es echt sei oder nicht, der wollte nicht den kleinsten Bissen essen. Die anderen sagten, es sei doch schade, daß er nicht essen wolle, aber er sagte nur, er wolle lieber ein Stück Butterbrot haben. Als sie nun zu Tisch saßen, hieß der Herr seinen Diener in den Keller gehen und drei Flaschen Wein vom größten Faß holen, darin sei der beste Wein, den er besitze, sagte er. Der Diener kam auch mit den Flaschen und jedem wurde sein Glas vollgeschenkt. Aber der, der die Getränke kannte, der wollte den Wein nicht versuchen. Darüber wunderte sich der Herr sehr. Nun hatten sie doch seinen besten Wein vor sich und er mußte denken, daß sein Essen und sein Wein nicht in Ordnung sei.

Schließlich mußten sie auf die Gesundheit des Herrn trinken — wahrscheinlich in Branntwein, ich weiß es aber nicht — und sie sollten mit dem Wirt anstoßen. Aber der dritte Student, der merkte, unter was für Leuten er sei, wollte nicht mitanstoßen. Da war der Herr halb und halb gekränkt und dachte im stillen: „Wenn ihnen mein Essen und mein Getränk und ich selber nicht gut genug sind, so soll der Teufel solche Gäste sich zu Tische laden. Das ist doch zu wunderlich!"

Als die drei Studenten ins Bett wollten, wurde ihnen eine Kammer mit drei Betten angewiesen. Aber der Herr war nun fürchterlich neugierig und wollte hören, was sie miteinander redeten, wenn sie unter sich wären; denn er dachte sich, sie würden wohl über das sprechen, was am Abend vorgefallen war und er könne herausbringen, was an seinem Braten und an seinem Wein und an ihm selber nicht in Ordnung sei. Also schlich er bald nach ihnen auf den bloßen Strümpfen hin zur Kammertür.

Kaum war die Türe zu, so sagten die zwei anderen zum ersten: „Warum hast du denn nicht von dem schönen Braten gegessen, er schmeckte so gut!" Er habe keine Lust, Hundebraten zu essen, gab er zur Antwort. Das hörte der Herr.

Dann sagten die beiden andern zum zweiten: „Es war so schade, daß du nicht von dem guten Wein hast trinken wollen, es war ein starker Wein.“ Nein, er habe keine Lust nach Wein, in dem Kinder ertrunken sind, gab er zur Antwort. Das hörte der Herr auch.

„Es war aber wirklich gar nicht recht von dir, daß du nicht aufs Wohl des Herrn trinken wolltest,“ sagten die beiden anderen zum dritten. „Er war doch so freundlich gegen uns.“ — „Ja, in einer Art hätte man schon denken können, es sei ein Unrecht,“ sagte er, „aber es paßt sich nicht für unseren zukünftigen Stand mit einem Bastard anzustoßen.“

Als der Herr das auch noch gehört hatte, hatte er genug. Er dachte, den beiden ersten Dingen könne er wohl auf die Spur kommen, aber der dritte Punkt, der war nicht so einfach.

Das erste, was er tat, das war, daß er hinunter in die Küche ging und solange im Guten und im Bösen auf die Mädchen einredete, bis sie endlich zugaben einen Hundebraten auf den Tisch gebracht zu haben. Er hatte ihnen versprechen müssen, daß sie ohne Strafe ausgingen, wenn sie nur die Wahrheit sagten. — Dann ging er und hieß den Diener ein Licht anzünden und mit ihm in den Keller gehen und da ging er auf das große Faß zu, zog den Spund heraus und fuhr mit einem Sucher bis auf den Grund. Ganz richtig, er fischte mit dem Sucher ein Kind herauf, ein nacktes Kind, das in dem Faß ertrunken war. Nun war er also sicher, daß die beiden ersten Teile wahr waren und nun war es ihm noch darum zu tun, auch in den dritten Spruch Licht zu bringen.

Seine Mutter lebte richtig noch und wohnte auf einem anderen kleinen Hof einige Meilen entfernt. Aber er wollte die Sache bis zum folgenden Tag aufschieben, und in der Nacht überlegte er, wie er es schlau anfangen könnte, um das dritte Ding auch noch zu erfahren.

Am Morgen kamen die Studenten zum Frühstück und ließen es sich wohl sein. Da sagte der Herr zu ihnen, ob sie nicht Zeit hätten, noch einen Tag zu bleiben. Sie dankten sehr, sie hätten es ja wunderschön hier, und wollten gern bleiben. Er

wolle heut über Tag verreisen, sagte der Herr, aber am Abend komme er wieder zurück und da wolle er sie gerne noch treffen, sie sollten sich indessen die Zeit vertreiben so gut sie könnten.

Nun hatte der Herr eine Schwester, die war mit einem Pfarrer verheiratet, sie wohnten einige Meilen entfernt, und die wollte er erst besuchen. Er fuhr mit Kutsche und Diener nach dem Pfarrhof und der Pfarrer und seine Frau kamen heraus und nahmen ihn mit aller Höflichkeit und Freundlichkeit auf. Er sagte, eigentlich wolle er gerne mit seiner Schwester unter vier Augen sprechen. Ja, das könne er ja leichtlich, sagten sie. Er trat ein und wurde mit Backwerk bewirtet, wie es sich gehört, und dann ging er mit seiner Schwester in eine Kammer. „Willst du mir den Dienst erweisen," sagte der Herr, „und mir deine Pferde und Wagen und Burschen und Diener leihen, an Stelle des meinigen? Aber das ist noch nicht alles, ich möchte auch gerne deine Kleider entleihen, hilf mir sie anzulegen."

„Was!" sagte sie, „was soll denn das bedeuten?"

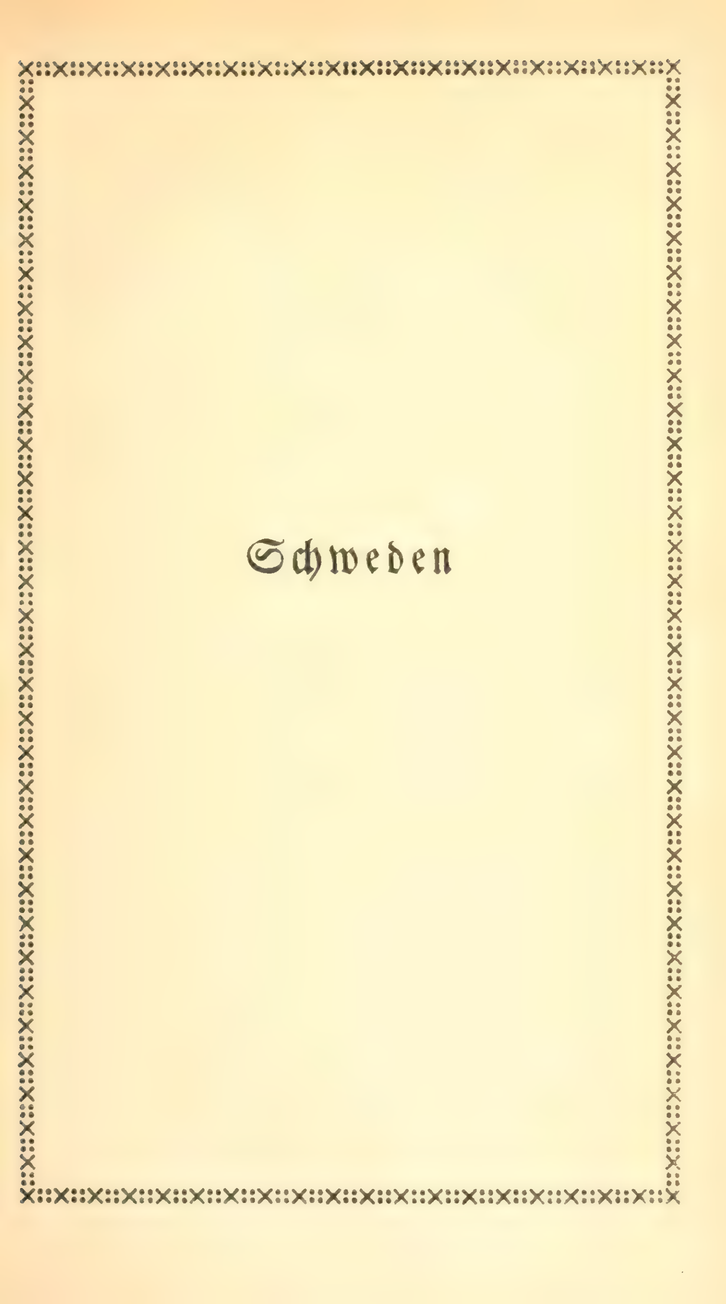
Das wolle er ihr später schon zu wissen tun, sagte er. Da gab sie ihm auch die Kleider und er zog sie an. Es traf sich sehr gut, daß er ein kleiner Mann war, da paßten ihm die Kleider recht gut. Zudem waren sich die beiden Geschwister gar nicht so unähnlich.

„Aber wo willst du denn hin?" fragte die Schwester.

Ja, er wolle zur Mutter, sagte er. Seine Leute und sein Wagen sollten hierbleiben, bis er zurück sei und dann wolle er ihr auch richtig Bescheid sagen über die ganze Sache.

Also fuhren sie im Gefährt des Pfarrers davon und als er in den Hof seiner Mutter einbog, da saß die Alte am Fenster. Sie sah gleich, daß es der Wagen der Tochter war, und lief hinaus um sie in Empfang zu nehmen. Sie begrüßten sich und die Alte faßte die Tochter unter den Arm und sie taten einander sehr schön. Sie saßen und plauderten, während das Hausmädchen Wasser zum Tee heiß machte. Da sagte die Alte: „Nun wie geht es dir?"

„Ach danke, so so," sagte die Junge.
„Wie, ist dein Mann nicht gut gegen dich?"
„O doch, sehr," sagte die Junge.
„Aber," sagte die Mutter, „es ist etwas nicht in Ordnung mit dir, ich sehe doch, daß du nicht froh bist."
Die Junge wollte nicht recht mit der Sprache heraus.
„Du mußt es mir sagen, ich sehe ja doch, daß etwas fehlt," sagte die Mutter eindringlich.
„Ja, Mutter," sagte die Tochter und druckste an der Antwort herum, „Ihr wißt doch, daß wir keine Kinder haben."
„Ach was," sagte die Alte, „du solltest es machen, wie ich es gemacht habe, Mads der Viehpfleger ist deines Bruders Vater."
Da hatte denn der Herr die Perücke voll und war rasch mit dem Besuch fertig. Als er wieder in den Pfarrhof kam, tauschte er seine Kleider und seinen Wagen wieder ein und fuhr heim und wußte nun, was er hatte wissen wollen.
Nun standen die Studenten sehr hoch in seiner Achtung, denn sie hatten bewiesen, daß sie tüchtige Leute waren und daß an ihren Reden etwas dran war. Als sie nun am dritten Tage weiterziehen wollten, gab er jedem von ihnen zwanzig Dukaten als Reisepfennig und wies sie an Orte, wo sie gewißlich reichliche Unterstützung bekommen würden. Eine Zeitlang darauf wanderten sie wieder zurück an die hohe Schule, denn nun hatten sie so viel zusammengebracht, daß sie fertigstudieren konnten. Schließlich kamen sie von der Schule weg und in eine Pfarrei und wurden alle tüchtige und kluge Pfarrer.



Schweden

1. Knös



Es war einmal eine arme Witwe, die suchte im Walde Holz. Da fand sie unter dem Laub ein Ei, das nahm sie mit und legte es einer Gans unter, und als die Gans es ausgebrütet hatte, schlüpfte ein kleiner Junge heraus. Die Witwe ließ ihn auf den Namen Knös taufen, und es hatte noch niemand einen solchen Jungen gesehen: er war mit fünf Jahren erwachsen und größer als der größte Mann. Aber er aß auch danach. Er verschlang auf einen Sitz einen ganzen Schub Brot, und die arme Witwe mußte schließlich um Armenunterstützung einkommen, um ihm Essen zu schaffen. Aber die Gemeindeversammlung erklärte, sie solle den Burschen in eine Lehre geben, denn er sei so groß und stark, daß er sich sein Essen selber verdienen könnte.

Also wurde Knös für drei Jahre einem Schmied in die Lehre gegeben. Aber er wollte als Lohn für jedes Jahr einen Anzug und ein Schwert haben. Im ersten Jahr ein Schwert von fünf Zentnern, das zweite Jahr eines von zehn Zentnern und das dritte Jahr eines von fünfzehn Zentnern. Aber als er ein paar Tage in der Lehre gewesen war, da wollte ihm der Schmied gerne die Anzüge und die Schwerter geben, nur um ihn los zu werden, denn er schlug ihm all sein Eisen und Stahl kaput.

Knös bekam also die Gewänder und die Schwerter. Und dann ging er auf den Herrenhof und nahm Dienste als Knecht. Einmal sollte er mit den übrigen Knechten in den Wald, um Brennholz zu holen, aber da blieb er am Tisch sitzen und aß noch lange, nachdem die anderen weggefahren waren. Als der dann endlich satt war und seiner Wege ziehen wollte, da standen zwei junge Ochsen da, mit denen er fahren sollte. Aber die ließ er stehen und ging in den Wald. Da packte er die zwei größten Bäume, die da waren, riß sie mit der Wurzel aus und nahm einen Baum unter jeden Arm und

trug sie zum Herrenhof. Und er war lang vor den anderen daheim, denn die mußten ja die Bäume fällen und zuschneiden und aufladen.

Am folgenden Tag mußte er dreschen. Da suchte er den größten Stein, den er finden konnte, und den rollte er auf dem Getreide hin und her, so daß das Korn sich aus den Ähren löste. Dann mußte er das Korn würfeln und sieben. Da machte er ein Loch an beiden Seiten des Daches und stellte sich außen hin und blies, und Halme und Spreu flogen hinaus auf den Hof, und das Korn blieb auf einem Haufen auf der Tenne liegen. Da kam der Herr und legte eine Leiter an und kletterte hinauf und schaute zu dem einen Loch hinein. Aber Knös blies, und der Wind packte ihn, und er fiel hinunter und hätte sich auf dem Steinpflaster fast zu Tode gefallen.

„Das ist ein gefährlicher Gesell," dachte der Herr. Es wäre doch gut, sich den vom Halse zu schaffen, sonst könnte er sie noch allesamt umbringen, und zudem aß er, daß man nur zu schaffen hatte, um ihn zu füttern. Da rief er Knös herein und gab ihm seinen Lohn für das ganze Jahr, aber er müsse seiner Wege gehen. Aber ordentlichen Reiseproviant wolle er haben, meinte Knös.

Und er durfte selbst ins Vorratshaus gehen, und da nahm er sich eine Speckseite auf jede Schulter und einen Schub Brot unter jeden Arm, und dann nahm er Abschied. Aber der Herr ließ den bösen Stier auf ihn los, Knös jedoch packte ihn an den Hörnern und schwenkte ihn auf seinen Rücken, und so zog er ab. Dann kam er in ein Dickicht, da schlachtete er den Stier und briet ihn und aß einen Schub Brot dazu. Da wurde er so ungefähr satt.

Dann kam er an den Königshof. Dort war große Trauer, denn einst, als der König auf dem Meere fuhr, da kam ein Meertroll und machte ein greuliches Unwetter, so daß das Schiff am Untergehen war. Um mit dem Leben davonzukommen, mußte der König dem Meertroll dasjenige geloben, was ihm zuerst begegnen würde. Der König meinte, sein

Jagdhund würde ihm wie gewöhnlich entgegenspringen, aber da kamen ihm seine drei Töchter in einem Boot entgegengerudert. Darüber wurde der König schrecklich traurig und gelobte, wer seine Töchter befreie, solle eine davon zur Frau bekommen, welche er haben wolle. Aber nur ein Schneider, den man den roten Peter hieß, wollte sich in die Sache einlassen.

Knös bekam einen Platz am Königshof und mußte dem Koch zur Hand gehen. Aber er bat sich frei für den Tag, wo der Troll kommen und die älteste Prinzessin holen sollte. Und man ließ ihn auch gerne laufen, denn wenn er spülen sollte, so machte er des Königs Gold- und Silbergeschirr kaputt, und wenn er Brennholz tragen sollte, so brachte er den ganzen Holzstoß auf einmal, daß die Türen aus den Fugen gingen.

Die Prinzessin stand unten am Meer und weinte und rang die Hände, denn sie sah ja, was ihr bevorstand. Und sie hatte nicht viel Vertrauen auf den roten Peter, der auf einem Weidenstumpf saß, mit einem alten rostigen Säbel in der Hand. Da kam Knös und versuchte der Prinzessin Trost zuzusprechen, so gut er konnte, und fragte sie, ob sie ihn lausen wolle. Ja, er durfte seinen Kopf in ihren Schoß legen, und sie lauste ihn. Auf einmal brauste es furchtbar draußen im Meer. Das war der Troll, der herankam, und er hatte fünf Köpfe, und der rote Peter rollte von seinem Weidenstumpf herunter, solche Angst hatte er. „Knös, bist du es?" sagte der Troll. — „Ja," sagte Knös. — „Zieh mich ans Land!" sagte der Troll. — „Wirf das Ankertau aus!" sagte Knös. Er zog den Troll ans Land, aber er hatte sein fünf Zentner schweres Schwert an der Seite, und damit hieb er dem Troll alle fünf Köpfe ab, und da war die Prinzessin befreit. Aber als Knös fort war, kam der rote Peter und setzte der Prinzessin den Säbel auf die Brust und sagte, er werde sie umbringen, wenn sie ihn nicht als ihren Retter ausgäbe.

Dann kam die Reihe an die zweite Prinzessin. Und der rote Peter saß mit seinem rostigen Säbel auf dem Weidenstamm,

und Knös bat sich für den Tag frei und ging hinaus und bat die Prinzessin, ihn zu lausen, und das tat sie auch. Da kam der Troll, und diesmal hatte er zehn Köpfe.

„Knös, bist du es?“ sagte der Troll. — „Ja,“ sagte Knös. — „Zieh mich ans Land!“ sagte der Troll. — „Wirf das Ankertau aus!“ sagte Knös. Aber diesmal hatte Knös sein zehn Zentner schweres Schwert an der Seite, und damit hieb er dem Troll alle zehn Köpfe ab. Und da war auch die zweite Prinzessin befreit. Aber der rote Peter setzte seinen Säbel der Prinzessin auf die Brust und zwang sie, zu sagen, er hätte sie errettet.

Nun kam die jüngste Prinzessin an die Reihe. Als der Troll kommen sollte, saß der rote Peter auf dem Weidenstamm, und Knös kam und bat die Prinzessin, ihn zu lausen, und sie lauste ihn. Diesmal hatte der Troll fünfzehn Köpfe.

„Knös, bist du es?“ sagte der Troll. — „Ja,“ sagte Knös. — „Zieh mich ans Land!“ sagte der Troll. — „Wirf das Ankertau aus!“ sagte Knös. Knös hatte sein fünfzehn Zentner schweres Schwert an der Seite, und damit hieb er dem Troll alle fünfzehn Köpfe ab. Aber es fehlte ein Lot an den fünfzehn Zentnern, und die Köpfe wuchsen wieder an, und der Troll nahm die Prinzessin und fuhr mit ihr davon.

Eines Tags war Knös unterwegs. Da kam einer, der trug eine Kirche auf dem Rücken. „Du bist stark, du!“ sagte Knös. — „Nein, ich bin nicht stark,“ sagte der mit der Kirche, „aber Knös am Königshof, der ist stark, der kann Stahl und Eisen mit den Händen zusammenkneten wie Lehm.“

„Der bin ich,“ sagte Knös, „komm, wir wollen zusammen gehen.“ Und sie gingen miteinander weiter.

Da trafen sie einen, der trug einen Steinberg auf dem Rücken. „Du bist stark, du,“ sagte Knös. — „Nein, ich bin nicht stark,“ sagte der mit dem Steinberg, „aber Knös am Königshof, der ist stark, der kann Stahl und Eisen mit den Händen zusammenkneten wie Lehm.“ — „Ja, der Knös bin ich, komm mit, so gehen wir zusammen!“ sagte Knös. Und

sie wanderten zu dritt weiter. Knös nahm sie mit auf eine Meerfahrt, aber ich glaube, die Kirche und den Steinberg mußten sie wohl am Land lassen. Unterwegs wurden sie durstig und legten an einer Insel an, und auf der Insel stand ein Schloß, da wollten sie hineingehen und um einen Trunk bitten. Aber in diesem Schloß wohnte der Troll.

Zuerst ging der mit der Kirche, und als er ins Schloß hineinkam, da saß der Troll und hatte die Prinzessin auf dem Schoß, und sie war sehr traurig. Er bat um etwas zu trinken. „Greif zu, da steht der Becher auf dem Tisch!" sagte der Troll. Aber zu trinken bekam er nichts, denn er konnte den Becher nicht einmal von der Stelle rücken.

Dann ging der mit dem Steinberg ins Schloß und bat um einen Trunk. „Greif zu, da steht der Becher auf dem Tisch!" sagte der Troll. Aber er bekam auch nichts zu trinken, denn er konnte den Becher wohl von der Stelle rücken, aber nicht aufheben.

Da ging Knös selber ins Schloß, und die Prinzessin freute sich und sprang vom Knie des Trolls herunter, als sie sah, daß er es war. Er bat um einen Trunk. „Greif zu, da steht der Becher auf dem Tisch!" sagte der Troll. Und Knös nahm den Becher und leerte ihn auf einen Zug. Dann schlug er dem Troll den Becher auf den Kopf, daß er vom Stuhl herunterrollte und starb.

Darauf führte er die Prinzessin ins Königsschloß, und da herrschte solche Freude! Und auch die anderen Prinzessinnen erkannten Knös wieder, denn sie hatten ihm Seidenband ins Haar geknüpft, als sie ihn lausten. Er durfte nun eine von den Prinzessinnen heiraten, welche er wollte, und er nahm die Jüngste. Und als der König starb, erbte Knös das Reich. Aber der rote Peter mußte ins Nagelfaß. Und weiter weiß ich nichts mehr.

2. Lasse, mein Knecht!



Es war einmal ein Prinz oder Herzog oder was er nun war, aber von ungeheuer hoher Abkunft war er auf jeden Fall, und daheim wollte er auch nicht bleiben. So zog er in der Welt herum, und wo er auch hinkam, da wurde er wohl aufgenommen und verkehrte mit den feinsten Leuten, denn Geld hatte er unerhört viel. Freunde und Bekanntschaften hatte er gleich, wo er auch hinkam, denn wer einen vollen Trog hat, findet immer Schweine, die ihre Rüssel hineinstecken wollen. Da er aber so mit seinem Geld umging, wurde es immer weniger, und zuletzt saß er so auf dem Trockenen, daß er keinen roten Heller mehr hatte. Nun war es auch aus mit den vielen Freunden, denn die machten es wie die Schweine. Als er ganz ausgebeutelt war und ihnen nichts mehr geben konnte, fingen sie an zu grunzen und zu plärren und liefen auseinander, jeder seines Wegs. Da stand er nun genasführt und allein. Alle hatten ihm eifrig von seinem Geld geholfen, aber wieder dazu helfen wollte ihm keiner, und so blieb ihm nichts anderes übrig, als wie ein Handwerksbursch heimzuwandern und unterwegs sich Brotkrusten zusammenzubetteln.

Spät eines Abends kam er in einen großen Wald und wußte schlechterdings nicht, wo er in der Nacht unterkommen sollte. Aber wie er guckte und suchte, da fiel sein Blick auf eine alte Hütte, die zwischen dem Gebüsch hervorschaute. Das war freilich kein Quartier für einen so feinen Herrn, aber wenn man nicht haben kann, was man will, so muß man nehmen, was man kriegt, und da er sich nicht anders zu helfen wußte, so ging er eben in die Hütte. Nicht eine Katze war darin und nicht einmal ein Schemel zum Sitzen. Aber an der einen Wand stand eine große Kiste. Was könnte wohl in der Kiste sein? Wenn da am Ende etliche schimmelige Brotbrocken darin wären? Das würde er sich schmecken lassen, denn er

hatte den ganzen Tag nicht das kleinste Almosen bekommen und war so hungrig und leer, daß ihm die Därme an den Rippen klebten. Er machte die Kiste auf. Aber in der Kiste war wieder eine andere Kiste, und in dieser Kiste war noch eine Kiste, und so immer fort, die eine kleiner als die andere, bis es nur mehr ganz kleine Schächtelchen und Kästchen waren. Je mehr es wurden, um so mehr plagte er sich, denn es mußte doch etwas Wunderschönes darin sein, weil es so sorgsam versteckt war.

Schließlich kam er an ein kleines Kästchen, und in dem Kästchen lag ein Stück Papier — und das war alles, was er von seiner Mühe hatte. Das war freilich fürs erste sehr betrüblich. Aber auf einmal sah er, daß etwas Geschriebenes auf dem Fetzchen stand, und als er genauer zusah, konnte er sogar Worte herausbuchstabieren, obgleich es zuerst kurios aussah. Da las er:

„Lasse, mein Knecht!"

Und kaum hatte er die Worte ausgesprochen, so gab es dicht an seinem Ohr Antwort:

„Was befiehlt der Herr?"

Er schaute sich um, aber er sah keinen Menschen. Das ist doch wunderlich, dachte er und las noch einmal:

„Lasse, mein Knecht!"

Und da kam auf die gleiche Art die Antwort:

„Was befiehlt der Herr?"

„Wenn hier ein Mensch ist, der hört, was ich sage, der könnte wohl so gut sein und mir ein bißchen was zu essen verschaffen," sagte er; und im gleichen Augenblick stand ein Tisch in der Hütte, gedeckt mit allem, was man sich Gutes nur denken kann. Er gleich ans Essen und Trinken und schlug sich tüchtig den Ranzen voll. So gut hatte er es seiner Lebtag noch nicht gehabt, dachte er. Als er sich nun gehörig satt gegessen hatte, wurde er schläfrig und griff wieder nach dem Fetzen.

„Lasse, mein Knecht!"

„Was befiehlt der Herr?"

„Nun hast du mir zu essen und zu trinken gegeben, nun sollst du mir auch ein Bett zum Schlafen verschaffen. Aber ein recht schönes Bett will ich haben," sagte er, denn ihr könnt euch denken, daß er nun schon höher hinaus wollte, nachdem er sich sattgegessen hatte. Und es geschah auch; und ein Bett so fein und schön stand in der Hütte, daß der König selbst nach einer ähnlichen Schlafgelegenheit suchen könnte. Nun war ja alles schön und gut, aber das Bessere ist der Feind des Guten, und als er sich gelegt hatte, fand er die Hütte doch gar zu elend für ein so schönes Bett. Da nahm er das Papier:

„Lasse, mein Knecht!"

„Was befiehlt der Herr?"

„Wenn du ein solches Essen und ein solches Bett in den wilden Wald hier schaffen kannst, so kannst du mir auch gewiß ein schöneres Gemach verschaffen, denn siehst du, ich bin ja einer, der sonst in einem Schloß schläft mit Goldspiegeln und goldenen Tapeten und Verzierungen und Bequemlichkeiten aller Art," sagte er. Kaum hatte er die Worte recht gesagt, so lag er auch schon im prächtigsten Zimmer, das er jemals gesehen hatte.

Nun hatte er es schön, fand er, und war gerade zufrieden, als er das Gesicht zur Wand drehte und die Augen zumachte.

Aber es war doch noch nicht genug des Prunkes, denn als er am anderen Morgen aufwachte und sich umsah, so war es ein großes Schloß, in dem er geschlafen hatte. Da war ein Zimmer neben dem anderen, und wo er hinkam, war alles voll Verzierungen und Schnörkeln aller Art, die Wände und die Decke, und alles schimmerte so herrlich, wenn die Sonne darauf schien, daß er die Hand vor die Augen halten mußte, so funkelte es überall von Gold und Silber, wo er hinsah. Da schaute er durchs Fenster und hui! war das erst schön. Das war ein ander Ding als Tannenbäume und Wacholderbüsche, nein, da war der schönste Garten, den man sich wünschen konnte, mit herrlichen Bäumen und Rosen aller Art in Büschen und in Stöcken. Aber kein Mensch war

zu sehen, nicht einmal eine Katze, und das war ganz natürlich, daß er es so fein hatte und wieder ein großer Herr geworden war.

Da nahm er das Stück Papier:

„Lasse, mein Knecht!"

„Was befiehlt der Herr?"

„Nun hast du mir Essen geschafft und ein Schloß darin zu wohnen — denn hier will ich bleiben — denn hier behagt es mir," sagte er, „aber so ganz allein kann ich doch hier nicht sein. Ich muß Knechte und Mägde haben, von denen ich mich bedienen lassen kann, und sehen, was sie treiben," sagte er. So geschah es auch; es kamen Bediente und Lakaien und Mägde und Mamsellen aller Art, und die einen verbeugten sich und die anderen machten einen Knicks, und nun fühlte sich der Herzog wirklich zufrieden.

Nun lag aber auch ein großes Schloß auf der anderen Seite des Waldes, und da wohnte ein König, dem gehörte der Wald und große, große weite Felder rings herum. Als der nun nach Hause kam und zufällig zum Fenster hinausschaute, da erblickte er das neue Schloß, auf dessen Dach die goldenen Wetterfahnen sich hin und her schwangen und ihm von Zeit zu Zeit in die Augen glitzerten. „Das ist doch kurios," dachte er und rief seine Hofherren. Die kamen eiligst herein und machten Komplimente und Kratzfüße.

„Seht ihr das Schloß dort?" sagte der König.

Sie machten tellergroße Augen und guckten.

Ja, gewiß sahen sie das.

„Wer ist der, der gewagt hat, ein solches Schloß auf meinem Grund und Boden zu bauen?"

Sie machten Komplimente und Kratzfüße und wußten nichts.

Da rief der König seine Soldaten: Die kamen hereingestampft und präsentierten das Gewehr.

„Schickt alle meine Soldaten und Reiter aus," sagte er, „und reißt das Schloß dort nieder und hängt den auf, der es gebaut hat, und das auf der Stelle!"

In der größten Eile traten die Soldaten an und machten sich

auf den Weg. Die Trommler bumsten auf das Trommelfell, und die Trompeter tuteten in die Trompeten, und die anderen Musikanten betrieben ihre Kunst, jeder auf seine Weise, so daß der Herzog sie schon längst hörte, ehe er sie sehen konnte. Aber er hatte schon früher solche Musik gehört und wußte auch, was sie bedeutete, und da nahm er wieder sein Stück Papier.

„Lasse, mein Knecht!"

„Was befiehlt der Herr?"

„Hier kommen Soldaten," sagte er, „und nun sollst du mir Soldaten und Reiter verschaffen, daß ich noch einmal so viel habe, als die da hinter dem Wald. Und Säbel und Pistolen und Büchsen und Kanonen, und alles, was dazu gehört — aber schnell muß es gehen."

Schnell ging es auch, und als der Herzog hinausschaute, da hatte er eine unerhörte Masse Soldaten rings um das Schloß aufgestellt.

Als nun die Leute des Königs kamen, blieben sie stehen und wagten sich nicht weiter vor. Aber der Herzog war nicht schüchtern und ging direkt auf den Obersten des Königs zu und fragte, was er wolle.

Der Oberst sagte seinen Auftrag.

„Das hat gar keinen Wert für euch," sagte der Herzog. „Du siehst wohl, wieviel Leute ich habe, und wenn der König auf mich hören will, so können wir auf der Stelle Freunde werden und ich will ihm gegen seine Feinde helfen und das wird schon glücken." Dem Oberst gefiel der Vorschlag, und da lud der Herzog ihn und alle seine Offiziere ins Schloß, und die Leute bekamen einen Schluck oder auch zwei und vieles Eßbare dazu. Aber als sie nun aßen und tranken, kam man ins Erzählen, und der Herzog erfuhr, daß der König eine Tochter hatte, die noch ledig sei und so wunderschön, daß noch niemand ihresgleichen gesehen hatte. Und je mehr man den Soldaten des Königs auftrug, um so mehr waren sie der Meinung, daß die Königstochter eine gute Frau für den Herzog sei. Wie sie so sprachen, kamen auch dem Her-

zog selber derartige Gedanken. Das Schlimmste sei, sagten die Soldaten, daß sie sehr stolz sei und niemals einen Mann anschauen wolle. Aber da lachte der Herzog nur. „Wenn es nichts Schlimmeres ist," sagte er, „diese Krankheit kann man schon heilen."

Als nun die Soldaten soviel gezecht hatten, als nur in sie hineingehen wollte, riefen sie hurra, daß es in den Bergen widerhallte, und zogen davon. Und man kann sich vorstellen, daß sie einen schönen Parademarsch machten, denn sie waren ein bißchen locker in den Knien, und es war mancher darunter, bei dem diesmal nicht alle Schrauben fest waren. Der Herzog trug ihnen Grüße an den König auf. Er wolle ihn bald besuchen, sagte er.

Als der Herzog nun wieder allein war, fing er wieder an, an die Prinzessin zu denken, und ob sie wirklich so fein und schön wäre, wie die Soldaten gesagt hatten, das hätte er gerne selber sehen wollen. Und nachdem an diesem Tag schon so viel Wunderbares passiert war, so wäre das auch nicht unmöglich, dachte er.

„Lasse, mein Knecht!"

„Was befiehlt der Herr?"

„Nun sollst du mir die Königstochter herbeischaffen, sobald sie eingeschlafen ist," sagte er. „Aber sie darf auf dem Hinweg und auf dem Rückweg nicht aufwachen, hörst du?" sagte er. Und es dauerte nicht lange, so lag die Prinzessin auf dem Bett. Sie schlief so gut und sah so reizend aus, wie sie so dalag. Ganz zuckersüß war sie, das muß man sagen. Der Herzog ging rund um sie herum, aber von allen Seiten war sie gleich schön, und je mehr er schaute, um so besser gefiel sie ihm.

„Lasse, mein Knecht!"

„Was befiehlt der Herr?"

„Nun sollst du die Prinzessin wieder heimtragen," sagte er. „Denn jetzt weiß ich, wie sie aussieht, und morgen will ich um sie werben," sagte er.

Am nächsten Morgen schaute der König zum Fenster hinaus.

„Nun brauche ich doch das Schloß dort drüben nicht mehr zu sehen," dachte er bei sich. Aber ging das nicht mit dem Bösen zu — da stand es noch gerade so wie zuvor, und die Sonne schien so schön aufs Dach, und die Wetterfahnen glitzerten ihm in die Augen.

Nun wurde er zornig und schrie nach allen seinen Leuten; die kamen rascher herbei als gewöhnlich. Die Hofherren machten Komplimente und Kratzfüße, und die Soldaten machten Parademarsch und präsentierten.

„Seht ihr das Schloß dort?" schrie der König.

Sie streckten die Hälse und machten Augen wie die Teller und guckten.

Ja, freilich sahen sie es.

„Habe ich euch nicht befohlen, das Schloß niederzureißen und den Bauherrn aufzuhängen?" sagte er.

Das konnten sie freilich nicht leugnen, aber nun trat der Oberst selber vor und tat Bescheid, wie alles zugegangen war, und wie unheimlich viel Soldaten der Herzog hätte, und wie wunderschön es auf seinem Schlosse sei. Dann erzählte er auch, was der Herzog gesagt hatte, und daß er ihm auch Grüße an den König aufgetragen hatte.

Dem König wurde es ganz kurios im Kopf, und er mußte seine Krone auf den Tisch stellen und sich am Kopf kratzen. Das konnte er denn doch nicht begreifen — obwohl er König war, denn er konnte darauf schwören, daß das alles in einer einzigen Nacht zustande gekommen war, und wenn der Herzog dort nicht der Böse selber war, so mußte er doch ein Zauberer sein.

Wie er so dasaß und sinnierte, kam die Prinzessin herein.

„Grüß Gott, Vater," sagte sie. „Weißt du, ich habe einen so schönen und wunderlichen Traum gehabt heute Nacht," sagte sie.

„Was hast du denn geträumt, mein Mädel?" sagte der König.

„Ja, ich habe geträumt, ich sei auf dem neuen Schloß da drüben, und da war ein so schöner und prächtiger Herzog,

daß ich mir nie etwas Ähnliches vorgestellt habe; und jetzt will ich einen Mann haben."

„Was, du willst einen Mann haben und hast dich nie herabgelassen, einen Mann auch nur anzuschauen; das ist ja sonderbar!" sagte der König.

„Das kann schon sein," sagte die Prinzessin, „aber jetzt ist es so, und jetzt will ich einen Mann haben, und gerade den Herzog," schloß sie.

Der König kam aus der Verwunderung über den Herzog gar nicht mehr heraus.

Aber auf einmal hörte er einen sonderlichen Klang von Trommeln und Trompeten und anderen Instrumenten aller Art. Und es kam Botschaft, der Herzog sei da mit großer Gefolgschaft, und alle seien so prächtig, daß es von Gold und Silber an jeder Naht nur so blitze. Der König, mit der Krone und in seinem schönsten Prachtgewand, schaute die Treppe hinunter, und der Prinzessin fuhr die Eile noch mehr in die Beine.

Der Herzog grüßte freundlich, und der König tat das gleiche, und wie sie so über ihre Sachen und Angelegenheiten sprachen, so wurden sie gute Bekannte. Es gab ein großes Gelage, und der Herzog saß bei Tisch neben der Prinzessin. Was sie unter sich besprachen, weiß ich freilich nicht, aber der Herzog verstand so schön zu sprechen, daß, was er auch sagte, die Prinzessin nicht nein darauf sagen konnte, und so ging er zum König und warb um sie. Der König konnte auch gerade nicht nein sagen, denn der Herzog war ein Mann, mit dem er lieber essen als prozessen wollte, das wußte der König wohl, aber so auf einmal seine Zusage geben, das konnte er auch nicht. Er wolle zuerst das Schloß des Herzogs sehen und wissen, wie es bei ihm aussehe in der und jener Hinsicht — das sei ja klar.

Es wurde also ausgemacht, daß er zum Herzog auf Besuch kommen und die Prinzessin mitnehmen sollte, damit sie sein Hab und Gut besehen könnten, und damit schieden sie.

Als nun der Herzog heimkam, da gab es viel zu springen

für Lasse, denn nun bekam er viele Aufträge. Aber wie er sprang und schaffte, da wurde alles so schön und fein, als der König kam mit seiner Tochter, daß es tausend Leute nicht beschreiben könnten. Sie gingen durch alle Räume und schauten sich um, und es war alles, wie es sein sollte, und noch viel schöner, dachte der König, und er war sehr vergnügt. Nun wurde die Hochzeit gefeiert, und als sie aus war, und der Herzog mit seiner jungen Frau nach Hause kam, da hielt er auch ein prachtvolles Gelage, und so war es mit der Sache.

Als eine Zeit vergangen war, hörte der Herzog eines Abends die Worte:

„Ist der Herr jetzt zufrieden?"

Das war Lasse, obgleich der Herzog ihn nicht sehen konnte.

„Wohl zufrieden," sagte der Herzog. „Du hast mir ja alles verschafft, was ich habe," sagte er.

„Aber was habe ich dafür bekommen?" sagte Lasse.

„Nichts," sagte der Herzog, „aber, lieber Gott! was sollte ich dir geben können, der du nicht aus Fleisch und Blut bist, und den ich nicht einmal sehen kann," sagte er. „Aber wenn es etwas gibt, mit dem ich dir dienen kann, so sage, was es ist, und ich will es tun."

„Ich möchte gar so gerne das kleine Stückchen Papier haben, das Ihr in dem Kästchen habt," sagte Lasse.

„Wenn es sonst nichts ist!" sagte der Herzog, „wenn ich dir mit so wenig helfen kann, so geht es wohl an, denn die Worte kann ich, glaube ich, nun auswendig," sagte er.

Lasse dankte und sagte, der Herzog möge das Papier auf den Stuhl vor seinem Bett legen, wenn er schlafen gehe, dann wolle er es in der Nacht schon holen.

Der Herzog tat so, und dann gingen er und die Prinzessin ins Bett und schliefen.

Aber als es gegen Morgen ging, da wachte der Herzog auf und fror, daß ihm die Zähne klapperten, und wie er die Augen richtig aufbekam, da war er ganz nackt und hatte nicht einen Faden mehr am Leibe, und statt des schönen Bet-

tes und des schönen Schlafgemachs und des prächtigen Schlosses lag er auf der großen Kiste in der alten Hütte. Gleich rief er:

„Lasse, mein Knecht!"

Aber er bekam keine Antwort. Da rief er noch einmal:

„Lasse, mein Knecht!"

Aber auch diesmal bekam er keine Antwort. Da schrie er, so laut er konnte:

„Lasse, mein Knecht!"

Aber auch das war vergebens.

Nun fing er an zu begreifen, wie das zuging, und daß Lasse, als er das Papier bekam, des Dienstes ledig wurde, und nun hatte er selber dazu geholfen. Aber nun war es, wie es war, und da stand der Herzog in der alten Hütte ganz nackt. Aber die Prinzessin war auch nicht viel besser dran, obgleich sie ihre Kleider behalten hatte, denn die hatte sie von ihrem Vater, und Lasse hatte keine Macht darüber.

Nun mußte der Herzog der Prinzessin das alles auseinandersetzen und sie bitten, von ihm zu gehen, er würde wohl allein am besten zurechtkommen, sagte er. Aber sie wollte nicht. Sie erinnere sich besser an das, was der Pfarrer gesagt hätte, als er sie einsegnete, daß sie niemals, niemals von ihm gehen sollte, sagte sie.

Schließlich wachte auch der König auf seinem Schloß auf, und als er aus dem Fenster schaute, da sah er nicht ein Stäubchen mehr von dem anderen Schloß, wo seine Tochter und sein Schwiegersohn wohnten. Da wurde er unruhig und rief nach seinen Hofherren.

Die kamen herein und verbeugten und krümmten sich.

„Seht ihr das Schloß da drüben hinter dem Wald?" fragte er.

Die streckten die Hälse und machten große Augen.

Aber sie sahen nichts.

„Wo ist das hingekommen?" sagte der König.

Das wußten sie erst recht nicht.

Nun stand es nicht lange an, so machte sich der König mit seinem ganzen Hof auf, ging durch den Wald, und als er

an die Stelle kam, wo das Schloß mit dem großen Garten stehen sollte, da sah er nichts anderes als Heidekraut und Wacholder und Kiefernbüsche. Aber er erblickte die kleine Hütte, die da zwischen den Büschen stand. Da ging er hinein, und, ach, der Arme! was bekam er da zu sehen! Da stand sein Schwiegersohn ganz nackt, und seine Tochter hatte auch nicht allzuviel mehr an, und sie weinte und flennte ganz schrecklich.

„Ums Himmels willen! was ist denn hier los?“ sagte der König. Aber er bekam keine Antwort, denn der Herzog hätte lieber sterben wollen, als ihm die Geschichte erklären.

Der König redete gewaltig auf ihn ein, im Guten und im Bösen, aber er war immer gleich widerborstig und ließ alles an sich ablaufen. Da wurde der König wütend, was wohl niemand wundern wird, denn nun merkte er, daß dieser feine Herzog nicht der war, der er sein sollte, und darum befahl er, man solle ihn aufhängen, und zwar auf der Stelle. Wohl bat die Prinzessin so herzlich für ihn, aber nun half kein Bitten und Weinen, denn ein Schuft war er, und wie ein Schuft sollte er sterben — meinte der König.

Und so ging es auch. Die Leute richteten einen Galgen auf und legten dem Herzog eine Schlinge um den Hals. Aber als sie den Galgen zurüsteten, erwischte die Prinzessin den Henker und gab ihm und seinen Burschen ein Trinkgeld, damit sie es so einrichten sollten, daß der Herzog nicht sterben brauche. Und gegen Abend sollten sie ihn abschneiden, und dann werde er und die Prinzessin sich davon machen. So wurde es ausgemacht. Inzwischen zogen sie ihn hinauf, und dann ging der König mit seinem Hofstaat und der ganzen Volksmenge fort.

Nun war es Matthäi am letzten mit dem Herzog. Aber er hatte auch gut Zeit, um nachzudenken, wie übel er getan hatte, daß er nicht mit den Brocken angefangen, sondern sich gleich in den vollen Brotkorb gesetzt hatte; und daß er gar so dumm gewesen war und Lasse den Papierfetzen wiedergegeben hatte, das ärgerte ihn noch am allermeisten. Wenn

ich nur den zurück hätte, so sollten alle Leute sehen, daß ich durch Schaden klug geworden bin, dachte er bei sich. Aber wenn die Kuh hineingefallen ist, deckt man den Brunnen zu! Ja ja, so so! Und er baumelte mit den Beinen, denn etwas anderes konnte er zurzeit nicht anfangen.

Das war ein böser Tag für ihn, und er war nicht betrübt, als er merkte, daß die Sonne hinter den Wald hinuntersank. Aber gerade bei Sonnenuntergang hörte er auf einmal ein erschreckliches Hoiho! und als er hinunterschaute, kamen da sieben Wagen voll zerrissene Schuhe, und zu oberst auf der letzten Fuhre saß ein kleiner Alter in grauen Kleidern und mit einer Zipfelmütze auf dem Kopf. Ein Gesicht hatte er wie das greulichste Gespenst, und sonst war er auch nicht viel schöner.

Er fuhr geradewegs auf den Galgen zu, und als er darunter war, hielt er und schaute zu dem Herzog hinauf, und dann lachte er — der abscheuliche Alte.

„So dumm bist du gewesen?" sagte er, „aber was sollte so ein Kerl mit seiner Dummheit anfangen, wenn er sie nicht benützen wollte" — und da lachte er wieder. „Ja, dort hängst du nun, und hier fahre ich mit allen den Schuhen, die ich für dein dummes Zeug zerrissen habe. Es wundert mich nur, ob du lesen kannst, was auf dem Fetzen da steht, und ob du ihn kennst," sagte er und lachte wieder und machte wüste Faxen und fuhr dem Herzog mit dem Fetzen unter die Nase.

Aber es sind nicht alle tot, die am Galgen hängen, und diesmal war doch Lasse der Dümmere.

Der Herzog packte zu und riß ihm den Fetzen aus der Hand.

„Lasse, mein Knecht!"

„Was befiehlt der Herr?"

„Nun schneid mich vom Galgen herunter und richte das Schloß und alles wieder her, genau wie es war, und wenn es Nacht wird, so führe die Prinzessin wieder her."

Es ging unheimlich schnell, und bald war alles wieder genau, wie es war, ehe sich Lasse davonmachte.

Als der König am andern Morgen aufwachte, schaute er zum Fenster hinaus, wie gewöhnlich, und da stand das Schloß

wieder, und die Wetterfahnen glänzten wunderschön im Sonnenschein. Er rief nach seinen Hofherren, und die kamen herein und machten Komplimente und Kratzfüße.
„Seht ihr das Schloß dort?“ sagte der König.
Sie streckten die Hälse so lang sie konnten und glotzten und stierten.
Ja, ja, sie sähen es schon.
Da schickte der König nach der Prinzessin, aber sie war nicht da. Nun ging der König, um zu schauen, ob der Schwiegersohn an seinem Ort hinge, aber da war weder Schwiegersohn noch Galgen zu sehen.
Da mußte er die Krone absetzen und sich am Kopf kratzen. Aber es wurde deswegen nicht anders, und wie es so richtig zusammenhing, das konnte er wahrhaftig nicht begreifen. Schließlich machte er sich mit seinem ganzen Hofstaat auf den Weg, und als er an die Stelle kam, wo das Schloß stehen sollte, da stand es auch. Die Gärten und die Rosen waren ganz wie sonst, und die Leute des Herzogs waren scharenweise überall unter den Bäumen zu sehen. Der Schwiegersohn selber und seine Tochter kamen ihm in den feinsten Kleidern auf der Treppe entgegen.
Das geht mit dem Teufel zu, dachte der König, und er wagte kaum seinen Augen zu trauen, so kurios kam ihm das vor.
„Grüß Gott und willkommen, Vater,“ sagte der Herzog. Der König starrte ihn nur so an. „Bist du mein Schwiegersohn, du?“ fragte er. „Ja freilich,“ sagte der Herzog, „wer soll ich denn sonst sein?“ „Hab ich dich nicht gestern wie einen Dieb und Landstreicher hängen lassen?“ sagte der König.
„Nun glaube ich wirklich, der Vater ist unterwegs irr geworden,“ sagte der Herzog und lachte. „Glaubt Vater denn, daß ich mich so ruhig hängen ließe? — Oder ist hier jemand, der das zu glauben wagt?“ sagte er und richtete die Augen fest auf die Leute, daß sie genau merkten, daß er sie anschaute.
Sie krümmten sich und machten Komplimente und Kratzfüße.

Wer könnte auch so etwas glauben? Wäre das denn möglich? „Oder ist hier einer, der zu sagen wagt, daß der König mir übel will, der soll es sagen," sagte der Herzog und schaute sie noch schärfer an als das erstemal. Sie krümmten sich und machten Komplimente und Kratzfüße.

Wie könnte auch einer auf so etwas kommen? Nein, so dumm sei keiner von ihnen, sagten sie.

Nun wußte der König wirklich nicht, was er glauben sollte. Denn wenn er den Herzog anschaute, so glaubte er, daß er ihm nie in seinem Leben hätte Übles tun können, aber ganz sicher war er seiner Sache nicht.

„Bin ich denn nicht gestern hierher gekommen, und war da nicht das ganze Schloß weg und statt dessen eine alte Hütte da, und war ich denn nicht in der Hütte und bist du denn nicht ganz nackt gerade vor meinen Augen gestanden?" fragte er.

„Was der Vater nicht alles sagt!" sagte der Herzog. „Ich glaube, ich glaube, Trolle haben euch das Gesicht verwirrt und euch im Walde irr geführt — oder was dünkt euch?" sagte er und wandte sich zu dem Hofstaat.

Die verbeugten sich und katzbuckelten gleich fünfzehnmal hintereinander und hielten es allesamt mit dem Herzog, das war ja doch selbstverständlich.

Der König rieb sich die Augen und schaute sich um.

„Es muß wohl so sein, wie du sagst," sagte er zum Herzog, „und ich glaube, ich bin jetzt wieder zu Verstand gekommen und habe wieder meine Augen im Kopf. Denn es wäre doch Sünd und Schad gewesen, wenn ich dich hätte aufhängen lassen," sagte er, und da wurde er wieder froh und niemand dachte mehr an die Sache.

Aber durch Schaden wird man klug, sagen die Leute, und der Herzog fing nun an das meiste selber zu schaffen und zu besorgen, so daß Lasse nicht viel Schuhe zu zerreißen hatte. Der König gab ihm gleich das halbe Reich, und er hatte viel Arbeit damit, und die Leute sagten, einen solch guten Regenten könne man weit und breit suchen.

Da kam Lasse eines Tages zum Herzog, und er sah nicht viel schöner aus als beim erstenmal, aber nun war er manierlicher und traute sich nicht zu grinsen und zu feixen.
„Nun braucht Ihr meine Hilfe nicht länger," sagte er, „denn wenn ich früher Schuhe zerrissen habe, so kann ich nun nicht einmal ein einziges Paar auftragen und glaube fast, daß an meinen Beinen Moos wächst; da könnte ich wohl meinen Laufpaß bekommen," sagte er.
Der Herzog war der gleichen Meinung. „Ich habe mich sehr bemüht, dich zu schonen, und ich glaube wirklich, ich kann dich entbehren," sagte er. „Aber das Schloß hier und alle die anderen Sachen, die kann ich nicht entbehren, denn einen solchen Baumeister wie dich kann ich nie mehr bekommen, und daß ich nicht noch einmal den Galgen schmücken möchte, das kannst du wohl begreifen, also das Papier hergeben, das tu ich nicht mit freiem Willen," sagte er.
„Solange Ihr es habt, ist keine Gefahr für mich," sagte Lasse. „Aber wenn nun das Papier in fremde Hände kommt, so darf ich wieder anfangen zu rennen und zu schaffen, und das, ja, das möchte ich eben nicht. Denn wenn einer tausend Jahre lang so geschafft hat wie ich, so wird er schließlich müde," sagte er.
Wie sie so verhandelten, kamen sie überein, daß der Herzog das Papier in das Kästchen legen und sieben Ellen unter die Erde graben solle, unter einen Stein, der da gewachsen war und auch da bleiben würde. Dann dankten sie einander für die gute Gesellschaft und trennten sich. Der Herzog tat nach dem Übereinkommen, und keinen Menschen ließ er es sehen. Er lebte glücklich und vergnügt zusammen mit der Prinzessin und bekam Söhne und Töchter. Als der König starb, erbte er das ganze Reich, und, ihr könnt euch denken, er stand sich nicht schlechter dabei, und dort lebt und regiert er wohl noch, wenn er nicht gestorben ist.
Aber das Kästchen mit dem Papier darin, nach dem graben und suchen viele.

3. Der Riese Finn und der Dom von Lund



n der Universitätsstadt von Schonen, Lund, die Skandinaviens erster Erzbischofssitz war, steht ein stattlicher romanischer Dom mit einer großen schönen Krypta unter dem Chor. Man hört allgemein die Ansicht, daß die Kirche niemals fertig werden wird, sondern es fehlt immer etwas daran, und die Ursache soll die folgende sein:

Als St. Lauritz nach Lund kam, um das Christentum zu verkündigen, wollte er eine Kirche bauen, aber er wußte nicht, wie er die Mittel dafür bekommen sollte. Während er darüber grübelte, wie er seine Absicht ausführen könnte, kam ein Riese zu ihm und erbot sich, die Kirche in kurzer Zeit zu erbauen unter der Bedingung, daß St. Lauritz den Namen des Riesen nennen solle, bevor die Kirche fertig sei, und wenn er das nicht könne, solle der Riese entweder Sonne und Mond oder des St. Lauritz Augen bekommen. Der Heilige ging auf den Vorschlag ein.

Der Kirchenbau schritt rasch vorwärts, und es dauerte nicht lange, bis die Kirche nahezu fertig war. St. Lauritz dachte mit Bekümmernis daran, wie es gehen würde, denn den Namen des Riesen wußte er nicht, und seine Augen wollte er auch nicht gern hergeben. Wie er nun sich vor der Stadt erging in großer Angst, wie es ablaufen möchte, wurde er müde und ließ sich zum Ausruhen auf einen Hügel nieder. Da hörte er im Hügel drinnen ein Kind weinen, und eine Frauenstimme fing zu singen an:

„Schlaf, schlaf Kindchen mein,
Morgen kommt Finn, der Vater dein,
Da darfst du spielen mit Sonne und Mond
Oder mit St. Lauritz' Augen!"

Als St. Lauritz das hörte, wurde er froh, denn nun wußte er ja, wie der Riese hieß. Er lief eiligst in die Stadt und ging

zur Kirche. Der Riese saß auf dem Dach und wollte gerade den letzten Stein setzen, aber in dem Augenblick rief der Heilige:

„Finn, Finn,
Richt den Stein besser hin!"

Da warf der Riese voller Wut den Stein von sich und sagte, die Kirche werde niemals fertig werden, und damit verschwand er. Seit der Zeit fehlt immer etwas an der Kirche.
Andere erzählen, daß der Riese und seine Frau in ihrer Wut hinunter in die Krypta stürzten, jedes einen Pfeiler packten und die Kirche einreißen wollten. Aber da wurden beide in Stein verwandelt, und so stehen sie noch heutigen Tages jedes mit seinem Pfeiler.

4. Der Skalundariese



Im Skalundaberg, bei der Kirche, wohnte in früheren Zeiten ein Riese, dem es gar nicht mehr behaglich war, seit man die Kirche dort gebaut hatte. Schließlich meinte er das Läuten der Kirchenglocken gar nicht mehr aushalten zu können; da wanderte er aus und ließ sich auf einer Insel weit draußen im Nordmeer nieder. Einst scheiterte ein Schiff an dieser Insel, und unter den Geretteten waren auch etliche Leute aus Skalunda.
„Wo seid ihr her?" fragte der Riese, der nun alt und blind geworden war und sich an einem Knüppelfeuer wärmte.
„Wir sind von Skalunda, wenn du es wissen willst," sagte einer der Leute.
„Gib mir deine Hand, daß ich fühle, ob es noch warmes Blut gibt im Schwedenland," sagte der Riese.
Der Mann, der den Händedruck des Riesen fürchtete, zog eine glühheiße Eisenstange aus dem Feuer und reichte sie dem Riesen. Der faßte sie kräftig und drückte sie, daß ihm das Eisen zwischen den Fingern hinabfloß.

„Ja, es gibt noch warmes Blut in Schweden," sagte er. „Und", fuhr er fort, „steht der Skalundaberg noch?"
„Nein, den haben die Hühner zusammengetreten," gab der Mann zur Antwort.
„Er konnte ja nicht dauern," sagte der Riese, „denn meine Frau und meine Tochter haben ihn an einem Sonntagmorgen zusammengetragen. Aber der Halleberg und der Hunneberg stehen sicher noch, denn die habe ich selbst gebaut."
Als der Mann das bejaht hatte, wollte der Riese wissen, ob Karin in Stommen noch lebe. Und als die Männer das bejahten, gab er ihnen einen Gürtel und trug ihnen auf, Karin solle ihn als Andenken von ihm tragen.
Die Männer nahmen den Gürtel und übergaben ihn nach ihrer Heimkehr der Karin, aber bevor diese ihn anlegte, spannte sie ihn um einen Eichbaum, der im Hofe wuchs. Kaum war das geschehen, so riß sich die Eiche aus der Erde los und fuhr vom Sturmwind getragen nach Norden. An der Stelle, wo sie gestanden hatte, blieb eine tiefe Grube, und sie hatte so gewaltige Wurzeln, daß in einem der Wurzellöcher noch heutigen Tages Stommen seine beste Quelle besitzt.

5. Julspuk

Auf einem Gut, das Vaderas hieß, wohnten früher zwei Bauern, und das ist jetzt noch so. Zu jener Zeit waren die Wege schön, und die Frauen pflegten zu reiten, wenn sie zur Kirche wollten.
Einmal, an Weihnachten, machten die beiden Frauen miteinander aus, daß sie zur Weihnachtsmesse reiten wollten, und die, welche zur rechten Zeit aufwachte, sollte es der anderen sagen, denn Uhren gab es damals noch nicht. — Ungefähr um Mitternacht meinte die eine Frau, sie höre vom Fenster her den Ruf: „Nun breche ich auf." Da stand sie eiligst auf und kleidete sich an,

um mit der anderen Frau zusammen reiten zu können, aber sie hatte keine Zeit mehr, etwas zu essen und nahm nur ein Stück Brot vom Tisch. In jenen Zeiten war es Brauch, daß man das Brot in Form eines Kreuzes brach. Ein solches Stück nahm die Frau und steckte es in die Tasche, um es unterwegs zu essen. Sie ritt, so rasch sie konnte, um die andere einzuholen, aber sie konnte sie nicht mehr erreichen.
Der Weg führte über ein Flüßchen, das in den Vidösternsee fließt. Da ist eine Brücke, die heißt Erdbrücke, und da standen zwei Trollhexen und wuschen Wäsche und hatten so große Brüste, daß sie sie über die Achseln hängen konnten. Als die Frau auf die Brücke geritten kam, rief die eine Trollhexe der anderen zu: „Eil dich und reiß ihr schnell den Kopf herunter!" — „Das kann ich nicht," gab die andere zur Antwort, „denn sie hat ein Stück Brot in Kreuzform in der Tasche."
Sie konnte inzwischen die Nachbarin nicht einholen, sondern kam allein in die Kirche von Hanger. Die war voller Lichter wie immer bei der Weihnachtsmette. Sie band in größter Eile ihr Pferd fest und ging rasch in die Kirche. Sie war gesteckt voller Menschen, wie es ihr vorkam, aber alle waren ohne Kopf, und der Pfarrer stand vor dem Altar im vollen Ornat, aber auch ohne Kopf. In der Eile merkte sie nicht, wie es sich verhielt, sondern setzte sich in ihren gewöhnlichen Kirchenstuhl. Als sie sich setzte, kam ihr vor, als ob jemand zu ihr sagte: „Wäre ich nicht bei deiner Taufe zu Gevatter gestanden, so hätte ich dich umgebracht, wo du sitzest, aber nun mach, daß du hinauskommst, sonst geht es dir schlecht!" Da merkte sie, wie die Sache stand und lief eiligst hinaus. Als sie auf den Kirchhof kam, schien es ihr, als hätte sie eine ganze Masse Leute um sich herum. Damals trug man weite Mäntel aus selbstgewebtem Wollenzeug, die waren ungefärbt und weiß. Einen solchen hatte sie an, und die Gespenster hatten ihn gepackt. Aber sie schleuderte ihn von sich, so daß sie aus dem Kirchhof entkam, und lief zum Armenhaus und weckte die Leute dort. Da soll es Ein Uhr in der Nacht gewesen sein. So saß sie nun und wartete auf die gewöhnliche

Gottesdienstzeit um vier Uhr morgens. Als es schließlich Morgen wurde, fanden die Leute auf jedem Grab ein Stückchen von ihrem Mantel.

Ähnliches begegnete einem Mann und seiner Frau, die in einer Hütte wohnten, die heißt Ingas unter Mosled. Sie waren nur eine Stunde zu früh daran, aber als sie zur Kirche von Hanger kamen, glaubten sie, der Gottesdienst habe gerade angefangen, und wollten eiligst eintreten, aber die Kirche war zugeriegelt, und es war der Schluß des Totengottendienstes. Als schließlich die richtige Mette begann, lag auf jedem Platz Erde von denen, die zuvor Gottesdienst gehalten hatten. Der Mann und die Frau wurden darauf schwer krank, weil sie die Toten gestört hatten.

6. Silberweiß und Lillwacker

Es war einmal ein König, der hatte eine Königin, die er sehr liebte. Aber nach einer Weile starb die Königin, und es blieb ihm nur seine einzige Tochter. Wie nun der König Witwer war, wandte sich sein ganzes Herz der kleinen Prinzessin zu, und er hatte sie lieb wie seinen Augapfel. Die junge Königstochter wuchs heran und wurde die schönste Jungfrau, von der man je gehört hat.

Als die Prinzessin fünfzehn Winter alt war, traf es sich, daß ein großer Krieg ausbrach, und ihr Vater mußte gegen den Feind ausziehen. Der König hatte aber keinen Menschen, dem er seine Tochter während dieser Kriegsfahrt anvertrauen konnte, und da ließ er draußen im Wald einen großen Turm bauen, versah ihn mit reichlichen Vorräten und setzte seine junge Tochter mit ihrer Magd hinein. Schließlich ließ er noch ein Verbot ausgehen, daß kein Mann, wer es auch sein möchte, sich bei Todesstrafe dem Turm nähern dürfe, in dem seine Tochter mit ihrer Magd saß.

Nun glaubte der König alles getan zu haben, um seine Tochter zu schützen, und zog fort in den Krieg. Unterdessen saß die Prinzessin in dem Turm mit ihrer Magd. Aber in der Stadt waren viele tapfere Königssöhne und andere junge Männer, denen der Sinn nach dem schönen Mädchen stand, und die einmal gerne mit ihr reden wollten. Als sie merkten, daß ihnen das verwehrt war, wurden sie dem König bitter gram und dachten auf Rache. Schließlich pflegten sie Rat mit einem alten Weib, das mehr verstand als andere Leute, und trugen ihr auf, es einzurichten, daß die Königstochter und die Magd in Unehre kämen, ohne daß sie von einem Mann Gewalt erlitten hätten. Die Alte versprach ihren Beistand und verzauberte einige Äpfel, legte sie in einen Korb und ging damit nach dem einsamen Turm, wo die beiden Jungfrauen wohnten.

Als die Königstochter und ihre Magd die Alte erblickten, die vor dem Fenster saß, bekamen sie große Lust, die schönen Äpfel zu versuchen. Sie riefen die Frau und fragten sie, was sie für die köstlichen Äpfel verlange; aber die Alte sagte, sie seien ihr nicht feil. Als nun die Mädchen nicht zu bitten aufhörten, sagte die Alte, sie wolle jeder einen Apfel schenken, sie sollten nur ein Körbchen am Turm hinunterlassen. Die Prinzessin und ihre Magd dachten an nichts Böses, sondern taten, wie das Trollweib gesagt hatte, und jede bekam ihren Apfel. Aber die verzauberte Frucht hatte eine wundersame Wirkung; die beiden Mädchen wurden schwanger, und ehe das Jahr um war, brachte jede einen Knaben zur Welt. Die Königstochter nannte ihren Sohn Silberweiß, und der Sohn der Magd bekam den Namen Lillwacker. Die beiden Knaben wuchsen auf und wurden größer und stärker als andere Kinder. Dazu waren sie von großer Schönheit und glichen einander wie zwei Kirschen, und man konnte wohl sehen, daß sie Geschwister waren.

Sieben Jahre waren vergangen, und der König sollte von seinem Kriegszug heimkommen. Da bekamen die beiden Mädchen sehr Angst und fürchteten, er möchte ihre Schande er-

fahren. Sie überlegten miteinander, wie sie ihre Kinder verstecken könnten. Als sich nun kein anderer Ausweg fand, nahmen sie mit großer Trauer Abschied von ihren Kindern und ließen sie in der Nacht vom Turm herab, damit sie in der Welt ihr Glück versuchten. Beim Abschied schenkte die Königstochter dem Silberweiß ein kostbares Messer als Andenken an seine Mutter, aber die Magd hatte nichts für ihren Sohn.

Die beiden Pflegebrüder wanderten nun in die Welt hinaus. Als sie eine Weile gereist waren, kamen sie in einen dunkeln Wald. In diesem Wald begegneten sie einem Mann, der war hochgewachsen und sah wundersam aus. Er trug zwei Schwerter an der Seite und führte sechs große Hunde mit sich. Er grüßte freundlich: „Guten Tag, ihr Kleinen, wo kommt ihr her und wo wollt ihr hin?" Die Knaben erzählten, sie kämen von einem hohen Turm und wollten in die Welt hinaus, um ihr Glück zu versuchen. Da sagte der Mann: „Wenn es ist, wie ihr sagt, so kenne ich eure Herkunft besser als irgend ein anderer. Und deshalb sollt ihr etwas zur Erinnerung an euren Vater haben, ich will jedem von euch ein Schwert und drei Hunde geben. Aber eins müßt ihr mir versprechen, daß ihr euch niemals von euren Hunden trennt, sondern sie mitnehmt, wo ihr auch seid." Die Knaben dankten dem Mann für seine guten Gaben und versprachen, es zu halten, wie er gesagt hatte. Darauf nahmen sie Abschied und zogen ihres Weges weiter.

Als sie weit gewandert waren, kamen sie an einen Kreuzweg. Da sagte Silberweiß: „Mir scheint, es würde uns besser gehen, wenn jeder für sich sein Glück versuchen könnte. Darum laß uns scheiden." Lillwacker gab zur Antwort: „Dein Rat ist gut; aber wie soll ich von nun an wissen, ob es dir wohl geht in der Welt?" „Ja," sagte Silberweiß, „das soll dir ein Zeichen sein: so lange das Wasser in dieser Quelle klar fließt, so lange lebe ich; wenn es aber rot und trübe wird, so bin ich tot. Und ich weiß gewiß, daß du meinen Tod rächen wirst." Silberweiß schrieb nun mit seinem Messer in

die Quelle, dann nahm er Abschied von seinem Bruder, und jeder zog seines Weges. — Lillwacker kam bald darauf an einen Königshof und trat dort in Dienst. Aber jeden Morgen wanderte er zu der Quelle, um zu sehen, wie es seinem Pflegebruder ginge.

Silberweiß setzte nun allein seine Wanderschaft fort über Berg und Tal, bis er eine große Stadt erblickte. Aber in der Stadt sah es trübselig aus, denn die Häuser waren schwarz verhangen, und die Einwohner gingen traurig und sorgenvoll umher, als ob ein großes Unglück geschehen wäre. Silberweiß ging durch die Stadt und fragte, was denn an dieser Betrübnis schuld sei. Die Leute sagten: „Du kommst gewiß sehr weit her, daß du nicht weißt, wie der König und die Königin in Seenot waren und ihre drei Töchter verpfänden mußten. Gerade morgen soll der Meertroll kommen und die älteste Prinzessin holen.“ Über diese Neuigkeit freute sich der Bursche und dachte, das sei eine schöne Gelegenheit, um Reichtum und Ruhm zu erringen, wenn ihm das Glück günstig wäre.

Als der Tag gekommen war, band Silberweiß sein Schwert an die Seite, rief seine Hunde und wanderte einsam hinunter ans Meer. Wie er nun am Meeresstrande saß, sah er, wie die Königstochter aus der Stadt geführt wurde, und mit ihr ging ein Höfling, der versprochen hatte, er wolle sie retten. Aber die Prinzessin war sehr traurig und weinte bitterlich. Da trat Silberweiß auf sie zu und grüßte sie höflich. Als die Königstochter und ihr Gefolgsmann nun diesen tapferen Jüngling erblickten, erschraken sie sehr, weil sie dachten, das sei der Meertroll. Der Höfling lief aus lauter Angst davon und brachte sich auf einem Baum in Sicherheit. Als Silberweiß ihren Schrecken merkte, sagte er: „Schöne Jungfrau, fürchtet Euch nicht vor mir, ich tue Euch nichts Übles.“ Die Königstochter gab zur Antwort: „Bist du nicht der, der mich holen will?“ „Nein,“ sagte Silberweiß darauf, „ich bin gekommen, um Euch zu befreien.“ Da freute sich die Prinzessin, daß ein so tüchtiger Kämpfer für sie eintreten

wollte, und sie sprachen lang und freundlich miteinander. Dabei bat Silberweiß, die Königstochter möge ihm einen Gefallen tun und ihn lausen. Die Königstochter tat, wie er wollte, und Silberweiß legte seinen Kopf in ihren Schoß; aber währenddem zog die Prinzessin einen goldenen Ring vom Finger und knüpfte ihn unvermerkt in die Locken des Burschen.

Auf einmal kam der Meertroll aus der Tiefe heraufgefahren, daß Schaum und Wogen weit herumwirbelten. Als der Troll Silberweiß sah, wurde er zornig und sagte: „Warum sitzest du bei meiner Prinzessin?" Der Jüngling sagte: „Ich denke, sie ist meine Prinzessin, nicht deine." Der Meertroll sagte: „Das wollen wir erst sehen, aber zuerst sollen unsere Hunde kämpfen." Silberweiß war auch nicht säumig, sondern hetzte seine Hunde gegen die des Trolls, und es gab einen harten Kampf. Aber am Ende hatten doch die Hunde des Burschen die Oberhand und bissen die Meerhunde tot. Da zog Silberweiß sein Schwert in hohem Schwung, stürzte auf den Meertroll los und führte einen mächtigen Hieb, daß das Haupt des Ungeheuers auf den Sand rollte. Aber der Troll schrie entsetzlich und stürzte hinaus ins Meer, daß das Wasser himmelhoch aufspritzte. Darauf zog der Jüngling sein silberbeschlagenes Messer, schnitt dem Trollkopf die Augen aus und steckte sie zu sich. Dann grüßte er die schöne Prinzessin und ging hastig seines Weges.

Als nun der Kampf vorbei war und der Jüngling seines Weges gegangen war, kroch der Höfling wieder von seinem Baum herunter und bedrohte die Prinzessin mit dem Tod, wenn sie nicht vor allen Leuten sage, daß er und kein anderer sie befreit hätte. Die Königstochter getraute sich nicht nein zu sagen, denn sie fürchtete für ihr Leben. Also ging sie mit dem Höfling heim in das königliche Schloß, und sie wurden mit großen Ehren empfangen. Auch im Lande war die Freude groß, als man erfuhr, daß die älteste Prinzessin vor dem Meertroll gerettet sei.

Am nächsten Tage ging alles wieder genau so. Silberweiß

ging hinunter an den Strand und traf die mittlere Prinzessin, wie sie dem Troll ausgeliefert werden sollte.
Aber als die Königstochter und ihr Begleiter ihn erblickten, erschraken sie sehr, denn sie dachten, er sei der Meertroll. Der Höfling kletterte wieder auf den Baum, wie das erstemal; aber die Prinzessin erfüllte die Bitte des Burschen und lauste ihn, wie ihre Schwester getan hatte. Und dabei band sie ihm ihren goldenen Ring in seine langen Haare.
Nach einer Weile kam vom Meer her ein großes Getöse, und heraus stieg ein Meertroll, der hatte drei Hunde und drei Köpfe. Aber Silberweiß' Hunde siegten über die Meerhunde, und der Bursche selbst schlug den Troll mit seinem Schwerte tot. Darauf nahm er sein silberbeschlagenes Messer, schnitt dem Troll die Augen aus und ging seines Weges. Aber der Höfling war nicht faul, kletterte von seinem Baum herunter und zwang die Prinzessin, einen Eid abzulegen, daß er und kein anderer sie befreit hätte. Sie gingen dann zurück ins Schloß, wo der Höfling mit großen Ehren empfangen und wie der größte Held gefeiert wurde.
Am dritten Tag band Silberweiß sein Schwert an die Seite, rief seine drei Hunde und wanderte wiederum ans Meer. Als er am Strand saß, erblickte er die jüngste Prinzessin, wie sie aus der Stadt herausgeführt wurde, und mit ihr ging der tapfere Höfling, der behauptete, er habe ihre Schwestern gerettet. Aber die Prinzessin war sehr betrübt und weinte bitterlich. Da trat Silberweiß auf sie zu und begrüßte die schöne Jungfrau höflich. Als nun die Königstochter und ihr Gefolgsmann den stattlichen Jüngling erblickten, erschraken sie sehr, denn sie glaubten, es wäre der Meertroll. Aber der Höfling lief davon und versteckte sich auf einem hohen Baum, der am Meer wuchs. Als Silberweiß ihre Angst merkte, sagte er: „Schöne Jungfrau, erschreckt nicht vor mir, ich werde Euch nichts Übles tun.“ Die Königstochter sagte: „Bist du denn nicht der, der mich holen will?“ „Nein,“ gab Silberweiß zurück, „ich komme, um Euch zu befreien.“ Da freute sich die Prinzessin sehr, daß ein so tapferer Held

für sie kämpfen wollte, und sie redeten lang und freundlich miteinander. Dabei bat Silberweiß, die schöne Jungfrau solle ihm einen Gefallen tun und ihn ein wenig lausen. Die Königstochter wollte das gern tun, und Silberweiß legte seinen Kopf in ihren Schoß. Aber als die Prinzessin die goldenen Ringe erblickte, die ihre Schwestern dem Silberweiß ins Haar geknüpft hatten, wunderte sie sich sehr und band ihm unvermerkt noch einen in die Locken.

Da kam auf einmal der Meertroll aus der Tiefe geschossen mit schrecklichem Getöse, daß Schaum und Wellen hoch zum Himmel spritzten. Das Ungeheuer hatte dieses Mal sechs Köpfe und neun Hunde. Als der Troll sah, wie Silberweiß bei der jungen Königstochter saß, kam er in Wut und schrie: „Was hast du mit meiner Prinzessin zu schaffen?" Der Jüngling gab zur Antwort: „Ich denke, sie ist eher meine als deine Prinzessin." Da sagte der Troll: „Das wollen wir erst sehen, aber zuerst sollen unsere Hunde miteinander kämpfen. Silberweiß war nicht faul, sondern hetzte seine Hunde gegen die Meerhunde, und es gab einen harten Kampf. Aber es ging so aus, daß die Hunde des Burschen die Oberhand gewannen und alle neun Meereshunde totbissen. Schließlich zog Silberweiß sein blankes Schwert, stürzte auf den Meertroll los und führte einen Hieb, daß alle seine sechs Köpfe im Sande rollten; das Untier schrie fürchterlich und stürzte ins Meer hinaus, daß das Wasser himmelhoch aufspritzte. Da nahm der Jüngling sein silberbeschlagenes Messer und schnitt aus den Köpfen alle zwölf Augen aus. Dann grüßte er die junge Königstochter und zog eilig seines Weges.

Wie nun der Kampf vorbei und der Jüngling seiner Wege gegangen war, kletterte der Höfling von seinem Baum herunter, zog sein Schwert und bedrohte die Prinzessin mit dem Tod, wenn sie nicht sagen wolle, daß er sie vor dem Troll errettet hätte, wie ihre Schwestern. Die Königstochter getraute sich nicht nein zu sagen, denn sie hatte Angst für ihr Leben. Darauf gingen sie zusammen in das Schloß zurück.

Aber als der König sie beide heil und lebendig vor sich sah, war am ganzen Hofe große Freude, und sie wurden mit großen Ehren empfangen. Der Höfling war nun ein ganz anderer Kerl, als der dort droben auf dem Baum verkrochen saß. Der König ließ ein prächtiges Mahl zurichten, mit Lust und Spiel und Saitenklang und Tanz, und gab dem Höfling seine jüngste und liebste Tochter als Lohn für seine Tapferkeit.

Mitten während des Hochzeitsfestes, als der König mit allen seinen Leuten zu Tisch saß, tat sich die Tür auf, und herein kam Silberweiß mit seinen Hunden. Der Jüngling trat dreist in den Festsaal und grüßte den König. Aber als die drei Königstöchter merkten, wer er war, wurden sie voller Freude, sprangen vom Tisch auf und liefen auf ihn zu. Darüber wunderte sich der König sehr und fragte, was das zu bedeuten habe. Da erzählte ihm die jüngste Prinzessin alles, was sich zugetragen hatte, von Anfang bis zu Ende, und daß Silberweiß sie gerettet habe, während der Höfling auf dem Baum saß. Zur genauesten Bestätigung zeigten ihm seine Töchter noch jede ihren Ring, den sie in Silberweiß' Haar gebunden hatten. Aber der König wußte doch noch nicht recht, was er von der Sache zu halten hatte; da sagte Silberweiß: „Herr König! Damit du an deinen Töchtern nicht zweifelst, sollst du hier die Augen des Meertrolles sehen, den ich erschlagen habe." Da sah der König und alle seine Leute, daß die Prinzessinnen die Wahrheit gesagt hatten. Der falsche Höfling mußte seine verdiente Strafe erleiden, aber Silberweiß wurde mit großen Ehren aufgenommen und bekam die jüngste Königstochter und mit ihr das halbe Reich.

Nach der Hochzeit zog Silberweiß mit seiner jungen Frau in ein großes Königsschloß und lebte da mit ihr ruhig und glücklich. Da geschah es einmal nachts, als alles schlief, daß es ans Fenster klopfte und eine Stimme sich vernehmen ließ: „Silberweiß, komm, ich habe mit dir zu reden." Der König wollte seine junge Frau nicht aufwecken, stand eilig auf, band sein Schwert an die Seite, rief seine Hunde und ging

hinaus. Als er unter freiem Himmel war, stand ein Troll vor ihm, der sah groß und grimmig aus. Der Troll sagte: „Silberweiß, du hast meine drei Brüder erschlagen, und ich bin gekommen, um ihren Tod zu rächen. Wir wollen an den Meeresstrand gehen und dort miteinander kämpfen." Dieser Vorschlag war dem Jüngling recht, und er ging mit dem Troll ohne Widerrede. Als sie nun ans Meer kamen, lagen da drei große Hunde, die dem Troll gehörten. Gleich hetzte Silberweiß seine Hunde auf die Trollhunde, und es gab einen harten Kampf; aber schließlich mußten die Trollhunde weichen. Da zog der König sein Schwert, ging tapfer auf den Troll los und versetzte ihm manch prächtigen Hieb, und es war ein gewaltiger Kampf. Aber als der Troll merkte, daß es ihm übel gehen würde, bekam er Angst und lief eiligst auf einen hohen Baum zu und kletterte hinauf. Silberweiß und seine Hunde rannten hinterdrein, und die Hunde bellten sehr. Da bat der Troll um sein Leben und sagte: „Lieber Silberweiß, ich will Wergeld nehmen für meine Brüder; heiß nur deine Hunde schweigen, daß wir miteinander reden können." Der König hieß seine Hunde stille sein, aber es half nichts, sie bellten noch ärger als zuvor. Da riß der Troll drei Haare von seinem Kopfe, reichte sie Silberweiß und sagte: „Leg ein Haar über jeden Hund, dann werden sie schon stille sein." Der König tat so, und gleich waren die Hunde still und lagen unbeweglich, als wären sie am Boden festgewachsen. Nun merkte Silberweiß, daß er betrogen worden war, aber es war zu spät. Schon stieg der Troll von seinem Baum herunter und zog sein Schwert und fing von neuem zu kämpfen an. Aber sie hatten noch nicht viel Hiebe gewechselt, da hatte Silberweiß schon die Todeswunde und lag in seinem Blut auf der Erde.

Nun müssen wir von Lillwacker berichten. Er ging am Morgen zu der Quelle am Kreuzweg und fand sie ganz blutig. Da wußte er, daß Silberweiß tot war, und dachte an sein Gelübde, seinen Tod zu rächen. Er rief seine Hunde, band sein Schwert an die Seite und wanderte, bis er an eine

große Stadt kam. In der Stadt herrschte große Freude, die Leute standen auf den Gassen, und die Häuser waren mit Scharlach und prächtigen Teppichen ausgeschlagen. Lillwacker fragte, warum die Leute so fröhlich seien. Die Leute sagten: „Gewiß kommst du von weit her, daß du nicht weißt, daß ein berühmter Held hierher gekommen ist, er heißt Silberweiß; er hat unsere drei Prinzessinnen befreit und ist nun des Königs Schwiegersohn." Lillwacker fragte weiter, wie das alles zugegangen sei, dann zog er seines Weges fort und kam am Abend in das königliche Schloß, wo Silberweiß mit seiner schönen Königin wohnte.

Als nun Lillwacker zur Schloßpforte hereintrat, grüßten ihn alle als den König. Denn so ähnlich war er seinem Pflegebruder, daß man die beiden nicht unterscheiden konnte. Als der Bursche nun ins Schlafgemach kam, hielt ihn auch die Königin für Silberweiß. Sie ging auf ihn zu und sagte: „Herr König, wo bist du so lang geblieben, ich habe mit Sorgen auf dich gewartet." Lillwacker sagte nicht viel und war wortkarg und schweigsam. Dann ging er mit der Königin zu Bett, aber er legte ein blankes Schwert zwischen sich und sie. Die junge Frau wußte nicht, was sie von all dem denken sollte, denn sonst war ihr Gemahl nicht so wunderlich gewesen. Aber sie dachte: „Man muß nicht nach anderer Leute Geheimnissen fragen," und sagte nichts.

In der Nacht, als alles schlief, klopfte es ans Fenster und eine Stimme ließ sich vernehmen: „Lillwacker, komm, ich habe mit dir zu reden!" Der Jüngling stand eiligst auf, nahm sein gutes Schwert, rief seine Hunde und ging hinaus. Als er unter freien Himmel kam, stand derselbe Troll vor ihm, der Silberweiß erschlagen hatte. Er sagte: „Lillwacker, geh mit mir, dann sollst du deinen Pflegebruder sehen." Dazu war Lillwacker gleich bereit, und der Troll ging voraus. Als sie an den Meeresstrand kamen, lagen da die drei großen Hunde, die der Troll mitgebracht hatte. Ein Stück davon weg, wo sie gekämpft hatten, lag Silberweiß in seinem Blut, und neben ihm lagen seine Hunde wie an der Erde

festgewachsen. Da merkte Lillwacker, wie das alles zugegangen war, und dachte, er wolle gerne sein Leben wagen, um für seinen Bruder Rache zu nehmen. Gleich hetzte er seine Hunde gegen die Trollhunde, und es gab einen harten Kampf. Aber schließlich blieben Lillwackers Hunde Sieger. Darauf zog der Bursche sein Schwert und hieb gewaltig auf den Troll ein. Als aber der Troll merkte, daß das Glück ihm nicht günstig war, flüchtete er sich auf einen hohen Baum. Lillwacker mit seinen Hunden lief hinterdrein, und die Hunde bellten sehr. Da bat der Troll demütig um sein Leben und sagte: „Lieber Lillwacker, ich will dir Wergeld für deinen Bruder geben, aber heiß deine Hunde still sein, damit wir reden können." Zugleich reichte der Troll ihm drei Haare von seinem Kopfe und sagte: „Lege über jeden Hund ein Haar, dann werden sie schon still sein." Aber Lillwacker merkte seine List, deshalb nahm er die drei Haare und legte sie über die Trollhunde. Gleich fielen die zu Boden und blieben wie tot liegen.

Als nun der Troll sah, daß sein Anschlag mißglückt war, bekam er große Angst und sagte: „Liebster Lillwacker! ich will dir Wergeld für deinen Bruder geben, wenn du mich nur in Frieden läßt." Der Jüngling gab zur Antwort: „Was kannst du mir geben, das meines Bruders Leben aufwiegt?" Der Troll gab zurück: „Hier hast du zwei Flaschen. In der einen ist Wasser, das hat die Kraft, daß, wenn du einen Toten damit bestreichst, er wieder lebendig wird; das Wasser in der anderen Flasche aber hat die Eigenschaft, daß, wenn du etwas damit bestreichst und jemand die Stelle berührt, er sich nicht mehr vom Fleck rühren kann. Ich meine, daß man größere Kostbarkeiten nicht leicht finden kann." — Lillwacker sagte: „Dein Vorschlag gefällt mir, und ich will ihn annehmen. Aber noch etwas mußt du mir versprechen: daß du meines Bruders Hunde wieder losmachst." Der Troll ging darauf ein, kletterte vom Baum herunter und blies die Hunde an, daß sie wieder los wurden. Dann nahm Lillwacker die beiden Flaschen und ging mit dem Troll vom Strande weg.

Als sie eine Weile gegangen waren, kamen sie an eine große steinerne Platte, die nahe am Weg lag. Da ging Lillwacker eilig voraus und bestrich sie unvermerkt mit dem Wasser aus der einen Flasche. Als der Troll nun daran vorbeiging, hetzte Silberweiß alle seine sechs Hunde auf einmal auf ihn, der Troll wich zurück und berührte den Stein. Da blieb er hängen und konnte sich weder vor- noch rückwärts rühren. Aber nach einer Weile ging die Sonne auf und schien auf den Stein. Als der Troll die Sonne sah, zersprang er und war mausetot.

Lillwacker lief darauf zu seinem Bruder zurück und besprengte ihn mit dem Wasser aus der anderen Flasche, daß er wieder lebendig wurde. Das war eine große Freude, wie man sich wohl denken kann. Die beiden Pflegebrüder gingen darauf zum Schloß und erzählten sich unterwegs ihre Schicksale und Abenteuer. Lillwacker berichtete, wie er seines Bruders Not erfahren hatte, und wie er ins Schloß gekommen war und für den König gehalten wurde. Er scherzte darüber, daß er mit der jungen Königin zu Bett gegangen war, ohne daß sie merkte, daß er nicht ihr rechter Gemahl war. Aber als Silberweiß das hörte, kam ihm der Gedanke, Lillwacker hätte der Königin etwas angetan, da wurde er aufgebracht, und in seinem Zorn zog er sein Schwert und stieß es seinem Bruder in die Brust. Lillwacker sank tot zu Boden und Silberweiß ging allein heim in sein Schloß. Aber Lillwackers Hunde wollten ihren Herrn nicht verlassen und lagen winselnd um ihn herum und leckten seine Wunde.

Am Abend, als der junge König und seine Gemahlin zu Bette gingen, fragte ihn die Königin, warum er so wortkarg und ernsthaft gewesen sei. Silberweiß gab nur knapp Antwort. Da sagte die Königin: „Es hat mich sehr wunder genommen, was du wohl in den letzten Tagen erlebt hast, aber am liebsten möchte ich doch wissen, warum du diese Nacht ein nacktes Schwert zwischen uns gelegt hast?" Nun wurde es hell vor Silberweiß, und er begriff, daß er seinen Bruder unschuldig erschlagen hatte, und es reute ihn bitterlich, daß er

ihm seine Treue so schlecht gelohnt hatte. Der König stand gleich auf und ging zu der Stelle, wo sein Bruder lag. Da goß er Lebenswasser aus seiner Flasche und benetzte die Wunde damit. Gleich wurde Lillwacker wieder lebendig, und die beiden Brüder gingen mit vielen Freuden wieder ins Schloß zurück.

Als sie zurückkamen, erzählte Silberweiß seiner Königin, wie Lillwacker ihn vom Tod errettet hatte, und was ihnen sonst noch für Abenteuer passiert waren. Da war große Freude am ganzen Königshof, und der Jüngling wurde von allen mit großen Ehren und Huldigungen empfangen. Als er eine Zeitlang da war, freite er die mittlere Prinzessin und bekam ihr und ihrer Verwandten Jawort. Darauf wurde die Hochzeit mit großem Staat gefeiert, und Silberweiß teilte das halbe Reich mit seinem Pflegebruder. Die beiden Brüder lebten in Frieden und Einigkeit zusammen, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

7. Stompe Pilt

Ein Stück vom Baalsberg bei Filkestad im Willandshärad liegt ein Hügel, in dem früher ein Riese wohnte, der hieß Stompe Pilt. Eines Tages traf es sich, daß ein Geißhirte mit seiner Herde auf den Hügel kam, wo Stompe Pilt hauste.

„Wer ist da?“ schrie der Riese und fuhr aus dem Hügel heraus mit einem Flintstein in der Faust.

„Ich, wenn du es wissen willst!“ rief der Hirte und trieb seine Geißen den Hügel hinauf.

„Wenn du herkommst, zerdrücke ich dich, wie ich hier den Stein zerdrücke,“ schrie der Riese und zermalmte ihn zwischen den Fingern, daß er nur noch feiner Sand war.

„Und ich zerquetsche dich, daß das Wasser herausläuft, wie hier diesen Stein,“ schrie der Hirte und zog einen frischen

Käse aus der Tasche und drückte ihn aus, daß ihm das Wasser die Finger entlang lief.

„Hast du keine Angst?" sagte der Riese.

„Vor dir gewiß nicht!" gab der Bursche zur Antwort.

„Dann wollen wir miteinander kämpfen!" schlug der Riese vor.

„Meinetwegen," sagte der Hirte, „aber zuerst wollen wir einander schelten, daß wir richtig in Zorn kommen, denn im Schimpfen kommt der Zorn, und im Zorn kommt's dann zum Kampf."

„Aber ich will mit dem Schimpfen anfangen," sagte der Riese.

„Meinetwegen," sagte der Bursche, „aber dann komme ich an die Reihe."

„Einen krummnäsigen Troll sollst du bekommen!" schrie der Riese.

„Und du einen fliegenden Teufel," sagte der Hirte und schoß mit seinem Bogen dem Riesen einen scharfen Pfeil in den Leib.

„Was war das?" fragte der Riese und suchte den Pfeil aus seinem Fleisch herauszureißen.

„Das war ein Schimpfwort!" sagte der Hirte.

„Warum hat es Federn?" fragte der Riese.

„Damit es besser fliegen kann," antwortete der Hirt.

„Und warum sitzt es fest?" fragte der Riese weiter.

„Weil es in deinem Körper Wurzel geschlagen hat," gab der Hirt zur Antwort.

„Hast du noch mehr solche Schimpfwörter?" fragte der Riese.

„Da hast du noch eines," rief der Bursche und schoß einen neuen Pfeil auf den Riesen.

„Au, au," schrie Stompe Pilt, „bist du noch nicht so weit im Zorn, daß wir uns prügeln können?"

„Nein, ich habe dir noch nicht genug Schimpfwörter gegeben," antwortete der Hirt und legte einen neuen Pfeil auf.

„Führ deine Geißen, wohin du willst! Ich komme schon

gegen deine Schimpfwörter nicht auf, noch viel weniger gegen deine Hiebe," schrie Stompe Pilt und sprang in den Hügel hinein.

Auf diese Art blieb der Hirt Sieger, weil er mutig war und sich von dem einfältigen Riesen nicht bange machen ließ.

8. Das Mädchen und die Schlange



s war einmal ein Mädchen, das sollte in den Wald gehen und das Vieh heimholen, aber sie fand die Herde nicht, sondern verirrte sich und kam an einen großen Berg. Da waren Pforten und Türen, und sie ging hinein. Ein Tisch stand gedeckt mit allerhand guten Eßwaren. Sogar ein Bett stand da, und darin lag eine große Schlange. Die sagte zu dem Mädchen: „Setz dich, wenn du willst. Komm und leg dich ins Bett, wenn du willst! Aber wenn du nicht willst, so laß es bleiben!" Aber das Mädchen tat nichts davon. Schließlich sagte die Schlange: „Nun kommen Leute, die wollen mit dir tanzen. Aber geh nicht mit ihnen." Gleich darauf kamen Leute, die wollten mit dem Mädchen tanzen, doch sie wollte nichts davon wissen; aber da fingen sie an zu essen und zu trinken. Das Mädchen ging aus dem Berg hinaus und wieder nach Hause. Am nächsten Tag ging sie wiederum in den Wald, um ihre Herde zu suchen, aber sie fand nicht, was sie suchte, sondern ging wieder irr und kam an denselben Berg. Sie trat auch dieses Mal ein und fand alles wie das erstemal, einen gedeckten Tisch und das Bett mit der Schlange. Die sagte zu ihr wie das erstemal: „Setz dich, wenn du willst! Iß, wenn du willst! Komm und leg dich ins Bett, wenn du willst! Aber wenn du nicht willst, so laß es bleiben! Nun kommen noch viel mehr Leute, die mit dir tanzen wollen, aber geh nicht mit ihnen!" Die Schlange hatte kaum ausgeredet, da kamen viel mehr Leute, die fingen an zu tan=

zen, zu essen und zu trinken, aber das Mädchen tat nirgends mit, sondern ging aus dem Berg heraus und heim.
Am dritten Tag ging sie wiederum in den Wald, und es ging ihr genau wie an den ersten Tagen. Die Schlange lud sie wieder zum Essen und Trinken ein, was sie mit gutem Appetit tat, und darauf hieß sie die Schlange neben sich liegen. Auch das tat das Mädchen. Da sagte die Schlange: „Nimm mich in deinen Arm!“ Sie tat so. „Küsse mich!“ sagte die Schlange. „Und wenn du Angst hast, so leg deine Schürze dazwischen!“ Das Mädchen tat so, und im Augenblick verwandelte sich die Schlange in einen wunderschönen Jüngling und war in Wirklichkeit ein Prinz, der durch Zauberei in diese Gestalt verhext, aber nun durch den Mut des Mädchens wieder erlöst war. Die beiden gingen natürlich fort, und weiter hat man nichts von ihnen gehört.

9. Treu und Untreu

Es waren einmal arme Kätnersleute, die bekamen lange kein Kind. Endlich wurde die Frau schwanger und gebar einen Knaben, worüber beide voller Freude waren; sie nannten ihn Treu. Und als er getauft wurde, da kam eine Huldra in die Hütte und setzte sich an die Wiege des Kindes und versprach ihm viel Gutes. „Auch“, sagte sie, „soll ihm beschieden sein, wenn er fünfzehn Winter alt ist, daß ich ihm ein Pferd mit vielen vorzüglichen Eigenschaften schenke, ein Pferd, das reden kann.“ Mit diesen Worten wandte sich die Huldra und ging ihres Weges.
Der Knabe wuchs auf und wurde groß und stark. Und als er das fünfzehnte Jahr hinter sich hatte, kam ein fremder alter Mann zur Hütte gewandert, klopfte an und meldete, daß das Pferd, das er mit sich führte, von seiner Königin sei und von nun an Treu gehören solle, wie sie versprochen hatte.

Darauf zog der Greis wieder fort, aber das schöne Pferd wurde von allen bewundert, und Treu liebte es von Tag zu Tag mehr.
Nun war ihm schließlich die Heimat verleidet. „Fort will ich und mein Glück in der Welt versuchen," sagte er, und die Eltern wollten nichts dagegen sagen, denn zu Hause war nicht viel zu wollen. Da zog er sein liebes Pferd aus dem Stalle, schwang sich darauf und ritt eilig in den Wald. Er ritt immer weiter und hatte schon ein gehöriges Stück zurückgelegt, als er zwei Löwen im Kampf mit einem Tiger erblickte; sie waren nahe am Unterliegen. „Eile dich mit deinem Bogen," sagte da sein Pferd, „schieß den Tiger tot und befreie die Löwen." „Ja, das will ich tun," sagte der Bursche, legte den Pfeil auf den Strang, und im Augenblick lag der Tiger tot ausgestreckt am Boden. Aber die zwei Löwen kamen näher, betrachteten freundlich und dankbar ihren Retter und eilten darauf wieder in ihre Höhle zurück.
Nun ritt Treu noch eine Zeitlang zwischen den dichten Bäumen weiter, bis er plötzlich zwei weiße Tauben erblickte, die erschreckt vor einem Habicht wegflogen, aber fast hätte der sie gefangen. „Eil dich mit deinem Bogen," sagte das Pferd, „schieß den Habicht tot und rette die beiden Tauben." „Ja, das will ich tun," sagte der Bursche, legte einen Pfeil auf den Strang, und in dem Augenblick lag der Habicht tot an der Erde. Aber die beiden Tauben flogen näher herbei, flatterten zahm und dankbar um ihren Befreier und eilten dann wieder ihrem Neste zu.
Weiter wanderte der Bursche durch den Wald und war weit, weit entfernt von seiner Heimat. Aber sein Pferd war nicht so rasch müde und lief mit ihm weiter, bis sie an einen großen See kamen. Und da sah er, wie eine Möwe vom Wasser aufflog und einen Hecht in ihren Klauen hatte. „Eil dich mit deinem Bogen," sagte das Pferd. „Schieß die Möwe tot und rette dem Hecht das Leben." „Ja, das will ich tun," gab der Bursche zur Antwort, legte einen Pfeil auf den Strang, und in einem Augenblick lag die Möwe mit den

Flügeln schlagend am Boden, zu Tode verwundet. Aber der gerettete Hecht schwamm näher herbei, schaute freundlich und dankbar auf seinen Befreier und tauchte dann wieder zu seinen Gesellen hinunter in den See.

Nun ritt Treu wieder weiter, und vor Abend kam er an ein großes Schloß. Gleich ließ er sich beim König melden und bat, er möge ihn in seinen Dienst nehmen. „Was für einen Dienst willst du denn haben?" fragte der König, dem der kecke Reiter wohl gefiel.

„Stallknecht möchte ich gerne sein," gab Treu zur Antwort, „aber einen Platz und Futter für mein Pferd bedinge ich mir vor allem aus." — „Das sollst du haben," sagte der König, und der Bursche war als Stallknecht angenommen und diente ihm lange und gut, so daß er im ganzen Schloß gern gesehen war, und besonders der König lobte ihn sehr.

Aber unter den anderen Dienern war einer, der hieß Untreu, und der war neidisch auf Treu und suchte ihm alles Böse anzutun, denn er dachte bei sich, „dann werde ich ihn los und brauche nicht zu sehen, wie er in der Gunst meines Herrn steigt." Nun traf es sich, daß der König sehr traurig war, denn er hatte seine Königin verloren, ein Troll hatte sie aus dem Schlosse geraubt. Die Königin freilich war nicht gerne bei dem König gewesen und konnte ihn nicht lieben. Aber der König hatte großes Verlangen, sie wiederzuhaben und sprach oft darüber mit Untreu, seinem Diener. Da sagte eines Tages Untreu: „Mein Herr braucht sich darüber keine Sorgen zu machen, denn Treu hat sich vor mir gerühmt, er könne die schöne Königin aus der Gewalt des Trolls retten." „Wenn er das gesagt hat," sagte der König, „so soll er es auch halten."

Gleich befahl er, daß man Treu vor ihn führen solle, und bedrohte ihn mit dem Tod, wenn er sich nicht eilends in den Berg begäbe und ihm sein geraubtes Gemahl wiederbrächte. Wenn ihm das gelänge, so solle er mit großen Ehren belohnt werden. Vergebens wehrte sich Treu gegen die Behauptungen des Untreu, der König blieb bei seiner Forderung,

und der Bursche zog sich zurück, ganz überzeugt, daß er nicht mehr lang zu leben habe. Da ging er in den Stall, um von seinem schönen Pferde Abschied zu nehmen, und stand neben ihm und weinte. -- „Was grämt dich denn so sehr?“ fragte das Pferd. Da erzählte der Bursche ihm alles, was passiert war, und sagte, nun sehe er sein Pferd gewiß zum letztenmal. „Wenn es nichts Schlimmeres ist,“ gab das Pferd zur Antwort, „da kann dir wohl geholfen werden. Auf dem Dachboden im Schloß liegt eine alte Fiedel, die nimm und spiele darauf, wenn du dahin kommst, wo die Königin sich aufhält. Und schmiede dir außerdem eine Rüstung aus Stahldraht und setze überall Messer hinein, und wenn du dann den Troll den Rachen aufreißen siehst, so steige in seinen Schlund hinunter und bring ihn auf diese Art um. Aber fürchten darfst du dich nicht und mußt dich auf mich verlassen, ich werde dir den Weg zeigen.“ Diese Worte gaben dem Jungen neuen Mut, er wandte sich an den König und bekam eine Fahrgelegenheit, schmiedete sich in aller Heimlichkeit eine stählerne Rüstung, holte sich die alte Fiedel vom Boden herunter, zog sein liebes Pferd aus dem Stall und machte sich dann ohne Zögern auf den Weg nach dem Trollberge. Er hatte ihn bald in Sicht, ließ den Wagen am Fuß des Berges haltmachen, stieg zu Pferd und ritt eilig bis zur Behausung des Trolls. Aber als er näher kam, sah er den Troll, der aus seinem Schloß herausgekrochen war und ausgestreckt am Eingang der Höhle lag und schlief und so gewaltig schnarchte, daß der ganze Berg bebte. Aber sein Mund stand weit offen, und der Rachen war so groß, daß der Bursche leichtlich hineinkriechen konnte. Das tat er auch, denn er fürchtete sich nicht, und kam hinunter in den Bauch des Trolls, und da trieb er sein Wesen dermaßen, daß der Troll binnen kurzem tot war. Da kroch Treu wieder heraus, legte die blutige Rüstung ab und ging in das Schloß des Trolls hinein. In dem großen Goldsaal drinnen sah er die geraubte Königin, die mit sieben starken Goldketten gefesselt war. Die schweren Ketten konnte er nicht sprengen, aber da nahm er seine Fiedel zur

Hand, spielte darauf und machte eine so liebliche Musik, daß sogar die goldenen Ketten gerührt wurden und eine nach der anderen abfielen von der Königin, und sie stand auf und war ganz frei. Da sah sie den tapferen Burschen so froh und dankbar an und faßte eine große Liebe zu ihm, denn er war schön und höflich. Und die Königin war gleich einverstanden, mit ihm in das Schloß des Königs zurückzukehren.

Da war große Freude über die Wiederkehr der Königin, und Treu bekam vom König die versprochene Belohnung. Aber die Königin war nun noch unfreundlicher gegen ihren Mann als zuvor. Nie wollte sie mit ihm sprechen, niemals lachte sie und riegelte sich untröstlich in ihre eigene Kammer ein. Darüber wurde der König sehr ungehalten und fragte die Königin eines Tages, warum sie denn so traurig sei. „Ja," sagte sie, „ich kann nicht glücklich sein, wenn ich nicht den schönen goldenen Saal bekomme, den ich im Berg bei dem Troll hatte, denn einen so schönen Saal bekommt man sonst nirgends."

„Das wird schön schwer sein, dir das zu verschaffen," sagte der König, „und ich kann dir nicht versprechen, daß es einer fertigbringt." Darauf ging der König von der Königin und wußte sich gar nicht zu helfen. Aber als er seinem Diener Untreu die Sache klagte, gab dieser zur Antwort: „So aussichtslos ist die Sache doch nicht, denn Treu hat gesagt, er könne wohl den goldenen Saal des Trolls hier ins Schloß schaffen." Gleich wurde Treu gerufen und erhielt vom König den Befehl, wenn ihm sein Leben lieb sei, sein Wort wahr zu machen und den goldenen Saal vom Trollberg herbeizuschaffen. Umsonst wehrte sich Treu wieder gegen Untreus Behauptungen, gehen mußte er, und den goldenen Saal mußte er mitbringen.

Da ging er trostlos zu seinem schönen Pferd, weinte und wollte auf ewig von ihm Abschied nehmen. „Was fehlt dir denn?" fragte das Pferd. Da gab der Bursche zur Antwort: „Untreu hat wieder Lügen über mich gesagt, und wenn ich nicht den goldenen Saal der Königin bringe, so habe ich mein

Leben verwirkt." — „Wenn die Sache nicht schlimmer ist!" sagte das Pferd. „Verschaffe dir ein großes Schiff, nimm deine Fiedel und spiel den goldenen Saal aus dem Berg, spann die Pferde des Trolls davor, und dann wirst du den schimmernden Saal gut hierher bringen."

Da war Treu wieder etwas getröstet, tat, wie das Pferd ihm gesagt hatte, und kam glücklich bis an den großen Berg. Aber wie er dastand und auf seiner Fiedel spielte, da vernahm es der goldene Saal und wurde von dem klingenden Spiel angezogen und hob sich langsam, langsam, bis er außen vor dem Berg stand. Denn er war aus lauterem Gold gebaut, wie ein Haus für sich, und hatte unten viele Räder. Nun nahm der Bursche die Pferde des Trolls, spannte sie vor, und auf diese Art brachte er den Saal an Bord des großen Schiffs. Bald war er an der anderen Seite des Sees und kam glücklich damit vorwärts, und der goldene Saal gelangte ohne Schaden zum Schloß, zur innigsten Freude der Königin. Aber trotzdem war ihr alles verleidet wie zuvor, sie sprach niemals mit dem König, ihrem Mann, und niemals sah man sie lachen.

Da wurde der König noch viel ungehaltener und fragte sie wiederum, weshalb sie so traurig sei. „Ach, ich kann nicht froh werden, wenn ich nicht die beiden Fohlen bekomme, die ich früher hatte, als ich beim Troll war. So schöne Pferde sieht man sonst nirgends." — „Das wird schön schwer halten, dir zu verschaffen, was du willst," wandte der König ein, „denn das sind ja wilde Pferde und sie sind seitdem weit, weit fortgelaufen in den wilden Wald." Da ging er betrübt von ihr und wußte nicht, was er tun sollte. Aber da sagte Untreu: „Mein Herr braucht sich keine Sorgen zu machen, denn Treu hat behauptet, er könne wohl die beiden Fohlen des Trolls herbeischaffen." — „Hat er das," sagte der König, „so soll er es auch wahr machen," und gleich wurde Treu gerufen, und der König drohte ihm mit dem Tod, wenn er nicht über die beiden Fohlen Bescheid wisse, aber wenn es ihm gelinge, so solle er belohnt werden.

Nun sah Treu wohl ein, daß er die wilden Pferde schlechterdings nicht fangen konnte, und wandte sich wieder zum Stall, um noch einmal vom Geschenk der Huldra Abschied zu nehmen. „Warum weinst du denn über eine solche Kleinigkeit?“ sagte das Pferd. „Geh eilends in den Wald, spiel auf deiner Fiedel, und es wird noch alles gut.“ Treu tat so, und nach einer Weile kamen die beiden Löwen, die er gerettet hatte, auf ihn zugesprungen, horchten auf sein Spiel und fragten, ob er in Not sei? „Ja freilich,“ sagte Treu und erzählte ihnen, was er sollte. Aber da liefen sie gleich wieder in den Wald zurück, der eine nach einer Seite und der andere nach der anderen, und kamen rasch wieder zurück und trieben die beiden Fohlen vor sich her. Nun spielte Treu auf seiner Fiedel, und die Fohlen gingen hinter ihm drein, so daß er bald wieder glücklich an den Hof des Königs kam und die Pferde des Trolls der Königin übergeben konnte.

Der König erwartete nun, daß seine Gemahlin froh und freundlich werden würde. Aber sie blieb wie früher, sprach niemals ein einziges Wort mit ihm, und schien nur dann weniger traurig, wenn sie zuweilen mit dem furchtlosen Burschen sprach.

Da ging der König wiederum zu ihr und begehrte von ihr zu wissen, was ihr denn fehle, daß sie so unzufrieden sei. Da sagte sie: „Die Fohlen des Trolls habe ich bekommen und sitze oft in dem schimmernden Goldsaal. Aber alle die schönen Truhen, die vollauf mit meinen Kostbarkeiten gefüllt sind, kann ich nicht aufmachen, denn ich habe keine Schlüssel dazu. Wenn ich die nicht zurückbekomme, wie kann ich da vergnügt sein?“ „Wo könnten denn diese Schlüssel sein?“ fragte der König. „Im See beim Berg des Trolls,“ sagte die Königin, „denn da hinein habe ich sie geworfen, als Treu mich hierher führte.“ „Das ist eine heikle Sache, was du da haben willst!“ sagte der König. „Und ich kann dir nicht versprechen, daß du sie noch einmal zu sehen bekommst!“ Trotzdem wollte er gerne den Versuch machen und sprach darüber mit Untreu, seinem Diener. „Das ist ja leicht

zu bewerkstelligen," gab der zur Antwort, „denn Treu hat sich vor mir gebrüstet, er könne wohl die Schlüssel der Königin herbeischaffen, wenn sie es wünschte." „So will ich ihn zwingen, daß er sein Wort hält," sagte der König. Und gleich befahl er Treu bei Todesstrafe, er solle sofort die Schlüssel der Königin aus dem See beim Trollberge herbeischaffen.

Dieses Mal nun war der Bursche nicht so verzagt, denn er dachte: „Mein kluges Pferd wird mir schon helfen." So geschah es auch, und das Pferd riet ihm dahin zu ziehen, seine Fiedel zu spielen und zu warten, was sich begeben würde. Als nun der Bursche eine Weile gespielt hatte, streckte der Hecht, den er gerettet hatte, seinen Kopf aus dem Wasser, erkannte ihn wieder und fragte, ob er ihm irgend nützlich sein könne. „Ja freilich," sagte der Bursche und erzählte, was ihm fehlte. Und gleich tauchte der Hecht unter und kam mit den goldenen Schlüsseln im Maul rasch wieder an die Oberfläche und gab sie seinem Befreier. Nun war er bald wieder zurück mit ihnen, und die Königin konnte nach Belieben alle die großen Truhen in dem schönen goldenen Saal aufmachen.

Trotzdem blieb die Gemahlin des Königs ebenso traurig wie früher, und als der König darüber bei Untreu klagte, sagte dieser: „Gewiß ist es, weil sie Treu liebt, mein Rat wäre deshalb, daß mein Herr ihm den Kopf abschlagen läßt. Dann wird es schon anders werden." Diese Rede gefiel dem König wohl, und er beschloß, es bald ausführen zu lassen. Aber da sagte eines Tages das Pferd zu Treu: „Der König will dir bald den Kopf abhauen lassen. Darum geh eilends in den Wald, spiele da auf deiner Fiedel und bitte die beiden Tauben, sie sollen dir in einer Flasche vom Wasser des Lebens bringen. Dann geh zur Königin und bitte sie, sie möge dir den Kopf wieder ansetzen und dich mit dem Wasser besprengen, wenn du hingerichtet worden bist." Das tat Treu. Am selben Tag ging er in den Wald mit seiner Fiedel und einer Flasche, spielte die Fiedel, und bald flatterten die beiden Tauben um ihn und brachten ihm in kurzem die Flasche voll Lebenswasser. Damit machte er sich auf den Heimweg und

gab die Flasche der Königin, damit sie ihn besprengen möge, sobald er hingerichtet wäre. So geschah es auch, und gleich stand Treu wieder auf, lebendig wie zuvor, aber unermeßlich schöner. Das nahm den König wunder, und er hieß die Königin, ihm selbst das Haupt abschlagen und ihn mit dem Wasser besprengen. Gleich griff sie nach dem Schwert, und im Augenblick rollte das Haupt des Königs am Boden. Aber keinen Tropfen sprengte sie darauf, und der Leichnam des Königs wurde rasch hinausgetragen und begraben. Nun feierten die Königin und Treu mit großem Prunk Hochzeit, aber Untreu wurde aus dem Lande verwiesen und zog mit Schande seines Wegs. Das Pferd lebte in Frieden in einem prachtvollen Saal, und die wunderbare Fiedel und den goldenen Saal und die anderen Kostbarkeiten des Riesen behielten der König und die Königin und lebten in Frieden und Glück Tag für Tag.

10. Starkad und Bale



er Sagenheld Starkad, der tapferste Kämpe im nordischen Heer, war wegen einer Prinzessin beim König in Ungnade gefallen und wanderte hinauf nach Norrland und siedelte sich bei Rude in Tuna an, und in den Volkssagen heißt er Erlenknecht oder Roter Kerl.

In Balbo, neun Meilen von Rude, wohnte ein anderer Held, Bale, der war Starkads guter Freund und Waffenbruder.

Eines Morgens stieg Starkad auf den Klefberg in Tuna und rief zu Bale hinüber: „Bale in Balbo, bist du wach?“

„Roter Kerl!“ rief Bale über neun Meilen zurück. „Die Sonne und ich erwachen zusammen. Aber wie geht es dir?“

„Elend genug! — Ich esse Lachs früh, mittags und abends. Komm mit einem Bissen Fleisch!“

„Ich komme!“ rief Bale zurück und war nach ein paar Stunden drunten in Tuna und trug unter jedem Arm einen Elch.

Am folgenden Morgen stand Bale in Balbo auf einem Berg in Borgsjö und rief: „Roter Kerl! Bist du wach?“
„Die Sonne und ich erwachen zusammen,“ rief Starkad. „Aber wie steht's mit dir selbst?“
„Ach, ich habe nichts als Fleisch zu essen. Elch in der Früh, Elch am Mittag und Elch am Abend. Komm und bring einen Fischschwanz mit!“
„Ich komme!“ rief Starkad und war in einer kleinen Weile bei seinem Freund, ein Faß voll Lachs unter jedem Arm.
Auf diese Art versorgten sich die Helden mit allem Frischen aus Wald und Wasser, und in der Gegend verbreiteten sie Schrecken und Verwüstung. Aber eines Abends, als sie gerade von einem Streifzug zum Meer zurückkamen, stieg eine schwarze Wolke auf, ein Gewitter brach aus. Beide beeilten sich, aber sie kamen nicht weiter als bis Vattjom, da traf ein Blitz Starkad und streckte ihn nieder. Sein Freund und Waffenbruder begrub ihn in einem Steinhügel und stellte darum fünf Steine auf: Zwei zu den Füßen, zwei zu den Schultern und einen zu Häupten: und das Grab, zwanzig Ellen lang, ist noch heute am Flusse zu sehen.

11. Der Werwolf



Es war einmal ein König, der herrschte über ein großes Königreich. Er hatte eine schöne Königin, aber nur ein einziges Kind, ein Mädchen. Daher kam es, daß das kleine Mädchen der Augapfel ihrer Eltern war; sie liebten sie so sehr wie nichts auf der Welt und dachten an nichts lieber, als was sie für Freude an ihr haben würden, wenn sie erst groß wäre. Aber unverhofft kommt oft; denn ehe die Königstochter heranwuchs, wurde die Königin, ihre Mutter, krank und starb. Nun kann man sich denken, wie groß die Trauer war, nicht nur im königlichen Schloß, sondern auch im ganzen Land.

Denn die Königin hatten alle Leute gern. Aber der König wurde so traurig, daß er sich nicht mehr verheiraten wollte, und seine einzige Freude war die kleine Prinzessin.

Eine lange Zeit verging, und die Königstochter wurde mit jedem Tag größer und schöner, und alles, was sie sich nur wünschen konnte, das bekam sie von ihrem Vater. Und es waren auch viele Frauen da, die nichts anderes zu tun hatten, als der Prinzessin zu dienen und ihre Befehle auszuführen. Unter diesen war auch eine Frau, die war früher verheiratet gewesen und hatte zwei Töchter. Sie hatte ein einnehmendes Aussehen und eine glatte Zunge und verstand ihre Worte klug zu setzen; dazu war sie sanft und schmiegsam wie Seide, aber ihr Herz war voller Ränke und Falschheit. Als nun die Königin gestorben war, überlegte sie sich gleich, auf welche Art sie des Königs Gemahlin werden könnte, daß ihre Töchter dann wie Königstöchter gehalten würden. In dieser Absicht zog sie die junge Prinzessin an sich, sagte ihr die größten Schmeicheleien über alles, was sie sprach oder tat, und immer ging ihre Rede darauf hinaus, wie glücklich sie sein würden, wenn der König sich eine neue Gemahlin suchte. Darüber wurde nun viel geredet, spät und früh, und es verging nicht viel Zeit, so glaubte die Prinzessin nicht anders, als daß die Frau alles am besten wissen müsse. Darum fragte sie, was für eine Frau der König sich zur Gemahlin nehmen sollte. Die Frau gab mit honigsüßen Worten zur Antwort: „Mir steht es nicht an, in dieser Sache einen Rat zu geben; nur möge er die zur Königin machen, die gegen die kleine Prinzessin gütig ist. Aber das weiß ich, wenn ich das Glück hätte, daß er mich nähme, würde ich nur darauf denken, der Prinzessin alles zuliebe zu tun, und wenn sie sich die Hände waschen wollte, so müßte ihr meine eine Tochter die Waschschüssel halten und die andere das Handtuch reichen." Dies und noch viel mehr sagte sie zur Königstochter, und die Prinzessin glaubte ihr, wie Kinder tun.

Von da an ließ die Prinzessin den König nicht in Ruhe und bat ihn immer wieder, er solle doch die gute Hofdame hei-

raten. Aber er wollte nicht. Die Königstochter ließ ihm aber doch keine Ruhe, sondern sprach immer und immer wieder davon, wie ihr die falsche Hofdame vorgeredet hatte. Als sie nun eines Tages wieder die gleiche Sache vorbrachte, rief der König aus: „Ich merke schon, daß es schließlich gehen wird, wie du dir es in den Kopf gesetzt hast, wenn auch sehr gegen meinen Willen. Aber es geschieht nur unter einer Bedingung.“ „Was ist das für eine Bedingung?“ fragte die Prinzessin und war sehr froh. „Wenn ich mich nun wieder verheirate,“ sagte der König, „so ist es einzig und allein wegen deiner unaufhörlichen Bitten. Darum mußt du mir versprechen, daß, wenn du in Zukunft mit deiner Stiefmutter oder mit deinen Stiefschwestern unzufrieden bist, ich kein Klagen und Jammern von dir zu hören bekomme.“ Das versprach sie dem König, und es wurde ausgemacht, daß der König die Hofdame heiraten und zur Königin über sein ganzes Land machen sollte.

Wie die Zeit verging, war die Königstochter zum schönsten Mädchen weit und breit aufgewachsen; die Töchter der Königin dagegen waren häßlich anzusehen und von bösem Gemüt, und kein Mensch wußte etwas Gutes von ihnen. So konnte es nicht fehlen, daß viele Jünglinge von Osten und Westen kamen, um die Prinzessin zu freien, aber keiner wollte von den Töchtern der Königin etwas wissen. Das ärgerte die Stiefmutter sehr, aber sie ließ sich nichts merken und war ebenso süß und freundlich wie zuvor. Aber unter den Freiern war auch ein Königssohn aus einem andern Königreich. Der war jung und kühn, und da er auch die Prinzessin sehr lieb hatte, so nahm sie seine Werbung an, und sie gelobten sich Treue. Das alles sah die Königin mit bösen Augen. Denn es wäre ihr recht gewesen, wenn der Prinz eine von ihren Töchtern genommen hätte. Darum setzte sie sich in den Sinn, daß das junge Paar sich nie bekommen sollte, und dachte von Stund an nur noch darauf, wie sie die beiden und ihre Liebschaft auseinanderbringen könnte.

Dazu bot sich bald Gelegenheit; denn es kam Nachricht, daß

der Feind ins Land gefallen sei, so daß der König in den Krieg ziehen mußte. Nun bekam die Prinzessin zu spüren, was für eine Stiefmutter sie hatte. Denn kaum war der König fort, da zeigte die Königin ihre wirkliche Gesinnung und wurde ebenso hart und böse, wie sie sich zuvor freundlich und nachgiebig gestellt hatte. Es verging nicht ein Tag, daß die Prinzessin nicht Schelte und harte Worte bekam, und die Töchter der Königin standen ihrer Mutter an Bosheit nicht nach. Aber noch schlimmer erging es dem Liebsten der Prinzessin, dem jungen Königssohn. Er war eines Tages auf die Jagd gegangen und hatte sich verirrt und seine Leute verloren. Da übte die Königin ihre bösen Künste und verhexte ihn in einen Werwolf, so daß er zeitlebens sich im Walde herumtreiben sollte. Als nun der Abend kam und man nichts von dem Prinzen hörte, zogen seine Leute wieder heim, und man kann sich wohl denken, was das für einen Jammer gab, als die Prinzessin vernahm, wie die Jagd abgelaufen war. Sie trauerte und weinte Tag und Nacht und wollte sich nicht trösten lassen. Aber die Königin lachte über ihren Kummer und hatte in ihrem falschen Herzen eine Freude, daß ihr alles so schön nach Wunsch gegangen war.

Nun geschah es eines Tages, als die Königstochter einsam in ihrer Kammer saß, daß ihr der Gedanke kam, selber in den Wald zu gehn, wo der Prinz verschwunden war. Da ging sie zu ihrer Stiefmutter und bat um Erlaubnis, hinaus in den Wald zu gehen, damit sie ihren großen Kummer vergessen könne. Die Königin wollte es nicht erlauben, weil sie immer lieber nein als ja sagte. Aber die Prinzessin bat so wunderschön, daß sie schließlich doch nicht nein sagen konnte, und sie befahl, daß eine von ihren Töchtern mitgehen und auf sie achthaben sollte. Darüber gab es nun ein langes Hin und Her; denn keine von den Stiefschwestern wollte mitgehen, beide machten Ausflüchte und fragten, was das für ein Vergnügen für sie sein solle, mit der Königstochter zu gehen, die ja doch immer weine. Schließlich hatte aber doch die Königin das letzte Wort und befahl, daß eine ihrer Töch-

ter die Prinzessin begleiten mußte, wenn auch gegen ihren Willen. Also wanderten die Mädchen aus dem Schloß und hinaus in den Wald. Da ging die Königstochter zwischen den Bäumen herum und horchte auf das Lied der Vögel und dachte an ihren Liebsten, den sie so gern gehabt hatte, und der nun nicht mehr da war. Und die Tochter der Königin ging immer hinterdrein und ärgerte sich in ihrem bösen Gemüt über die Königstochter und ihren Kummer.

Als sie eine Weile gegangen waren, kamen sie an eine kleine Hütte, die tief im dunkeln Wald lag. Da war die Königstochter sehr durstig und wollte mit ihrer Schwester in die kleine Hütte gehen, um sich einen Trunk Wasser zu holen. Aber da wurde die Tochter der Königin noch viel ärgerlicher und sagte: „Ist es denn nicht genug, daß ich mit dir hier in der Wildnis herumlaufen soll! Nun willst du auch noch, daß ich, die ich doch eine Prinzessin bin, in eine solche Hütte trete. Nein, da hinein setze ich keinen Fuß! Wenn du gehen willst, so geh nur allein!" Die Königstochter besann sich nicht lange, sondern tat, wie die Stiefschwester gesagt hatte, und trat in die kleine Hütte. Als sie hineinkam, sah sie auf einer Bank eine alte Frau sitzen, die war so altersschwach, daß sie mit dem Kopfe wackelte. Die Prinzessin grüßte freundlich, wie sie immer tat: „Guten Abend, Mütterchen! Dürfte ich dich wohl um einen Trunk Wasser bitten?" „Ja, von Herzen gern," gab die Alte zurück. „Wer bist du, die unter mein niederes Dach kommt und so lieblich grüßt?" Die Königstochter gab Antwort, sie sei die Tochter des Königs und ausgegangen, um ihr Herz zu erfreuen, damit sie ihren großen Kummer vergessen könnte. „Was hast du denn für einen Kummer?" fragte die Alte. „Ich muß wohl traurig sein," gab die Prinzessin zurück, „und kann nie mehr froh werden. Ich habe meinen einzigen Liebsten verloren, und Gott weiß, ob ich ihn je wieder sehe." Sie erzählte noch, wie das zugegangen war, und dabei liefen ihr die Tränen in Strömen, so daß sie jedem leid tun mußte. Als sie fertig war, sagte die Alte: „Das ist recht, daß du mir deinen Kummer anver-

traust, ich habe viel erlebt und kann dir vielleicht doch einen Rat geben. Wenn du von hier fortgehst, siehst du eine Lilie aus dem Boden wachsen. Die Lilie ist nicht wie andere Lilien, sondern hat manche wunderliche Eigenschaften. Lauf eiligst auf sie zu und brich sie. Wenn du das kannst, so hat es keine Not, denn dann kommt schon der, der dir sagt, was du tun sollst." Damit nahmen sie Abschied, und die Königstochter dankte und ging ihres Weges, und die Alte saß auf der Bank und wackelte mit dem Kopf. Aber die Tochter der Königin hatte die ganze Zeit außen gestanden und sich geärgert und gemurrt, daß die Königstochter so lang brauchte.

Als sie nun heraustrat, bekam sie allerlei Schimpfwörter von ihrer Schwester zu hören, wie es nicht anders zu erwarten war. Aber sie gab nicht darauf acht, sondern dachte nur daran, wie sie die Blume finden könnte, von der die Alte gesprochen hatte. Sie gingen weiter durch den Wald, und auf einmal sah sie, wie eine schöne weiße Lilie mitten vor ihr wuchs. Da freute sie sich unendlich und lief gleich herzu, um sie zu pflücken, aber in dem Augenblick war sie verschwunden und stand ein Stück weiter entfernt. Nun war die Königstochter im größten Eifer und hörte nicht mehr auf das Rufen ihrer Stiefschwester, sondern lief nur noch; aber jedesmal, wenn sie die Lilie pflücken wollte, war sie auf einmal weg und stand ein Stück weiter entfernt. So ging es lange, und die Prinzessin kam weiter und weiter in den tiefen Wald. Aber immer stand die Lilie da und verschwand und rückte weiter, und jedesmal schien sie größer und schöner als das vorigemal. Schließlich kam die Prinzessin an einen hohen Berg, und als sie nun zum Gipfel hinaufsah, da stand die Blume zuoberst auf dem nackten Fels und schimmerte weiß und schön wie der hellste Stern. Die Königstochter begann nun den Berg hinaufzuklettern und kümmerte sich in ihrem Eifer nicht um Stock noch Stein. Als sie nun endlich auf dem Berggipfel ankam, siehe, da wich die Lilie nicht länger zurück, sondern blieb stehen, und die Prinzessin beugte sich nieder und pflückte sie und barg sie in ihrem Busen, und

war so herzensfroh, daß sie darüber ihre Stiefschwester und alles andere in der Welt vergaß.
Lange Zeit wurde sie nicht müde, die schöne Blume zu betrachten. Da fiel es ihr plötzlich ein, was wohl ihre Stiefmutter dazu sagen würde, wenn sie heimkäme und so lange ausgeblieben wäre. Dann sah sie sich um, um den Weg zum Schloß wieder zu finden. Aber wie sie zurücksah, siehe, da war die Sonne untergegangen und nur ein Streifen des Tageslicht verweilte noch auf dem Gipfel des Berges. Unten aber stand der Wald so dämmerig und dunkel, daß sie sich nicht getraute, den Heimweg zu finden. Nun wurde sie so traurig, weil sie sich keinen andern Rat wußte, als die Nacht über auf dem Berge zu bleiben. Sie setzte sich auf den Fels, legte die Wange in die Hand und weinte und dachte an ihre böse Stiefmutter und an ihre Stiefschwestern und an alle bösen Worte, die sie zu hören bekommen würde, wenn sie zurückkehrte, und an ihren Vater, den König, der im Krieg war, und an ihren Herzliebsten, den sie nie mehr sehen würde; und sie merkte gar nicht, wie sie weinte, so trostlos war sie. Die Nacht kam und die Finsternis, und die Sterne gingen auf und unter, und immer noch saß die Prinzessin auf derselben Stelle und weinte. Wie sie nun in tiefen Gedanken saß, hörte sie eine Stimme grüßen: „Guten Abend, schöne Jungfrau! Warum sitzest du hier so einsam und traurig?“ Da sprang sie hastig auf und war sehr betreten, und das war kein Wunder. Aber als sie sich umsah, stand da nur ein winzig kleines altes Männchen, das nickte ihr zu und sah so herzlich bescheiden aus. Sie gab zur Antwort: „Ja, ich muß wohl traurig sein und kann niemals mehr froh werden. Ich habe meinen Liebsten verloren, und nun habe ich mich im Walde verirrt und habe Angst, daß mich die wilden Tiere auffressen.“ „Ach,“ sagte der Alte, „darum brauchst du dich nicht zu sorgen! Wenn du mir in allem, was ich sage, folgen willst, so will ich dir helfen.“ Darüber war die Prinzessin froh, denn sie fühlte sich sonst von aller Welt verlassen. Da zog der Alte ein Feuerzeug heraus und sagte:

„Schöne Jungfrau, jetzt sollst du zuerst Feuer machen.“ Sie tat, wie er gesagt hatte, sie sammelte Moos und Reisig und dürres Holz und schlug Funken und zündete auf dem Berggipfel ein Feuer an, daß die Lohe himmelhoch emporschlug. Als das geschehen war, sagte der Alte: „Geh nun weiter, so findest du einen Kessel voll Teer. Den mußt du herbringen.“ Die Königstochter tat so. Der Alte fuhr fort: „Nun stelle den Kessel aufs Feuer!“ Auch das tat die Prinzessin. Als der Teer zu kochen begann, sagte der Alte: „Wirf deine weiße Lilie in den Kessel!“ Das schien der Prinzessin ein harter Befehl, und sie bat von Herzen, ob sie nicht ihre Lilie behalten dürfe. Aber der Alte sagte: „Hast du nicht versprochen, mir in allem zu folgen, was ich dir auftragen würde? Tu, was ich dir sage, es soll dich nicht reuen!“ Die Königstochter wandte die Augen weg und warf die Lilie in den siedenden Kessel; aber es ging ihr ganz wider ihren Sinn, so gern hatte sie die schöne Blume.

In demselben Augenblick hörte man aus dem Wald ein dumpfes Gebrüll wie von einem wilden Tier. Es kam näher und näher und ging in ein greuliches Geheul über, daß die Berge rings herum davon widerhallten. Schließlich vernahm man ein Knacken und Brechen in den Bäumen, die Büsche bogen sich auseinander, und die Prinzessin sah, wie ein großer grauer Wolf aus dem Wald und gerade auf den Berg zu gerannt kam. Nun erschrak sie sehr und wäre gern davongelaufen, wenn sie gekonnt hätte. Aber der Alte sagte: „Eil dich, spring an den Rand des Berges und stülpe den Kessel über den Wolf, wenn er gerade des Wegs kommt.“ Die Prinzessin hatte furchtbar Angst und war kaum bei Besinnung, aber doch tat sie, wie der Alte gesagt hatte, nahm den Kessel, sprang an den Rand des Berges und stülpte ihn über den Wolf, gerade als er den Berg hinauflaufen wollte. Aber da geschah ein seltsames Ding; kaum hatte sie es getan, so verwandelte sich der Wolf, warf den dicken grauen Pelz ab, und statt des greulichen wilden Tieres stand ein schöner junger Mann da und blickte zum Berge hinauf. Und

als die Königstochter sich recht besann und ihn anschaute, da war es wahrhaftig ihr Liebster, der in einen Werwolf verwandelt gewesen war.

Nun kann man denken, wie es der Prinzessin zu Sinne war; sie breitete die Arme aus und konnte weder Red' noch Antwort stehen, so benommen und so glückselig war sie. Aber der Prinz lief eiligst den Berg hinan und umarmte sie zärtlich und dankte ihr, daß sie ihn erlöst hatte. Auch den kleinen Alten vergaß er nicht und dankte ihm mit vielen schönen Worten für seine große Hilfe. Darauf setzten sie sich miteinander auf die Bergspitze und sprachen freundlich miteinander. Der Prinz erzählte, wie er in einen Wolf verwandelt worden war, und über all die Not, die er auszustehen hatte, als er so im Walde herumlief, aber die Prinzessin erzählte von ihrem Kummer und von all den Tränen, die sie geweint hatte, während er fort war. So saßen sie die ganze Nacht hindurch und merkten es nicht, ehe die Sterne vor dem Tag verblaßten und man um sich sehen konnte. Als nun die Sonne aufging, sahen sie, daß ein breiter Weg vom Berge geradewegs zum Königsschloß führte; aber von der Bergspitze konnte man nach allen Richtungen weit über Land sehen. Da sagte der Alte: „Schöne Jungfrau! wende dich um, siehst du etwas da draußen?" „Ja," gab die Prinzessin zur Antwort, „ich sehe einen Reiter auf schäumendem Pferd, er reitet, was er kann." Da sagte der Alte: „Das ist ein Eilbote von deinem Vater, dem König. Er kommt mit seinem ganzen Kriegsheer gleich hinterher." Da freute sich die Prinzessin über alle Maßen und wollte gleich hinunter und ihrem Vater entgegen gehen. Aber der Alte hielt sie zurück und sagte: „Warte noch, es ist noch zu früh. Wir wollen erst sehen, wie alles abläuft."

Nun ging eine Weile hin, und die Sonne schien hell, und ihr Schein fiel gerade auf das Königsschloß unten. Da sagte der Alte: „Schöne Jungfrau, wende dich um. Siehst du etwas da unten?" „Ja," gab die Prinzessin zur Antwort, „ich sehe viele Leute aus meines Vaters Schloß kommen, und

einige gehen auf dem Weg, und andere gehen in den Wald." Der Alte sagte: „Das sind die Diener deiner Stiefmutter. Sie hat Leute geschickt, um dem König entgegenzugehen und ihn willkommen zu heißen; aber die anderen gehen in den Wald, um dich zu suchen." Bei diesen Worten wurde die Prinzessin unruhig und wollte hinunter zu den Leuten der Königin. Aber der Alte hielt sie zurück und sagte: „Warte noch ein bißchen, wir wollen erst sehen, wie alles abläuft."

Nun verging wieder eine Weile, und die Königstochter schaute immer hinunter auf den Weg, auf dem der König kommen sollte. Da sagte der Alte: „Schöne Jungfrau, wende dich! Merkst du etwas da unten?" „Ja," gab die Prinzessin zur Antwort, „es ist eine große Bewegung im Schloß meines Vaters, und nun schlagen sie gar das Schloß schwarz aus!" Der Alte sagte: „Das ist deine Stiefmutter und ihre Leute. Sie wollen vor deinem Vater behaupten, du seist tot." Das tat der Königstochter bitter leid, und sie bat von Herzen: „Laß mich gehen, laß mich gehen! daß ich meinem Vater diesen Kummer erspare!" Aber der Alte hielt sie zurück und sagte: „Nein, warte, es ist noch zu früh! Wir wollen erst sehen, wie alles abläuft."

Wieder dauerte es eine Zeitlang, die Sonne stand hoch am Himmel, und die Luft zog warm über Feld und Wald. Aber die Königskinder und der Alte saßen immer noch auf dem Berg, wo wir sie zuletzt gesehen haben. Da sahen sie ein kleines Wölkchen in weiter Ferne am Horizont auftauchen, und das Wölkchen wurde größer und größer und kam immer näher und näher auf dem Weg, und wie es sich bewegte, so merkte man, daß es von Waffen blitzte, und man sah Helme nicken und Fahnen wehen, hörte das Klirren der Schwerter und Wiehern der Pferde und erkannte schließlich des Königs Banner. Da kann man sich denken, wie sich die Königstochter freute und durchaus hinunter wollte und ihren Vater begrüßen. Aber der Alte hielt sie zurück und sagte: „Schöne Jungfrau, wend' dich um! Siehst du etwas beim Schloß?" „Ja," gab die Prinzessin zur Antwort, „ich sehe meine Stief-

mutter und meine Stiefschwestern, wie sie herauskommen und Trauergewänder tragen und weiße Tücher vors Gesicht halten und bitterlich weinen." Der Alte gab zur Antwort: „Nun tun sie, als ob sie über deinen Tod weinten. Wart nur noch ein Weilchen. Wir haben noch nicht gesehen, wie alles abläuft."

Einige Zeit darauf fragte der Alte wieder: „Schöne Jungfrau, sieh dich um! Siehst du etwas da unten?" — „Ja," gab die Prinzessin zur Antwort, „ich sehe, wie Leute einen schwarzen Sarg getragen bringen — nun läßt ihn mein Vater öffnen. Sieh, die Königin und ihre Töchter fallen auf die Kniee, und mein Vater droht ihnen mit dem Schwert!" Da sagte der Alte: „Jetzt hat dein Vater deine Leiche sehen wollen, und da hat deine böse Stiefmutter die Wahrheit gestehen müssen." Als die Prinzessin das hörte, bat sie herzlich: „Laß mich gehen, laß mich gehen, daß ich meinen Vater in seinem großen Kummer tröste." Aber der Alte hielt sie zurück und sagte: „Hör meinen Rat und bleib noch ein Weilchen hier! Wir haben noch nicht gesehen, wie alles abläuft."

Es verging wieder eine Zeit und immer noch saßen die Königstochter und der Prinz und das alte Männchen auf dem Berg. Da sagte der Alte: „Schöne Jungfrau, sieh dich um. Siehst du etwas da unten?" — „Ja," gab die Prinzessin zur Antwort, „ich sehe meinen Vater und meine Stiefschwestern und meine Stiefmutter mit ihrem ganzen Gefolge hierher ziehen." Der Alte sagte darauf: „Nun haben sie sich aufgemacht, um dich zu suchen. Geh nun hinunter und hole das Wolfsfell in der Schlucht." Die Königstochter tat, wie ihr gesagt ward. Der Alte fuhr fort: „Nun stell dich an den Rand des Berges." Auch das tat die Prinzessin. Da sah man gerade, wie die Königin und ihre Töchter des Weges gezogen kamen und gerade unterhalb des Berges standen. Da sagte der Alte: „Wirf nun das Wolfsfell hinunter!" Die Prinzessin war gehorsam und warf das Wolfsfell hinunter, wie der Alte gesagt hatte. Es fiel gerade auf die böse Königin und ihre beiden Töchter. Aber da geschah ein großes Wunder:

kaum hatte das Fell die drei bösen Weiber berührt, so hatten sie im Augenblick eine andere Gestalt, heulten entsetzlich und verwandelten sich in drei greuliche Werwölfe, die in höchster Eile in den Wald rannten.

Kaum war das geschehen, so kam der König selbst mit seinem ganzen Gefolge an den Fuß des Berges. Wie er nun hinaufschaute und die Prinzessin erblickte, traute er zuerst seinen Augen nicht, sondern blieb unbeweglich stehen und dachte, es sei ein Traumbild. Da rief der Alte: „Schöne Jungfrau, eile dich nun und spring hinunter und erfreue deinen Vater!" Das ließ die Prinzessin sich nicht zweimal sagen, sondern nahm ihren Liebsten bei der Hand und lief den Berg hinunter. Als sie nun zum König kamen, ging die Prinzessin voraus und fiel ihrem Vater um den Hals und weinte vor Freude, und der junge Prinz weinte auch, und sogar der König weinte, und die Begegnung war für alle ein schöner Anblick. Es gab eine große Freude und viele Umarmungen, und die Prinzessin erzählte von ihrer bösen Stiefmutter und den Stiefschwestern und von ihrem Liebsten, und was sie alles zu leiden hatte, und von dem alten Männchen, das ihnen so wunderbar geholfen hatte. Aber als der König sich wandte, um auch diesem zu danken, da war es ganz und gar verschwunden, und seit dem Tag weiß niemand zu sagen, wer es war oder wo es hingegangen.

Der König und sein ganzes Gefolge zogen nun wieder ins Schloß zurück, und der König ließ ein prächtiges Mahl zurichten und lud alle vornehmen und tüchtigen Leute in seinem ganzen Reich dazu ein und gab seine Tochter dem jungen Prinzen. Und die Hochzeit wurde mit Lust und Spiel und aller Art Vergnügen viele Tage lang gefeiert. Ich war auch dabei, und als ich durch den Wald ritt, begegnete ich einer Wölfin mit ihren zwei Jungen, und sie fletschten die Zähne und waren sehr böse. Ich habe dann gehört, daß es niemand anderes war als die Stiefmutter und ihre beiden bösen Töchter.

12. Zuerst geboren, zuerst vermählt

Es war einmal ein König, der hatte nur einen Sohn von drei Jahren und mußte in den Krieg ziehen gegen einen anderen König. Als seine Schiffe dann nach einem glücklichen Sieg nach Hause fuhren, brach ein heftiger Sturm aus und fast wäre die ganze Flotte gesunken. Aber der König gelobte, er wolle der Meerfrau das erste männliche Wesen opfern, das ihm entgegentreten werde, wenn er an Land käme und in seine Hauptstadt einzöge. Da kam die ganze Flotte ohne Schaden zum Hafen. Aber der fünfjährige Prinz, der zwei Jahre lang seinen Vater nicht gesehen hatte, und sich über den Kanonendonner freute, als die Schiffe einliefen, schlich heimlich von seinen Begleitern davon und lief zum Landungssteg; und als der König an Land kam, war er der erste, der sich vor Freude weinend in seine Arme warf. Der König erschrak, als er an die Meerfrau dachte; aber er meinte, der Prinz sei ja nur ein Kind, und auf jeden Fall könne man den opfern, der zunächst nach dem Prinzen auf ihn zutrat. Aber von dieser Zeit an wollte niemand mehr eine Seefahrt glücken, und die Leute murrten, weil der König der Meerfrau sein Wort nicht gehalten hatte. Aber der König und die Königin ließen den Prinzen nur unter großer Bedeckung ins Freie, und niemals durfte er ein Schiff betreten, so gern er auch gewollt hätte. Nach etlichen Jahren aber vergaßen sie so allmählich die Meerfrau, und als der Prinz zehn Jahre alt war, bekam die Königin noch einen Prinzen. Bald darauf ging der älteste Prinz mit seinem Erzieher und noch einigen Herren spazieren. Als sie ans Ende des königlichen Gartens am Meeresstrand kamen — es war ein besonders klarer Sommertag — da hüllte sie plötzlich eine dichte Wolke ein, die eben so plötzlich wieder verschwand. Aber der Prinz war nicht mehr da und kam nicht wieder, zur großen Betrübnis des Königs, der Königin und des ganzen Landes. Inzwischen wuchs der jün-

gere Prinz auf, der jetzt der einzige Erbe des Reiches und der Krone war. Und als er sechzehn Jahre alt war, fing man an, an eine Gemahlin für ihn zu denken. Denn der alte König und die Königin wollten es noch erleben, daß er sich mit der Tochter eines mächtigen verbündeten Königs vermählte. In dieser Absicht wurden Briefe geschrieben und Gesandtschaften geschickt nach den verschiedensten Ländern.

Während diese Verhandlungen hin und her gingen, hörte man, daß es am Meeresstrand umgehe, und mehrere Leute hatten schreien gehört, und manche waren krank geworden, als sie abends spät an den Strand gingen. Schließlich wagte sich niemand mehr nach elf Uhr abends in diese Gegend, denn da rief es vom Meere her: „Zuerst geboren, zuerst vermählt!" Und wenn sich wirklich jemand näher wagte, so war er in Lebensgefahr. Diese Beschwerden kamen am Ende auch vor den König; der rief seinen Rat zusammen, und man beschloß, eine kluge Frau zu fragen, die schon viele und verwickelte Sachen vorausgesagt hatte, die alle genau nach ihren Worten eingetroffen waren. — Als die Frau vor dem König stand, sagte sie, das sei der ins Meer geholte Prinz, der so rufe, und man müsse ihm auch eine Gemahlin suchen, jung, schön und aus den vornehmsten Familien des Landes, und sie dürfe nicht unter fünfzehn und nicht über siebzehn Jahre alt sein. Das schien eine schwere Aufgabe, denn niemand wollte seine Tochter einem Meerkönig zur Frau geben. Aber als das Rufen und die Unruhe gar kein Ende nehmen wollte, sagte die Frau, man solle zuerst ein kleines Haus am Meer bauen, vielleicht werde die Unruhe dann aufhören. Jedenfalls, versicherte sie, solange man baue, werde sich kein Spuk bemerklich machen. Darum sollten nur vier Leute beschäftigt werden und zuerst den Platz zurichten, dann die steinernen Grundmauern erbauen und dann das Häuschen, das nur aus zwei schönen und freundlichen Zimmern bestehen sollte, das eine hinter dem anderen, und einem netten Hausflur. Alles wurde sehr sorgfältig hergestellt, und der königliche Baumeister mußte die Aufsicht über den Bau führen, daß

alles aufs beste gemacht wurde. Solange man baute, hörte niemand etwas Unheimliches, und alle Leute konnten ruhig am Strand des Meeres gehen. Darum eilte man sich nicht sehr mit der Arbeit, aber die vier Arbeiter durften keinen Tag wegbleiben, denn sonst gab es wieder Unruhe am Strand, und man hörte wieder rufen: „Zuerst geboren, zuerst vermählt!" Als schließlich das Häuschen gebaut war, kamen die besten Tischler und richteten es ein, dann die Maler und andere Handwerker, und schließlich wurde es möbliert, denn wenn an einem Tag die Arbeit ruhte, so hörte man in der Nacht darauf wieder das Rufen. Die Einrichtung mußte so prächtig als möglich sein, und in der guten Stube sollte ein großer Spiegel hängen, und zwar nach der Angabe der klugen Frau so, daß man vom Bett in der Schlafkammer aus, selbst wenn man das Gesicht zur Wand kehrte, sehen konnte, wer aus dem Flur in die gute Stube trat, denn die Tür zwischen beiden Zimmern sollte immer offen stehen.

Als das alles ausgeführt und das Häuschen mit königlicher Pracht eingerichtet war, fing es am Strande wieder zu rufen an: „Zuerst geboren, zuerst vermählt!" Und da mußte man sich doch, wenn auch ungern, entschließen, dem Rat der klugen Frau zu folgen, und aus den vornehmsten Familien des Landes drei von den schönsten Mädchen zwischen fünfzehn und siebzehn Jahren aussuchen. Diese solle man dann ins Schloß führen, sagte die Frau, und behandeln wie Damen von königlichem Rang, und eine nach der anderen solle man in das Häuschen am Strand schicken, denn wenn eine von ihnen dem Meerprinzen gefiele, so würde die Unruhe ganz gewiß aufhören. Inzwischen wurden die Verhandlungen wegen der Vermählung des jüngeren Prinzen fortgesetzt, und man erwartete die Braut bald. Da wählte man auch die Mädchen für den Meerfürsten aus. Diese drei und ihre Eltern waren ganz trostlos über ihr Schicksal; auch, daß sie wie Prinzessinnen gehalten werden sollten, konnte sie nicht trösten; aber wenn sie sich nicht fügten, so hätte es ihnen und dem ganzen Land Unglück gebracht. Diejenige von ihnen,

die zuerst in dem Meerschloß schlafen sollte, war die älteste, und als sie zu der klugen Frau kam, um sich Rat zu holen, sagte diese, sie solle sich in das schöne Bett legen, aber mit dem Gesicht nach der Wand und sich auf keinen Fall umdrehen und neugierig zusehen, was vor sich ginge. Sie dürfe nur sehen, was sie mit dem Gesicht gegen die Wand in dem Spiegel in der guten Stube erblicken könnte. Um zehn Uhr abends wurde die königliche Meerbraut mit großem Prunk in das Häuschen geführt.

Die Verwandten und der Hofstaat nahmen mit vielen Tränen Abschied, und vor elf Uhr gingen sie und schlossen die Haustür von außen zu und nahmen den Schlüssel mit ins Schloß. Die kluge Frau war auch dabei und tröstete die Leute und versicherte, wenn das Fräulein nur nicht spräche und sich nicht umdrehte, so werde sie am Morgen frisch und gesund wieder herauskommen. Das arme Mädchen betete und weinte, bis sie schläfrig wurde, aber gegen zwölf Uhr ging plötzlich die Flurtür auf und dann die Tür zur guten Stube. Sie erschrak und war voller Angst, als sie, mit dem Gesicht gegen die Wand gerichtet, in dem großen Spiegel sah, wie ein großer schöngewachsener Jüngling eintrat, aus dessen Kleidern das Wasser zu Boden rann. Er schüttelte sich, als ob er friere, und sagte huhu. Dann ging er an ein Fenster und legte einen sehr großen schönen Apfel hin und hing eine Flasche an den Fenstergriff; nun trat er zu dem Bett und beugte sich über sie, betrachtete die Schlafende, ging einige Male hin und her, schüttelte das Wasser ab und sagte huhu. Dann ging er wieder zum Bett, kleidete sich eilig aus und legte sich und schlief ein. Das arme Mädchen hatte nicht geschlafen, sondern nur die Augen geschlossen, als der Prinz sich über sie beugte. Nun war sie froh, als sie merkte, daß er fest schlief, und vergaß die Warnung der klugen Frau, sich ja nicht umzudrehen. Die Neugier packte sie, und sie wollte sehen, ob das ein wirklicher Mensch wäre. Leise drehte sie sich um, um ihn nicht aufzuwecken, aber gerade, als sie sich ganz sachte aufsetzte, um ihren Nachbarn zu betrachten, packte

er rasch ihre rechte Hand, hieb sie ab und warf sie unters Bett. Dann legte er sich gleich wieder und schlief ein. Aber so bald es Tag wurde, stand er auf, zog sich an, ohne einen Blick nach dem Bett zu werfen, nahm dann die Flasche und den Apfel vom Fenster, ging eiligst hinaus und verschloß die Tür hinter sich. Man kann sich denken, was das arme Mädchen unterdessen zu leiden hatte, und als morgens die Freunde und Verwandten kamen, um sie zu holen, fanden sie sie weinend und ihrer Hand beraubt. Sie wurde ins Schloß geführt und die kluge Frau geholt. Man machte ihr die größten Vorwürfe, aber sie sagte, wenn das Fräulein sich nicht umgedreht, sondern ihre Neugier besiegt hätte, so hätte sie ihre Hand nicht verloren. Man solle sie halten wie eine wirkliche Prinzessin, aber in die Nähe des Häuschens dürfe sie bei Lebensgefahr nicht mehr kommen. — Die beiden anderen Mädchen waren durch dieses Unglück noch viel mutloser geworden und hielten sich für dem Tod verfallen, obgleich die kluge Frau sie nach Kräften tröstete. Die zweite versprach ihr hoch und teuer, sich gewiß nicht umzudrehen, aber es ging ihr doch wie der ersten. Um zwölf Uhr kam der Prinz triefend herein, schüttelte sich, daß das Wasser umher spritzte, sagte huhu, ging ans Fenster und legte den schönen Apfel hin, hängte seine Flasche auf, trat ins Schlafzimmer und beugte sich über das Bett, ging ein paarmal hin und her, schüttelte das Wasser ab, sagte huhu, kleidete sich eilig aus und schlief sogleich ein. Da gewann ihre Neugier die Oberhand, und als sie ihn eine Weile fest schlafen hörte, wandte sie sich ganz vorsichtig und leise um, um ihn zu betrachten. Aber da packte er ihre rechte Hand, hieb sie ab und warf sie unters Bett, und darauf legte er sich wieder nieder und schlief weiter. Beim Morgengrauen stand er auf, zog sich an, ohne einen Blick nach dem Bett zu werfen, nahm den Apfel und die Flasche, ging hinaus und verschloß die Tür hinter sich. Als morgens die Freunde und Verwandten kamen, um das Mädchen zu holen, fanden sie sie weinend und ohne ihre rechte Hand. Sie wurde ins Schloß geholt und war ebenso-

wenig willkommen wie die erste, und die Frau versicherte immer wieder, das Fräulein habe sich umgewendet, obgleich sie vorher durchaus nichts davon hätte wissen wollen.

Dann mußte die jüngste, schönste und lieblichste von den drei Fräuleins sich unter der Trauer des ganzen Hofes in das Meerschloß begeben. Die kluge Frau begleitete sie und beschwor sie, sich ja nicht umzudrehen, ein anderes Mittel gegen den Spuk gäbe es nicht.

Das Mädchen versprach alles und sagte, sie wolle zu Gott um Hilfe beten, wenn sie von Neugier geplagt würde. Es ging nun wie die ersten Male: der Prinz kam Schlag zwölf herein, triefend naß, sagte huhu! schüttelte sich, legte den Apfel ans Fenster und hängte die Flasche auf, ging in die Schlafkammer, beugte sich über das Bett, ging ein paarmal hin und her, sagte huhu, kleidete sich aus und schlief gleich ein. Das arme Mädchen war halbtot vor Angst und Schrecken, betete und kämpfte gegen ihre Neugier, schließlich schlief sie ein und erwachte erst, als der Prinz aufstand und sich ankleidete. Darauf trat er an das Bett, beugte sich eine Minute darüber, ging darauf hinaus, wandte sich unter der Tür um und nahm die Flasche und den Apfel mit, und schloß dann die Tür hinter sich. Morgens kam der ganze Hof, die Eltern des Mädchens und die kluge Frau und wollten sie holen. Da ging sie ihnen vor Freude weinend entgegen und wurde im Triumph und mit unbeschreiblicher Freude ins Schloß geleitet. Da umarmten sie der König und die Königin, und man hielt sie ebenso hoch wie die Prinzessin, die in diesen Tagen ankommen und mit dem Thronerben vermählt werden sollte. Nun mußte das Fräulein jede Nacht in dem kleinen Häuschen am Meer schlafen, und jeden Abend kam der Prinz mit dem Apfel und der Flasche herein und ging jeden Morgen im Tagesgrauen wieder fort. Aber es schien, als ob er sie jeden Abend und jeden Morgen länger betrachte, aber sie, immer stumm, angstvoll und nach der Wand gekehrt, wagte ihn nicht weiter anzusehen, als was ihr der Spiegel bei seinem Kommen und Gehen zeigen wollte.

Die beiden anderen Fräulein aber, die ihre Hände verloren hatten, und nun auch nicht mehr im Schloß wohnten, waren neidisch auf die Ehre, die man der jüngsten erwies, und drohten, sie wollten sie ermorden lassen, wenn sie ihnen nicht ihre Hände wieder schaffe. Das Mädchen ging weinend zu der klugen Frau; diese sagte, wenn der Prinz sich wie gewöhnlich niedergelegt habe, so solle sie — immer das Gesicht nach der Wand gerichtet — sagen:

„Die beiden Fräulein wolln mich erschlagen,
Oder ihre Hände wieder haben!"

Aber weiter dürfe sie keine Auskunft geben und kein einziges Wort sagen. Mit klopfendem Herzen wartete das arme Mädchen, bis der Prinz kam, und als er sich länger als gewöhnlich über das Bett gebeugt, geseufzt und sich eilig ausgekleidet und niedergelegt hatte, sagte das Fräulein mit Zittern und Beben:

„Die beiden Fräulein wolln mich erschlagen,
Oder ihre Hände wieder haben!"

Gleich gab der Prinz zur Antwort: „Nimm die Hände — sie liegen unter dem Bett — und die Flasche, die am Fenster hängt, und gieße aus der Flasche auf die Arme und Hände, setze sie zusammen, reibe sie ein und verbinde sie, und nach drei Tagen kannst du den Verband wegnehmen, dann sind die Hände heil." Das Fräulein blieb still und schlief ein. Am Morgen stand der Prinz wie gewöhnlich auf, trat mehrmals an das Bett und betrachtete sie vom Fußende aus; aber sie wagte nicht aufzusehen, sondern machte die Augen zu. Er seufzte, nahm seinen Apfel, ließ aber die Flasche zurück und ging. Als das Fräulein aufgestanden war, tat sie, was er gesagt hatte, und nach drei Tagen nahm sie den Verband ab, und da waren die Hände der Mädchen heil und ganz.

Nun kam die fremde Prinzessin an, und die Hochzeit sollte so bald als möglich gefeiert werden. Sie wurde auch nicht köstlicher ausgerüstet als die Braut des Meerprinzen, und beide wurden vom König und vom Hof ganz gleich geehrt; darum ärgerten sich die beiden anderen Mädchen wieder und

drohten die Jüngste ermorden zu lassen, wenn sie nicht von dem Apfel versuchen dürften, den der Prinz immer mitbrachte. Da holte sich das Fräulein wieder bei der klugen Frau Rat, weil sie zu ihr Vertrauen hatte. Und als der Prinz sich diesen Abend niedergelegt hatte, sagte sie:

„Die beiden Fräulein wolln mich erschlagen,
Oder von deinem Apfel haben!“

Da sagte der Prinz: „Nimm den Apfel, der am Fenster liegt, und wenn du hinausgehst, so leg ihn auf die Erde und geh ihm nach, wohin er rollt. Und wenn er haltmacht, so pflücke so viel Äpfel als du willst und geh auf dem gleichen Weg wieder zurück.“ Das Mädchen blieb stumm, und sie schliefen. Am nächsten Morgen konnte sich der Prinz schwerer als je zum Fortgehen entschließen. Er schien aufgeregt und unruhig, seufzte viel, ging mehrmals um das Bett herum, beugte sich über das Mädchen, ging ins Wohnzimmer hinaus und kehrte wieder um und betrachtete sie noch einmal. Schließlich, als die Sonne aufging, eilte er hinaus und schloß die Tür hinter sich. Als das Mädchen aufstand, mußte sie weinen, denn auch sie fing an, den Prinzen zu lieben; dann nahm sie den Apfel, und als sie draußen war, legte sie ihn auf die Erde, und er rollte und rollte, und sie ging hinterdrein, weit, weit, bis in eine Gegend, die ihr fremd war. Da kam sie an eine hohe Gartenmauer, über die Bäume mit den schönsten Früchten hingen. Schließlich kam sie an ein großes, mit Gold und prachtvollen Verzierungen geschmücktes Portal, und das öffnete sich von selbst, als der Apfel hinrollte. Und der Apfel rollte hinein, und das Fräulein ging hinter ihm drein in den Garten, der der schönste war, den sie je gesehen hatte. Der Apfel rollte zu einem niedrigen Baum mit den größten prächtigsten Äpfeln, und da machte er halt. Das Fräulein pflückte davon ihre seidene Schürze voll und wandte sich dann um, um zu sehen, woher sie gekommen war, und wo ihr das Portal für den Rückweg offenstehen mußte. Der Garten war aber so schön, daß sie gerne länger sich darin ergangen hätte, und ohne an die Worte des

Prinzen zu denken, stieß sie den Apfel an, der wieder zu rollen anfing. Plötzlich schlug die Tür mit großem Krachen zu. Da erschrak das Fräulein sehr, dachte an das Verbot, und es reute sie, aber hinaus konnte sie nun nicht und mußte dem Apfel weiter folgen. Der rollte weit in dem prachtvollen Garten umher und machte dann an einer kleinen Feuerstelle halt; darauf standen zwei Kessel voll Wasser, der eine groß, der andere klein. Unter dem großen Kessel war ein mächtiges Feuer, aber unter dem kleinen nur ein ganz schwaches. Als nun der Apfel dort haltmachte, wußte das Fräulein nicht, was sie tun sollte. Nur kam ihr der Gedanke, das Feuer unter dem großen Kessel auseinander zu kratzen und unter den kleinen zu schieben. Der kleine begann denn auch zu kochen und der große kam allmählich zur Ruhe. Stehen bleiben konnte sie aber nicht da. — Und da sie schon einmal das Gebot übertreten hatte, so erwartete sie nichts anderes als den Tod, der ihr auch ganz gleichgültig war, weil sie doch keine Hoffnung mehr hatte, den Prinzen zu bekommen. Darum stieß sie den Apfel wieder an, und der rollte auf eine Wiese mitten im Garten, da lagen zwei kleine Kinder und schliefen in der grellsten Sonne. Dem Fräulein taten die armen Kinder leid, und sie nahm ihre Schürze und legte sie zum Schutz gegen die Sonne über sie und nahm nur so viel Äpfel mit, als sie in ihr Körbchen tun konnt. Aber auch hier konnte sie ja nicht stehen bleiben, stieß deshalb den Apfel wieder an, und der rollte weiter, und ehe das Fräulein sich's versah, war sie am Meeresstrand. Da lag unter einem schattigen Baum der Prinz und schlief an der Seite der Meerfrau, die aber war groß und schön. Beide sprangen auf, als das Mädchen herzutrat, und der Prinz schaute sie mit seinen blitzenden Augen besorgt und zärtlich an. Dann sprang er ins Meer, und der weiße Schaum schlug über ihm zusammen. Aber die Meerfrau blieb ergrimmt stehen, griff nach dem Mädchen. Das glaubte sein letztes Stündlein gekommen und sank ihr zu Füßen und bat um einen gnädigen Tod. Die Meerfrau betrachtete sie, fragte sie, wer ihr erlaubt habe,

weiter als bis zu dem Apfelbaum zu gehen. Das Mädchen bekannte seinen Ungehorsam und daß es nicht aus böser Absicht geschehen sei, und da sagte die Meerfrau, sie wolle sehen, wie sie sich verhalten habe und sie danach bestrafen. Darauf gab die Meerfrau dem Apfel einen Stoß, und der rollte wieder durch die gleiche Pforte zu dem Apfelbaum. Die Meerfrau betrachtete den Baum, und da er unversehrt war, stieß sie den Apfel wieder an, und der rollte zu der kleinen Feuerstelle. Als die Meerfrau den kleinen Kessel strudelnd kochend, den großen aber nahezu abgestanden fand, wurde sie furchtbar zornig, packte das Mädchen grimmig am Arm und fragte hochaufgerichtet: „Was hast du dich hier unterstanden! Wie hast du das Feuer unter meinem Kessel wegnehmen und unter den deinigen legen können?“ Das Mädchen wußte nicht, was sie Böses getan hatte und sagte, sie sei sich nichts bewußt. Da sagte die Meerfrau: „Der große Kessel bedeutet die Liebe zwischen dem Prinzen und mir, der kleine die Liebe zwischen dem Prinzen und dir. Nun hast du das Feuer unter meinem Kessel weggenommen und unter deinen gelegt, und der Prinz liebt dich jetzt auf das heftigste; aber mich liebt er fast gar nicht mehr; sieh,“ schrie sie zornig, „nun kocht mein Kessel gar nicht mehr und deiner kocht auf allen Seiten über. Aber ich will sehen, was du mir sonst noch Arges getan hast und dich danach strafen.“ Darauf stieß die Meerfrau den Apfel wieder an, und der rollte zu den schlafenden Kindern, die mit der Schürze zugedeckt waren. Da sagte die Meerfrau: „Das hast du getan.“ „Ja,“ sagte das Mädchen weinend, „ich habe es gewiß nicht bös gemeint. Ich habe die Schürze über die Kleinen gebreitet, damit die Sonne nicht so auf sie herunterbrennen sollte, und habe bei ihnen die Äpfel zurückgelassen, die ich nicht in meinem Körbchen unterbringen konnte.“ Die Meerfrau sagte: „Das und deine Wahrhaftigkeit rettet dich. Ich sehe, daß du ein gutes Herz hast. Diese Kinder gehören mir und dem Prinzen, aber da er dich jetzt mehr liebt als mich, so trete ich ihn dir ab. Geh nun ins Schloß hinauf und richte aus, was ich dir gesagt habe, und

daß deine Hochzeit mit meinem Prinzen zugleich mit der Hochzeit des jüngeren Bruders gefeiert werden soll. Auch sollen alle deine Juwelen und Schmucksachen und das Brautkleid und der Brautstuhl gerade so sein, wie es die andere Prinzessin hat. Von dem Augenblick an, wo der Priester den Segen über dich und den Prinzen spricht, habe ich keine Macht mehr über ihn. Aber da ich dafür gesorgt habe, daß er alle Eigenschaften hat, die einen Regenten zieren, so fordere ich, daß er als der Älteste seines Vaters Reich erbt. Der jüngere Prinz kann dann über das Reich herrschen, das ihm seine Gemahlin zubringt. Das alles mußt du sagen, und nur unter dieser Bedingung lasse ich den Prinzen von mir. Wenn du dann im Brautstaat bist, so komm, ohne daß es jemand weiß, hieher zu mir, damit ich sehe, wie sie meine Nachfolgerin geschmückt haben. Hier hast du den Apfel, der dir den Weg zeigen wird, ohne daß jemand merkt, wohin du gehst." Damit nahm die Meerfrau Abschied und gab dem Apfel einen Stoß; der rollte aus dem Garten hinaus und zum Schlosse, wo das Fräulein in Furcht und Freude über ihr Glück dem König berichtete, was die Meerfrau gesagt und für den Prinzen gefordert hatte. Der König versprach das alles gerne, und es wurden rasch große Vorbereitungen für die beiden Hochzeiten getroffen, die auf einmal gefeiert werden sollten. Zwei Brautstühle wurden nebeneinander errichtet, zwei Brautkleider und ganz gleiche Schmucksachen wurden bereitet. Als das Mädchen geschmückt war, tat sie, als hätte sie etwas vergessen, was sie selbst aus den unteren Räumen holen müßte, ging mit ihrem Apfel hinunter, legte ihn auf die Erde, und gleich rollte er zu der Stelle am Strand, wo die Meerfrau und der Prinz geruht hatten, und wo jetzt die Meerfrau auf das Fräulein wartete. „Das ist recht, daß du kommst," rief die Meerfrau, „denn der geringste Ungehorsam wäre dein Unglück gewesen. Aber wie siehst du denn aus? Bist du ebenso gekleidet wie die Prinzessin? Hat sie nicht kostbarere Kleider und Juwelen?" Das Fräulein gab voller Furcht zur Antwort, sie seien ganz gleich

gekleidet. Da riß ihr die Meerfrau das ganze Gewand vom Leib, so daß sie zitternd in den Unterkleidern dastand, wand ihr alle Juwelen aus dem Haar und warf sie zu Boden und rief: „Soll die Braut meines Prinzen so aussehen? Habe ich dich ihm gegeben, so will ich dir auch meinen Brautstaat schenken!“ Und damit hob sie ein Rasenstück unter dem großen Baum auf, und darunter kam ein mit Gold und köstlichen Steinen verzierter Schrein zum Vorschein, aus welchem sie ihren Brautstaat nahm, der dem Mädchen genau paßte. Aber er war so kostbar und so übersät mit Edelsteinen, daß das Fräulein von dem Glanz ganz geblendet war. Auch die Krone leuchtete und war besetzt mit den köstlichsten Smaragden, und alles war so prächtig, wie es nie eine Prinzessin getragen hat. „So,“ sagte die Meerfrau, als sie das Mädchen fertig geschmückt hatte, „nun geh hinauf ins Schloß und zeig den Leuten, wie ich an meinem Hochzeitstag mit ihm gewandet war. — Alles das schenke ich dir und deinen Nachkommen, aber du mußt dich gegen den Prinzen so betragen, daß ich immer mit dir zufrieden sein kann, und laß dein Leben lang sein Glück und seine Zufriedenheit dein höchstes Ziel sein.“

Das Mädchen versprach alles mit aufrichtigen Tränen, und die Meerfrau hieß sie gehen. Als sie wieder ins Schloß kam, wunderten sich alle über diese Schönheit und Pracht, gegen die die Gewänder der andern Prinzessin gar nichts waren. Die Schätze des ganzen Reiches hätten nicht hingereicht, um diesen Brautstaat zu bezahlen. Nun wagte niemand mehr, dem schönen Fräulein mißgünstig zu sein, denn nie hatte eine Prinzessin einen reicheren Brautschatz in irgendein Land gebracht. Nun ging man in feierlicher Prozession in die Kirche, und vor den Brautstühlen standen die Priester mit aufgeschlagenem Buch, und man wartete nur noch auf den Prinzen, der nach den Worten der Meerfrau nicht früher kommen sollte, als bis der Segen gesprochen würde. Sie warteten mit Ungeduld, und der König hieß schließlich einen der vornehmsten Herren, sich an des Prinzen Statt in den Braut-

stuhl setzen, und das geschah auch. Aber in demselben Augenblick, wo der Priester zu beten anfing, flogen rasch die Doppeltüren auf, und ein großer, schöner, kräftiger Mann, mit blitzenden Augen und königlich gewandet, kam herein, trat eilig zum Brautstuhl, schob den anderen hastig hinaus, daß er fast gefallen wäre und rief: „Hier ist mein Platz, nun Priester, sprich den Segen!" Während des Segens wurde der Prinz wieder ruhig, und nachher begrüßte er mit Freude seine Eltern und den ganzen Hof und umarmte zum erstenmal seine Gemahlin, die ihn jetzt erst anzusehen wagte; von nun an war er wie ein anderer Mensch, erbte seines Vaters Reich, wurde ein großer und weitberühmter König, geliebt von seinen Untertanen und angebetet von seiner Gemahlin. Sie lebten lange und glücklich und ihre Nachkommen besitzen noch das Land, in dem er regiert hat.

13. Der lahme Hund



s war einmal ein König, wie es manche gibt. Er hatte drei Töchter. Die waren jung und so schön, daß man nicht leicht schönere Frauen sehen konnte. Doch war ein großer Unterschied zwischen ihnen, denn die beiden ältesten waren hochmütig in Sinn und Art, dagegen war die jüngste lieb und freundlich, und alle Leute hatten sie gern. Zudem war sie schön wie der Tag und zart wie der Schnee, und weit schöner als ihre Schwestern.

Eines Tages saßen die Königstöchter zusammen in ihrem Gemach, und die Rede kam auf ihre Zukünftigen. Da sagte die älteste: „Wenn ich mich je verheiraten sollte, so muß es ein Mann sein mit goldenem Haar und goldenem Bart." Und die zweite rief aus: „Und meiner muß silberne Haare und einen silbernen Bart haben!" Aber die jüngste Prinzessin sagte gar nichts und schwieg. Da fragten sie die Schwe-

stern, ob sie sich noch keinen Mann gewünscht hätte. „Nein,“ gab sie zur Antwort, „aber wenn das Schicksal mir einen Mann gibt, so will ich mit ihm zufrieden sein, wie er ist, und wenn es auch nur ein lahmer Hund wäre.“ Da lachten die beiden anderen Prinzessinnen und machten Späße darüber und sagten, es werde gewiß noch der Tag kommen, wo sie anders dächte.

Aber mancher sagt die Wahrheit und weiß es nicht. So ging es auch den Königstöchtern, denn ehe ein Jahr um war, hatten sie jede einen Freier, wie sie ihn sich gewünscht hatten. Um die älteste Prinzessin warb ein Mann, der hatte goldene Haare und einen goldenen Bart, und gewann gleich ihr Jawort. Um die zweite warb ein Mann mit silbernem Haar und silbernem Bart und bekam die Prinzessin zur Frau, aber die jüngste Prinzessin hatte keinen Freier, nur einen lahmen Hund. Da fiel ihr ein, was sie für ein Gespräch im Frauengemach geführt hatten, und sie dachte bei sich selbst: „Gott helfe mir mit der Heirat, die ich eingehen muß!“ Doch wollte sie ihr Wort nicht brechen, das sie einmal gegeben hatte, sondern tat wie ihre Schwestern und gab dem Hund ihr Jawort. Die Hochzeit dauerte viele Tage mit großem Staat und Prunk. Aber als die Gäste tanzten und sich vergnügten, saß die jüngste Braut allein und weinte, und wenn die andern lachten, strömten ihre Tränen, daß es traurig anzusehen war.

Nach der Hochzeit sollten die Neuvermählten jeder in sein Schloß ziehen. Da fuhren die beiden ältesten Prinzessinnen in prunkvollen Wagen mit großem Gefolge und aller Art Ehren. Aber die Jüngste mußte zu Fuß gehen, weil ihr Mann, der Hund, weder Pferd noch Kutscher hatte. Als sie nun lang und weit gewandert waren, kamen sie in einen großen Wald, der gar kein Ende nehmen wollte, aber der Hund hinkte immer weiter voraus, und die Königstochter ging hinterdrein und weinte. Wie sie nun so gingen, sah sie plötzlich ein prächtiges Schloß vor sich liegen, und rund herum waren schöne Wiesen und grüne Wälder, und alles sah

wunderbar aus. Da blieb die Prinzessin stehen und fragte, was das wohl für ein großes Haus sei. „Ja," sagte der Hund, „das ist unser Haus. Hier werden wir wohnen, und hier sollst du über alles frei schalten." Nun lachte die Jungfrau unter Tränen und konnte gar nicht genug sich verwundern über alles, was sie sah. Der Hund setzte hinzu: „Ich habe nur eine einzige Bitte an dich zu richten, und die sollst du mir nicht abschlagen." „Was ist das für eine Bitte?" fragte die Prinzessin. — „Du mußt mir versprechen," sagte der Hund, „daß du mich niemals anschauen willst, wenn ich schlafe; sonst sollst du in allem tun dürfen, was du willst." Diese Bitte wollte die Prinzessin gern erfüllen, und so gingen sie auf das große Schloß zu. Aber war es von außen prächtig, so war es von innen noch viel prächtiger. Darin gab es so viel Silber und Gold, daß es aus jeder Ecke glänzte; auch gab es Vorräte aller Art und so viel andere Dinge, daß man sich nichts in der Welt wünschen konnte, was nicht dagewesen wäre. Die Prinzessin lief den lieben langen Tag nur immer von einem Zimmer ins andere, und eines war prächtiger als das andere. Aber als der Abend kam, und sie sich schlafen legte, hüpfte der Hund zu ihr hinauf, und sie merkte wohl, daß es nun kein Hund mehr war, sondern ein Mensch. Doch sie sagte nichts, weil sie an ihr Versprechen dachte und nichts gegen den Willen ihres Mannes tun wollte.

Nun verging einige Zeit. Die Prinzessin wohnte in dem schönen Schloß und bekam alles, was sie sich nur irgend wünschen konnte. Aber Tag für Tag lief ihr der Hund davon und ließ sich nicht eher sehen, als bis es Abend war und die Sonne unterging. Da kam er wieder heim und war immer so freundlich und gut, daß es schon schön wäre, wenn andre Männer nur halb so gut wären. Die Prinzessin fing nun an, ihn sehr zu lieben und vergaß ganz und gar, daß er nur ein lahmer Hund war, denn das Sprichwort sagt: „Liebe macht blind." Aber die Zeit wurde ihr in der Einsamkeit doch lang, und sie dachte oft daran, ihre Schwestern zu besuchen und zu sehen, wie es ihnen ging. Sie sprach auch mit ihrem

Mann darüber und bat ihn um Erlaubnis zu der Reise. Kaum hatte der Hund ihren Wunsch vernommen, so war er auch schon einverstanden und begleitete sie selbst ein gutes Stück, um ihr den Weg aus dem Wald zu zeigen.

Als nun die Königstöchter sich wiedersahen, gab es natürlich eine große Freude und ein großes Fragen nach Altem und Neuem. Und man redete auch von der Ehe. Da sagte die Älteste: „Ich war dumm, als ich mir einen Mann mit goldenen Haaren und mit einem goldenen Bart wünschte; denn er ist böser als der ärgste Troll, und ich habe keinen frohen Tag gehabt, seit wir verheiratet sind.“ Die zweite fuhr fort: „Ja, mir ist es auch nicht besser gegangen; denn wenn ich auch einen Mann mit silbernem Haar und silbernem Bart habe, so ist er doch so von Herzens Grund böse, daß er mir keine frohe Stunde gönnt.“ Nun wandten sich die Schwestern an die jüngste Prinzessin und fragten sie, wie es ihr ginge. „Nun,“ gab sie zur Antwort, „ich kann gewiß nicht klagen; denn obgleich ich nur einen lahmen Hund bekommen habe, ist er so herzensgut gegen mich, daß man keinen bessern Mann finden kann.“ Darüber verwunderten sich die anderen Prinzessinnen sehr und hörten nicht auf zu forschen und zu fragen, und die Prinzessin berichtete ihnen alles getreulich. Als sie nun vernahmen, wie gut und prächtig es ihr in dem großen Schloß ging, wurden sie neidisch, weil sie es so viel besser hatte wie sie. Sie fragten sie genau aus, ob sie nicht doch etwa über etwas zu klagen hätte. „Nein,“ sagte die Königstochter, „ich kann meinen Mann nur loben, wie gut und freundlich er ist, und es fehlt mir nur ein Ding zu meinem Glück.“ „Was denn? Was denn?“ riefen beide Schwestern wie aus einem Mund. „Jede Nacht, wenn er nach Hause kommt,“ sagte die Prinzessin, „verwandelt er sich und wird ein Mensch, und es tut mir leid, daß ich ihn niemals sehen kann, wie er wirklich aussieht.“ Da stimmten die Schwestern wie aus einem Mund ein und beklagten sich laut über den Hund, daß er vor seiner Frau ein Geheimnis habe. Wie sie nun mit ihrer Schwester immer davon spra-

chen, erwachte ihre Neugier wieder, und sie vergaß das Verbot ihres Mannes und fragte, wie sie es anfangen solle, um ihn zu Gesicht zu bekommen, ohne daß er es merkte. „Ach," sagte da die älteste Prinzessin, „nichts leichter als das! Hier hast du eine kleine Lampe: die mußt du recht gut verstecken. Dann brauchst du nur in der Nacht aufzustehen, wenn dein Mann schläft, und die Lampe anzünden, dann siehst du ihn in seiner wirklichen Gestalt." Das schien der Königstochter ein guter Rat; sie nahm die Lampe, verbarg sie in ihrem Busen und versprach alles zu tun, was ihre Schwestern ihr beigebracht hatten.

Als es nun an der Zeit war, daß sich die Prinzessinnen wieder trennen sollten, ging die jüngste Schwester wieder heim in ihr schönes Schloß. Dieser Tag verging wie alle andern Tage. Als nun endlich der Abend kam, und der Hund zur Ruhe gegangen war, war die Prinzessin so ungeduldig vor lauter Neugier, daß sie kaum warten konnte, bis er eingeschlafen war; dann stand sie sachte auf, zündete ihre Lampe an und kam leise näher, um ihn zu betrachten, wie er schlief. Aber wer kann ihre Verwunderung beschreiben, als sie über das Bett leuchtete und sah, daß da nicht mehr ein lahmer Hund lag, sondern ein Jüngling, der schönste, den sie je gesehen hatte. Sie konnte nicht aufhören ihn anzusehen, sondern saß die ganze Nacht über sein Kopfkissen gebeugt, und je mehr sie ihn anschaute, desto schöner erschien er ihr, und sie vergaß darüber alles andere in der Welt. Endlich kam der Morgen. Wie nun der erste Stern im Morgengrauen erblaßte, begann der Jüngling unruhig zu werden und aufzuwachen. Da erschrak die Prinzessin sehr, blies ihre Lampe aus und legte sich ins Bett. Aber der Jüngling meinte, sie schliefe, und wollte sie nicht wecken, sondern stand leise auf, nahm seine andere Gestalt an und ging fort und ließ sich den ganzen Tag nicht mehr sehen.

Als nun der Abend kam und es spät wurde, ging alles wieder genau so. Der Hund kam aus dem Wald heim und war sehr müde. Aber kaum war er eingeschlafen, so stand die

Prinzessin behutsam auf, zündete ihre Lampe an und kam leise näher, um ihn zu betrachten. Wie sie nun über das Bett leuchtete, kam es ihr vor, als ob der Jüngling noch viel schöner sei als am Tag zuvor, und je länger sie schaute, desto schöner wurde er, daß sie lachen und weinen mußte aus lauter Liebe und Sehnsucht. Sie konnte die Augen nicht von ihm wenden, sondern saß die ganze Nacht über sein Kopfkissen gebeugt und vergaß ihr Versprechen und alles andere, nur um ihn anzusehen. Schließlich kam der Morgen. Wie nun der erste Morgenstrahl sich zeigte, begann der Jüngling sich zu rühren und aufzuwachen. Da erschrak die Prinzessin wiederum sehr, blies hastig ihre Lampe aus und legte sich ins Bett. Aber der Jüngling dachte, sie schliefe, und wollte sie nicht wecken, sondern stand leise auf, nahm seine andere Gestalt an und ging fort und ließ sich diesen Tag nicht mehr sehen.

Schließlich wurde es wieder spät, der Abend kam, und der Hund kam aus dem Wald heim wie gewöhnlich. Aber auch diesmal konnte die Prinzessin ihre Neugier nicht bezwingen; kaum war ihr Mann eingeschlafen, stand sie leise auf, zündete ihre Lampe an und kam behutsam näher, um ihn anzusehen, wie er schlief. Wie nun das Licht auf den Jüngling fiel, so schien er ihr noch viel schöner als je zuvor, und je länger sie hinschaute, desto schöner wurde er, und das Herz brannte ihr, und sie vergaß alles andere in der Welt und schaute nur ihn an. Sie konnte die Augen nicht von ihm lassen, sondern saß die ganze Nacht über sein Kopfkissen gebeugt. Als nun der Morgen kam und die Sonne aufging, begann der Jüngling sich zu rühren und aufzuwachen. Da erschrak die Prinzessin sehr, weil sie gar nicht gemerkt hatte, wie die Zeit verging und wollte rasch ihre Lampe ausblasen. Aber da zitterte ihre Hand, und ein warmer Tropfen fiel auf den Jüngling, daß er erwachte. Wie er merkte, was sie getan hatte, sprang er erschrocken auf, verwandelte sich im Augenblick in einen lahmen Hund und hinkte in den Wald hinaus. Aber der Prinzessin tat es so leid, daß sie fast von Sinnen kam und

hinter ihm drein lief und die Hände rang und unter bittern Tränen bat, er möge wiederkommen. Aber er kam nicht.

Die Königstochter wanderte nun über Berg und Tal und viele fremde Wege, um ihren Mann zu suchen, und immer flossen ihre Tränen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Aber der Hund war fort und blieb fort, obgleich sie ihn in Nord und Süd suchte. Als sie nun merkte, daß er nicht zu finden war, wollte sie wieder zu dem schönen Schloß zurückkehren. Aber da ging es ihr ebenso. Das Schloß war nicht zu sehen, und wo sie hinkam, sah sie nichts anderes als den kohlschwarzen Wald. Nun kam sie sich von aller Welt verlassen vor. Da setzte sie sich auf einen Stein, weinte bitterlich und dachte, wie viel lieber sie tot sein wolle, als so ohne ihren Mann leben. Da kam unter dem Stein hervor eine kleine Kröte gehüpft. Die fragte: „Schöne Jungfrau, warum sitzest du hier und weinst so bitterlich?" — Da gab die Prinzessin zur Antwort: „Ich muß wohl weinen und kann nie mehr fröhlich sein. Erst habe ich meinen Herzliebsten verloren, und jetzt kann ich den Weg zum Schloß nicht finden. Nun muß ich hier verhungern oder von wilden Tieren gefressen werden." „Ach," sagte die Kröte, „wenn es sonst nichts ist, so kann ich dir wohl helfen. Wenn du mich zu deinem besten Freund haben willst, so will ich dir den Weg zeigen." Das wollte aber die Prinzessin nicht, sondern gab zur Antwort: „Bitte mich, um was du willst, nur nicht darum! Ich habe niemals jemand lieber gehabt als meinen lahmen Hund, und ich will niemand lieber haben, solange ich lebe." Damit stand sie auf, weinte bitterlich und ging ihres Weges weiter. Aber die Kröte sah ihr freundlich nach, lachte innerlich und kroch wieder unter ihren Stein.

Als die Königstochter ein langes, langes Stück gewandert war, und immer noch nichts als Wald und Wildnis sah, wurde sie sehr müde. Deshalb setzte sie sich auf einen Stein, stützte ihr Kinn in die Hand und wünschte sich den Tod, da sie doch nicht mehr mit ihrem Mann leben konnte. Da raschelte es auf einmal im Gebüsch, und sie sah, wie ein gro-

ßer grauer Wolf gerade auf sie zukam. Da erschrak sie sehr, denn sie konnte nichts anderes denken, als daß der Wolf sie stracks auffressen würde. Aber der Wolf blieb stehen, wedelte mit dem Schwanz und fragte: „Stolze Jungfrau, warum sitzest du hier und weinst so bitterlich?“ Da gab die Prinzessin zur Antwort: „Ich muß wohl weinen und kann nie mehr froh werden. Erst habe ich meinen Herzliebsten verloren, und nun kann ich den Weg zum Schloß nicht finden, und muß wohl hier verhungern oder von wilden Tieren aufgefressen werden.“ „Ach,“ sagte der Wolf, „wenn es sonst nichts ist, so kann ich dir wohl helfen. Laß mich dein bester Freund sein, so will ich dir den Weg zeigen.“ Das wollte aber die Prinzessin nicht, sondern gab zur Antwort: „Bitte mich, um was du willst, nur nicht darum. Ich habe niemals jemand lieber gehabt als meinen lahmen Hund, und ich will auch niemals jemand lieber haben, solange ich lebe.“ Damit stand sie auf, weinte bitterlich und ging ihres Weges weiter. Der Wolf aber sah ihr freundlich nach, lachte innerlich und lief hastig davon.

Als die Prinzessin wiederum lang und weit in der Wildnis gewandert war, wurde sie wieder so müde und kraftlos, daß sie nicht weitergehen konnte. Da setzte sie sich auf einen Stein, rang die Hände und wünschte sich den Tod, da sie doch nicht mit ihrem Mann leben konnte. In dem Augenblick vernahm sie ein dumpfes Brüllen, daß die Erde bebte, und ein großer ungeheuerlicher Löwe kam daher und gerade auf sie zu. Nun erschrak sie sehr, denn was konnte sie anderes denken, als daß der Löwe sie stracks zerreißen werde? Aber das Tier war mit schweren Eisenketten gefesselt, daß es sich kaum schleppen konnte, und die Ketten klirrten an beiden Seiten, wenn es sich rührte. Als der Löwe nun endlich zu der Prinzessin kam, blieb er stehen, wedelte mit dem Schwanz und fragte: „Schöne Jungfrau, warum sitzest du da und weinst so bitterlich?“ Da gab die Prinzessin zur Antwort: „Ich muß wohl weinen und kann nie mehr froh werden. Zuerst habe ich meinen Herzliebsten verloren, und jetzt kann ich den Weg zum

Schloß nicht finden und muß hier verhungern oder von wilden Tieren gefressen werden." „Ach," sagte der Löwe, „wenn es sonst nichts ist, so kann ich dir wohl helfen. Wenn du meine Ketten lösen und mich zu deinem besten Freund machen willst, so will ich dir den Weg zeigen." Aber die Prinzessin hatte solche Angst, daß sie nicht Rede und Antwort stehen konnte, noch weniger traute sie sich an das Tier heran. Da hörte sie eine helle Stimme aus dem Wald erklingen: es war eine kleine Nachtigall, die saß im Gezweig und sang:

„Mägdlein, lös die Kette, lös die Kette!"

Da tat ihr der Löwe leid, und sie faßte sich ein Herz, trat herzu, nahm ihm die Ketten ab und sagte: „Deine Ketten kann ich wohl lösen, aber mein bester Freund kannst du niemals sein. Denn ich habe nie jemand lieber gehabt als meinen lahmen Hund und werde nie jemand lieber haben." Aber da geschah etwas Wunderbares: gerade als die letzte Fessel fiel, verwandelte sich der Löwe in einen schönen jungen Prinzen, und als ihn die Prinzessin recht anschaute, so war es niemand anderes als ihr Herzliebster, der zuvor ein Hund gewesen war. Da sank sie zur Erde, umfaßte die Knie des Jünglings und bat ihn, er möge nicht mehr von ihr fortgehen. Aber der Prinz richtete sie mit großer Liebe auf, nahm sie in die Arme und sagte: „Nein, nun wollen wir uns nie mehr trennen, denn ich bin erlöst und habe deine Treue gegen mich bis zum letzten erfahren."
Nun gab es eine Freude, die niemand sagen kann. Und der Prinz nahm seine junge Frau und zog heim in das schöne Schloß, und da war er König, und sie wurde seine Königin. Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.

14. Der Goldköniginberg



Es war einmal ein Bursche, der hütete das Vieh im Wald und hielt seine Mittagsmahlzeit in einer Lichtung. Wie er nun so dasaß, sah er eine Ratte in einen Wacholderbusch springen. Er ging aus Neugier hin, um sie zu suchen, aber wie er sich bückte, da fiel er kopfüber hin und schlief ein. Da träumte ihm, er gehe zur Prinzessin auf dem Goldköniginberg, aber er wisse den Weg nicht.

Am nächsten Tag ging er wieder und hütete seine Herde und kam unversehens an dieselbe Lichtung, wo er nun auch diesmal Mittagsrast hielt. Auch diesmal erblickte er die Ratte und wollte nach ihr sehen, aber er fiel und schlief ein und träumte wieder von der Prinzessin auf dem Goldköniginberg, und daß man, um dorthin zu kommen, siebzig Pfund Eisen und ein Paar eiserne Schuhe dazu auftragen müsse. Er wachte auf, und es war nur ein Traum, aber er setzte sich ganz fest in den Kopf, den Goldköniginberg zu finden, und ging heim mit seiner Herde. Am dritten Tag, als er mit seiner Herde auszog, konnte er nicht rasch genug an die Stelle kommen, die ihn mit diesem Traum beglückt hatte. Die Ratte zeigte sich wieder, und als er ihr nachsehen wollte, da schlief er wieder ein, wie an den vorhergehenden Tagen. Er träumte wieder von der Prinzessin vom Goldköniginberg, und daß sie selbst käme und einen Brief und ein goldenes Band in seine Tasche lege. Er erwachte bald und fand zu seiner unbeschreiblichen Verwunderung in seiner Tasche die beiden Dinge, von denen er geträumt hatte, den Brief und das Band. Nun hatte er keine Zeit, die Herde länger zu hüten, sondern trieb sie gleich heim. Dann ging er in den Stall und holte sich ein Pferd, verkaufte es, und für das Geld kaufte er sich siebzig Pfund Eisen und ein Paar eiserne Schuhe. Aus dem Eisen machte er Ruderpflöcke und zog seine eisernen Schuhe an und machte sich auf den Weg. Eine

Zeitlang ging die Reise zu Land, aber schließlich kam er an einen See und mußte doch weiter. Er sah nichts anderes als Wasser vor sich und Wasser hinter sich, er ruderte den einen Ruderpflock und dann den anderen zunichte, er ruderte lang und eifrig und kam schließlich an Land und auf eine grüne Wiese, und es war gar kein Wald dort. Er ging auf der Wiese rings herum und entdeckte einen Erdhügel, aus dem der Rauch stieg, und als er näher zusah, kam eine Frau heraus, die war neun Ellen lang. Er fragte sie, welches der Weg sei nach dem Goldköniginberg. Aber sie sagte: „Das weiß ich nicht, geh und frage meine Schwester, sie ist neun Ellen länger als ich und wohnt in einem Erdhügel, den du leicht finden kannst." Er ging und kam zu einem Erdhügel, der gerade aussah wie der erste, und auch hier stieg der Rauch auf. Rasch kam eine Frau heraus, die war ungeheuer lang, und die fragte er nach dem Weg nach dem Goldköniginberg. „Das weiß ich nicht," sagte sie, „geh und frag meinen Bruder, er ist neun Ellen länger als ich und wohnt in einem Berg ein Stück weit entfernt." Er kam an den Berg, wo ebenfalls Rauch aufstieg, und da klopfte er an. Gleich kam ein Mann heraus, ein richtiger Riese, der war siebenundzwanzig Ellen lang, und den fragte er nach dem Weg zum Goldköniginberg. Da nahm er eine Pfeife und pfiff nach allen Himmelsrichtungen und nach allen Tieren, die es in der Welt gibt. Aus dem Wald kamen alle Tiere, aber zuvorderst ein Bär. Den fragte er nach dem Goldköniginberg, aber er wußte nichts. Da pfiff der Riese wieder nach allen Himmelsrichtungen und nach allen Fischen, die es in der Welt gibt. Sie kamen auch sogleich, und er fragte den Walfisch nach dem Goldköniginberg, aber der wußte nichts. Der Riese blies wieder in seine Pfeife nach allen Himmelsrichtungen und rief alle Vögel der Welt zusammen. Diese kamen, und er fragte den Adler nach dem Goldköniginberg, und ob er wisse, wo er sei. Der Adler sagte: „Ja!" „Also führ den Burschen dorthin," sagte der Alte, „aber geh nicht übel mit ihm um!" Der Adler versprach es, und der Bursche

durfte sich auf seinen Rücken setzen, und nun ging es durch die Luft über Wälder, Felder, Berg und Tal, und bald waren sie über dem Meer und sahen nichts anderes als Himmel und Wasser. Da ließ der Adler den Burschen bis an die Fußknöchel ins Meer tauchen und fragte: „Hast du Angst?" — „Nein," sagte der Bursche. Da flog der Adler wieder ein Stück weit, und dann tauchte er den Burschen bis an die Knie ins Wasser und fragte: „Hast du Angst?" — „Ja," sagte der Bursche, „aber der Riese hat gesagt, du sollst nicht übel mit mir umgehen." — „Hast du wirklich Angst?" fragte der Adler noch einmal. „Ja," gab der Bursche zur Antwort. Darauf sagte der Adler: „Solche Angst, wie du jetzt hast, solche Angst hatte ich, als die Prinzessin dir den Brief und das goldene Band in die Tasche steckte." Und damit waren sie an einem großen und hohen Berg angekommen, an dessen einer Seite eine große eiserne Tür war. Sie klopften an, und eine Dienerin erschien, um zu öffnen und sie einzulassen. Der Bursche blieb und wurde wohl aufgenommen, aber der Adler nahm Abschied und flog wieder in sein Land. Der Bursche bat um etwas zu trinken, und es wurde ihm gleich ein Becher mit einem kühlen Trunk gereicht. Als er getrunken hatte und den Becher wieder zurückgab, ließ er das goldene Band hineinfallen. Als die Magd den Becher ihrer Herrin zurückbrachte — eben der Prinzessin vom Goldköniginberg — schaute sie in den Becher und siehe, da lag ja das Goldband, das sie als ihr eigenes erkannte. Deshalb fragte sie: „Ist jemand hier?" und als die Dienerin die Frage bejahte, sagte die Prinzessin: „Heiß ihn hereinkommen!" Und als der Bursche eintrat, fragte sie ihn gleich, ob er vielleicht einen Brief habe? Der Bursche zog den Brief hervor, den er auf so wunderbare Art erhalten hatte, und gab ihn der Prinzessin. Und als sie ihn gelesen hatte, sagte sie voller Freude: „Nun bin ich erlöst!" Und zugleich verwandelte sich der Berg in das schönste Schloß mit allen Kostbarkeiten, Dienerschaft und allen möglichen Bequemlichkeiten, alles für seinen Zweck. (Ob die Prinzessin und der

Bursche Hochzeit hielten, weiß der Erzähler nicht zu sagen, aber man muß annehmen, daß das Märchen es so haben will.)

15. Alter Riesenhupf!



Es waren einmal zwei Nachbarn; der eine war reich und der andere arm. Sie hatten eine große Wiese gemeinschaftlich, die sie miteinander mähen und das Heu teilen mußten. Aber der Reiche wollte die Wiese für sich allein haben und sagte zu dem Armen, er wolle ihn von Haus und Hof vertreiben, wenn er nicht auf den Vertrag eingehe, daß der, der an einem Tag das größte Stück mähen könne, die ganze Wiese haben solle. Nun trieb der Reiche so viele Schnitter auf, als er nur konnte, aber der Arme konnte nicht eines einzigen habhaft werden. Schließlich wurde er ganz verzweifelt und weinte, weil er nicht wußte, wo er auch nur ein bißchen Heu für die Kuh herbekommen sollte.

Da trat ein großer Mann auf ihn zu und sagte: „Sei nur nicht betrübt. Ich weiß schon, was du tun mußt. Wenn ihr zu mähen anfangt, so rufe nur dreimal hintereinander: Alter Riesenhupf! dann wird's nicht fehlen, du wirst schon sehen!" Und damit war er verschwunden.

Aber dem armen Mann war das Herz leichter geworden, und er machte sich weiter gar keine Sorgen mehr.

Eines schönen Tages kam nun der Reiche mit nicht weniger als zwanzig Leuten, und sie mähten einen Strich nach dem anderen nieder. Aber der Arme nahm sich nicht einmal die Mühe anzufangen, als er sah, wie die andern zu Werk gingen, und daß er allein gar nicht zurecht kommen konnte.

Da fiel ihm der große Kerl ein und er rief: „Alter Riesenhupf!" Aber es kam niemand. Und die Schnitter verlachten und verspotteten ihn und meinten, er sei von Sinn und Verstand. Da rief er noch einmal: „Alter Riesenhupf!"

Aber auch diesmal ließ sich kein Riesenhupf sehen. Und die Schnitter konnten nicht einen einzigen Sensenzug tun, denn sie lachten, daß sie fast platzten.

Aber nun rief er zum drittenmal: „Alter Riesenhupf!“

Und da kam ein greulich großer Kerl mit einer Sense so groß wie ein Mastbaum.

Nun war es aus mit der Freude bei den Schnittern des reichen Bauern. Denn wie der Große anfing zu mähen und um sich zu arbeiten, kam ihnen ein Schrecken, weil er so gewaltig zu Werk ging. Und ehe sie sich's versahen, war die halbe Wiese abgemäht.

Da kam der reiche Bauer in Wut und schoß herbei und gab dem Riesen einen Fußtritt hinten drauf. Aber das half ihm weiter nichts, als daß sein Fuß hängen blieb. Der Riese spürte den Tritt nicht mehr als einen Flohstich und schaffte ruhig weiter.

Aber nun dachte sich der Reiche einen Schlich aus, wie er loskommen könnte, und gab dem Riesen auch mit dem anderen Fuß einen Schupps. Da blieb auch dieser kleben, und der Bauer hing da wie eine Zecke. Und der alte Riesenhupf mähte die ganze Wiese zu Ende und fuhr dann in die Luft hinauf, und der Reiche hinten im Schlepptau mußte mit. So blieb der Arme allein Herr im Haus.

16. Die Prinzessin auf dem Glasberg



Es war einmal ein König, der hatte solche Freude an der Jagd, daß er kein größeres Vergnügen kannte, als hinter wilden Tieren dreinzujagen. Er lag spät und früh draußen im Wald mit Habicht und Hund und hatte immer gutes Jagdglück. Aber eines Tages traf es sich, daß er gar kein Wildbret auftreiben konnte, obgleich er nach allen Richtungen suchte vom Morgen an. Als es nun gegen Abend ging und er heimreiten

wollte, da sah er einen Zwerg oder wilden Mann vor sich im Walde laufen. Gleich spornte der König sein Pferd, ritt dem Zwerge nach und packte ihn und wunderte sich über sein seltsames Aussehen; denn er war klein und häßlich wie ein Troll, und sein Haar war steif wie Bohnenstroh. Aber was der König auch zu ihm sagte, er wollte keine Antwort geben, weder im Guten noch im Bösen. Darüber ärgerte sich der König, wie er ja schon zuvor über seine Jagd schlecht gelaunt war, und befahl seinen Leuten, den wilden Mann zu packen und wohl zu verwahren, daß er nicht entwische. Dann zog der König heim.

Da sagten seine Leute: „Du sollst den wilden Mann hier an deinem Hofe gefangen halten, daß man in der ganzen Gegend davon spricht, was für ein großer Jäger du bist. Nur mußt du ihn so verwahren, daß er nicht auskommt, denn er ist falsch und listig von Gemüt.“ Als der König das hörte, schwieg er eine lange Weile. Dann meinte er: „Ich will tun, was ihr sagt, und es soll nicht meine Schuld sein, wenn der wilde Mann auskommt. Aber das gelobe ich, wer ihn losläßt, der soll ohne Gnade sterben, und wenn es mein eigener Sohn wäre.“

Am nächsten Morgen, gleich als der König erwachte, kam ihm in den Sinn, was für ein Gelübde er getan hatte.

Da ließ er gleich nach Holz und Balken schicken und baute ein Häuschen oder eine Art Käfig ganz nahe beim Schloß. Das Häuschen wurde aus großen Balken gezimmert und mit starken Schlössern und Riegeln gesichert, so daß niemand einbrechen konnte, und mitten in der Wand wurde ein kleines Guckloch gelassen, um das Essen hineinzuschieben. Als nun alles fertig war, ließ der König den wilden Mann herbeiführen, setzte ihn in das Häuschen und nahm selbst die Schlüssel an sich. Da mußte der Zwerg nun Tag und Nacht gefangen sitzen, und die Leute kamen gegangen und gefahren, um ihn anzuschauen. Aber niemand hörte ihn jemals klagen oder überhaupt nur ein einziges Wort reden.

Das ging so eine gute Weile. Da entstand Krieg im Lande,

und der König mußte ins Feld ziehen. Als er nun Abschied nahm, sagte er zur Königin: „Du mußt nun an meiner Statt das Reich regieren, und ich lasse Land und Volk in deiner Hut. Aber eines mußt du mir versprechen: daß du den wilden Mann sicher verwahrt hältst, daß er nicht entwischt, während ich fort bin.“ Die Königin versprach, in allen Stücken ihr Bestes zu tun, und der König gab ihr die Schlüssel zu dem Käfig. Darauf ließ er seine „Schnecken“ vom Lande stoßen, hißte die Segel und fuhr weit, weit fort in das andere Land.

Der König und die Königin hatten miteinander ein einziges Kind, einen Prinzen, der noch klein war, aber Großes versprach. Als nun der König fort war, begab es sich eines Tages, daß der kleine Bursche im Königshof herumwanderte und an den Käfig des wilden Mannes kam. Da fing er an mit seinem goldenen Apfel zu spielen. Wie er nun so spielte, da fiel auf einmal der Apfel in das Fenster an der Wand des Käfigs. Gleich kam der wilde Mann zum Vorschein und warf den Apfel wieder zurück. Das schien dem Kleinen ein lustiges Spiel, er warf den Apfel wieder hinein, und der wilde Mann warf ihn wieder heraus, und so spielten sie eine lange Weile. Aber wie lang auch das Vergnügen dauerte, schließlich verwandelte es sich in Trauer, denn der wilde Mann behielt den Goldapfel und wollte ihn nicht mehr herausgeben. Als gar nichts helfen wollte, nicht Drohungen, nicht Bitten, fing der Kleine schließlich zu weinen an. Da sagte der wilde Mann: „Übel tat dein Vater, daß er mich gefangen nahm, und du bekommst niemals deinen Apfel wieder, wenn du mich nicht herausläßt.“ Der Kleine gab zur Antwort: „Wie soll ich dich denn herauslassen können? Gib mir nur meinen goldenen Apfel wieder, meinen goldenen Apfel!“ Da sagte der wilde Mann: „Du sollst tun, wie ich dir jetzt sage: Geh hinauf zu deiner Mutter, der Königin, und bitte sie, daß sie dich laust. Dann schau, daß du die Schlüssel aus ihrem Gürtel stiehlst und komm herunter und schließe die Tür auf. Dann kannst du die Schlüssel auf die

gleiche Art wieder zurückgeben, ohne daß jemand etwas davon merkt.“ Wie der wilde Mann dem Kleinen so zuredete, tat er schließlich nach seinen Worten, ging hinauf zu seiner Mutter, bat sie, ihn zu lausen und stahl die Schlüssel von ihrem Gürtel. Dann lief er zu dem Käfig, machte die Tür auf, und der wilde Mann kam heraus. Wie sie sich nun trennten, sagte der Zwerg: „Hier hast du deinen goldenen Apfel wieder, wie ich es versprochen habe, und du sollst bedankt sein, daß du mich herausgelassen hast. Ein anderes Mal, wenn du es nötig hast, will ich dir wieder helfen.“ Damit lief er seiner Wege. Aber der Prinz ging wieder zu seiner Mutter und brachte ihr die Schlüssel wieder auf die gleiche Art, wie er sie geholt hatte.

Als man es nun am Königshof erfuhr, daß der wilde Mann ausgekommen war, da gab es einen großen Aufstand, und die Königin sandte Leute über Weg und Steg, um ihn zu suchen. Aber er war und blieb verschwunden. Das ging so eine Weile, und die Königin wurde immer betrübter, denn sie erwartete jeden Tag ihres Gatten Heimkehr. Wie er nun an Land kam, da war seine erste Frage, ob man auch den wilden Mann gut gehütet habe. Da mußte die Königin eingestehen, wie es sich verhielt, und erzählte alles, wie es sich zugetragen hatte. Aber der König wurde über alle Maßen zornig und sagte, er wolle den Übeltäter strafen, wer es auch sein möge. Und er veranstaltete eine große Untersuchung am ganzen Königshof, und jedes Menschenkind mußte vortreten und Zeugnis ablegen. Aber keiner wußte etwas. Schließlich mußte auch der kleine Prinz vortreten. Wie er nun vor dem König stand, sagte er: „Ich weiß, daß ich meines Vaters Zorn verdient habe; aber ich kann doch die Wahrheit nicht verbergen, denn ich habe den wilden Mann herausgelassen.“ Da wurde die Königin ganz weiß im Gesicht und die anderen auch; denn es war niemand, der den Prinzen nicht gern hatte. Schließlich nahm der König das Wort: „Niemals soll man von mir sagen, daß ich mein Gelöbnis gebrochen habe, wäre es auch für mein eigen Fleisch und Blut. Nein, du

sollst sterben, wie du es verdienst." Damit gab er den Befehl, daß man den Prinzen in den Wald führen und töten solle. Das Herz des Burschen solle man ihm wieder bringen, zum Zeichen, daß sein Befehl ausgeführt sei.

Nun gab es eine unerhörte Betrübnis unter den Leuten, und alle baten für den kleinen Prinzen. Aber das Wort des Königs war unverrückbar. Die Knechte wagten nicht anders als zu gehorchen, nahmen den Knaben in die Mitte und machten sich auf den Weg. Als sie nun weit, weit in den Wald gekommen waren, sahen sie einen Hirten, der Schweine hütete. Da sagte der eine zum anderen: „Es dünkt mir nicht gut, daß wir Hand an den Königssohn legen sollen, laß uns lieber ein Schwein kaufen und sein Herz nehmen, dann wird niemand anders meinen, als daß es das Herz des Prinzen ist." Das schien dem andern Knecht weise gesprochen. Sie kauften dem Hirten ein Schwein ab, führten es in den Wald und schlachteten es und nahmen sein Herz. Dann hießen sie den Prinzen seiner Wege ziehen und niemals wiederkommen. Sie selbst aber wandten sich zum Königshof, und man kann sich vorstellen, was das für eine Trauer war, als sie vom Tod des Prinzen erzählten.

Der Königssohn tat nun, was ihm die Diener gesagt hatten. Er wanderte immerzu, so weit er konnte, und nie hatte er etwas anderes zu essen als Nüsse und wilde Beeren, wie sie im Walde wachsen. Als er nun lang und weit gewandert war, kam er an einen Berg, und zu oberst darauf stand eine hohe Föhre. Da dachte er bei sich selbst: „Eigentlich könnte ich auf die Föhre hinaufklettern und sehen, ob irgendein Weg zu finden ist." Gesagt, getan. Er kletterte auf den Baum. Wie er nun im höchsten Wipfel saß und nach allen Seiten Ausschau hielt, sah er weit in der Ferne einen schönen großen Königshof liegen und in der Sonne schimmern. Da wurde er sehr froh und wanderte gleich nach dieser Richtung. Unterwegs traf er einen Knecht, der pflügte. Den bat er, mit ihm die Kleider zu tauschen, und das geschah auch. So ausgerüstet kam er schließlich an den Königshof, ging hinein und

bat um einen Dienst und wurde als Hirte angenommen und hatte des Königs Vieh zu hüten. Da ging er nun im Wald spät und früh, aber mit der Zeit vergaß er sein Leid und wuchs und wurde groß und kühn, daß man nicht seinesgleichen fand.

Die Geschichte wendet sich nun zum König, der an diesem Hofe herrschte. Er war verheiratet gewesen und hatte mit seiner Königin eine einzige Tochter. Sie war viel schöner als andere Mädchen, dazu froh und freundlich, daß man den glücklich preisen konnte, der sie einmal heimführen würde. Als nun die Prinzessin ihre fünfzehn Winter erfüllt hatte, stellte sich eine unerhörte Menge Freier ein, wie man sich denken kann, und obgleich sie allen nein sagte, wurde ihre Zahl doch größer. Schließlich sagte die Prinzessin: „Nur der soll mich bekommen, der in voller Rüstung auf den hohen Glasberg hinaufreiten kann." Das schien dem König ein guter Vorschlag. Er ging auf den Wunsch seiner Tochter ein und ließ ein Gebot über sein ganzes Reich ausgehen, daß der die Prinzessin bekommen solle, der auf den Glasberg hinaufreiten könne.

Als nun der Tag gekommen war, den der König angesagt hatte, wurde die Prinzessin auf den Glasberg geführt. Da saß sie zu oberst auf dem Berggipfel, mit der goldenen Krone auf dem Haupt und einem goldenen Apfel in der Hand, und sie war so über alle Maßen schön, daß keiner war, der nicht gern sein Leben für sie gewagt hätte. Gerade unterhalb am Fuß des Berges versammelten sich alle Freier mit prächtigen Pferden und glänzender Rüstung, daß es wie Feuer in der Sonne glänzte, und rund herum strömte das Volk in großen Scharen, um ihrem Kampfspiel zuzuschauen. Als alles bereit war, wurde mit Hörnern und Trompeten ein Zeichen gegeben und zugleich rannten die Freier, einer nach dem andern, mit aller Macht den Berg hinauf. Aber der Berg war hoch und glatt wie Eis und dazu über alle Maßen steil. Keiner von ihnen kam weiter als ein kleines Stückchen hinauf, ehe er Hals über Kopf wieder herabstürzte, und es

konnte wohl vorkommen, daß einer dabei Arm und Beine brach. Davon gab es einen großen Lärm, auch vom Wiehern der Pferde, vom Schreien der Leute und Waffengeklirr, daß man das Getöse und Rufen weithin hörte.
Während nun alles das sich zuträgt, schweift der Königssohn mit seinen Ochsen herum, weit drinnen im tiefen Wald. Wie er nun den Lärm und das Waffengetöse hörte, setzte er sich auf einen Stein, stützte die Wange in die Hand und fiel in tiefe Gedanken. Denn es kam ihm in den Sinn, wie gerne er auch mitgeritten wäre wie die anderen. Da hörte er plötzlich Schritte, und wie er aufsah, stand der wilde Mann vor ihm. „Dank für letztes Mal!" sagte er. „Warum sitzest du hier so einsam und voll Kummer?" „Ja," sagte der Prinz, „ich muß wohl traurig und unfroh sein. Um deinetwillen bin ich ein Flüchtling aus meines Vaters Land, und nun habe ich nicht einmal ein Pferd und eine Rüstung, um zum Glasberg zu reiten und um die Prinzessin zu kämpfen." „Ach," sagte der wilde Mann, „wenn es sonst nichts ist, so kann dir wohl geholfen werden. Du hast mir früher einmal geholfen, jetzt will ich dir wieder helfen." Damit nahm er den Prinzen bei der Hand, führte ihn tief hinunter in die Erde in seine Höhle und siehe, da hing eine Rüstung, die war durch und durch aus dem härtesten Stahl geschmiedet und so blank, daß ein blauer Schimmer rings herum von ihr ausging. Gleich daneben stand ein prächtiges Roß, gesattelt und gerüstet, und scharrte die Erde mit seinen Stahlhufen und kaute am Gebiß, daß der weiße Schaum bis auf den Boden floß. Der wilde Mann sagte: „Nun zieh dich eilends an, reite hinaus und versuch dein Glück! Ich will unterdessen deine Ochsen hüten." Das ließ der Prinz sich nicht zweimal sagen, sondern legte Helm und Harnisch an, schnallte die Sporen an die Füße und band das Schwert an die Seite und fühlte sich in der Stahlrüstung so leicht wie ein Vogel in der Luft. Darauf sprang er in den Sattel, daß jede Spange klang, legte dem Roß die Zügel auf den Hals und ritt hastig auf den Berg zu.

Die Freier der Prinzessin wollten gerade den Wettkampf aufgeben, und es hatte keiner den Preis gewonnen, obgleich jeder sein Bestes getan hatte. Wie sie nun so dastanden und überlegten und meinten, daß das Glück ihnen ein anderes Mal vielleicht günstiger wäre, sahen sie auf einmal einen Jüngling aus dem Wald reiten, gerade auf den Berg zu. Er war in Stahl gehüllt vom Scheitel bis zur Zehe, den Helm auf dem Haupt, das Schwert im Gürtel und den Schild am Arm, und saß so ritterlich zu Pferd, daß es eine Lust war, ihn anzusehen. Gleich wandten sich aller Augen auf den fremden Ritter, und man fragte sich, wer er sei, denn noch niemand hatte ihn zuvor gesehen. Aber es blieb ihnen nicht viel Zeit zu reden und zu fragen, denn kaum war er aus dem Walde gekommen, so hob er sich in den Steigbügeln, hieb mit den Sporen auf das Pferd ein und fuhr wie ein Pfeil gerade den Glasberg hinauf. Doch ritt er nicht ganz hinauf, sondern als er in die Mitte des steilen Aufstiegs kam, warf er plötzlich sein Pferd herum und ritt wieder hinunter, daß die Funken um die Hufe stoben. Dann verschwand er im Wald, wie ein Vogel fliegt. Nun kann man sich vorstellen, was es für einen Aufstand gab unter allem Volk, und es war keiner, der sich nicht über den fremden Ritter wunderte. Alle Leute stimmten überein, daß sie noch nie einen kühneren Ritter gesehen hätten.

Nun verging eine Zeit, und die Freier der Prinzessin wollten ihr Glück zum zweiten Male versuchen. Die Königstochter wurde wiederum auf den Glasberg geleitet, mit großem Prunk und schöner Gewandung, und wurde zu oberst auf den Berggipfel gesetzt, mit der goldenen Krone auf dem Haupt und einem goldenen Apfel in der Hand. Am Fuß des Berges versammelten sich alle Freier mit schönen Pferden und prunkvoller Rüstung, und rings herum stand das ganze Volk, um dem Wettkampf zuzuschauen. Als alles bereit war, wurde wieder ein Zeichen gegeben mit Hörnern und Trompeten, und zugleich sprengten die Freier, einer nach dem andern, mit aller Macht den Berg hinauf. Aber es ging wie

das erstemal. Der Berg war hoch und glatt wie Eis und dazu über die Maßen steil; keiner kam weiter hinauf als ein kleines Stückchen, und dann stürzte er Hals über Kopf herab. Dabei gab es ein großes Getöse, und auch die Pferde wieherten, die Leute schrien und die Rüstungen klirrten, so daß man den Lärm und das Geschrei weit in den tiefen Wald hinein hörte.

Während sich nun das alles zutrug, hütete der junge Prinz seine Ochsen, wie es seine Pflicht war. Als er nun den Lärm und das Waffengetöse hörte, setzte er sich auf einen Stein, stützte die Wange in die Hand und weinte; denn er dachte an die schöne Königstochter, und es kam ihm in den Sinn, daß er auch gerne dabei sein und mitreiten wollte. In dem Augenblick hörte er Schritte, und als er aufsah, stand der wilde Mann gerade vor ihm. „Guten Tag," sagte der wilde Mann. „Weshalb sitzest du hier so einsam und sorgenvoll?" Da gab der Prinz zur Antwort: „Ich muß wohl traurig und unfroh sein! Um deinetwillen bin ich ein Flüchtling aus meines Vaters Land, und nun habe ich nicht einmal ein Pferd und eine Rüstung, um zu dem Berg zu reiten und um die Prinzessin zu kämpfen." „Ach," sagte der wilde Mann, „wenn es sonst nichts ist, so kann dir wohl geholfen werden. Du hast mir früher einmal geholfen, und jetzt helfe ich dir wieder." Damit nahm er den Prinzen bei der Hand, führte ihn tief hinunter in die Erde in seine Höhle, und da hing an der Wand eine Rüstung, die war ganz und gar aus dem klarsten Silber geschmiedet und so blank, daß sie weithin leuchtete. Gleich daneben stand ein schneeweißes Roß, gesattelt und gerüstet, und scharrte mit seinen Silberhufen und biß den Zaum, daß der Schaum zur Erde niederfloß. Der wilde Mann sagte: „Nun zieh dich eiligst an, reite und versuche dein Glück! In der Zeit will ich deine Ochsen hüten." Das ließ sich der Prinz nicht zweimal sagen, sondern legte in aller Eile Helm und Harnisch an, schnallte die Sporen fest, band sich das Schwert an die Seite und fühlte sich in der silbernen Rüstung so leicht wie ein Vogel in der Luft. Darauf sprang

er in den Sattel, daß jede Spange klang, legte dem Pferd die Zügel auf den Hals und ritt eiligst auf den Glasberg zu. Die Freier der Prinzessin wollten gerade den Wettkampf aufgeben; keiner von ihnen hatte den Preis gewonnen, obgleich jeder seinen Mann gestellt hatte. Wie sie nun so standen und überlegten und meinten, das Glück würde ihnen das nächste Mal günstiger sein, da sahen sie auf einmal einen Jüngling aus dem Wald hervorreiten und gerade auf den Berg zu. Er war vom Scheitel bis zur Zehe ganz in Silber gehüllt, den Helm auf dem Haupt, den Schild am Arm und das Schwert an der Seite, und er saß so ritterlich zu Pferd, daß ein kühnerer Jüngling wohl niemals zu sehen war. Gleich wandten sich aller Augen ihm zu, und die Leute merkten, daß es derselbe Ritter war, wie das erstemal. Aber der Prinz ließ ihnen nicht viel Zeit, sich zu wundern, denn kaum war er in die Ebene hinausgekommen, so hob er sich in den Steigbügeln, spornte sein Pferd und ritt wie das Feuer gerade den steilen Berg hinauf. Doch ritt er nicht ganz bis zum Gipfel, sondern als er bis an den Bergkamm gekommen war, grüßte er die Prinzessin mit großer Höflichkeit, warf plötzlich sein Pferd herum und ritt wieder den Berg hinunter, daß um die Hufen Funken stoben. Darauf verschwand er im Wald, wie der Sturm fährt. Nun kann man sich denken, daß es noch einen größeren Aufstand gab als das erstemal, und keiner war, der sich nicht über den fremden Ritter wunderte. Aber alle waren einig, daß es nirgends ein prächtigeres Pferd, nirgends einen schöneren Jüngling geben konnte.

Nun verging eine Weile, und der König setzte einen Tag an, an dem die Freier seiner Tochter sich zum drittenmal versuchen sollten. Die Prinzessin wurde nun wiederum zum Glasberg geführt, setzte sich zu oberst auf den Berg, mit der goldenen Krone und dem goldenen Apfel wie die ersten Male. Am Fuß des Berges sammelte sich die ganze Freierschar mit prächtigen Pferden und blanken Rüstungen, so schön, wie man noch nichts gesehen hatte, und rund herum strömte das Volk herbei, um ihrem Wettspiel zuzusehen. Als

alles bereit war, sprengten die Freier einer nach dem anderen mit aller Macht den Berg hinauf. Aber es ging wieder ebenso. Der Berg war glatt wie Eis, und dazu über alle Maßen steil, so daß keiner weiter als ein kleines Stückchen hinaufkam, bevor er Hals über Kopf stürzte. Da gab es ein großes Getöse, die Pferde wieherten, die Leute schrien und die Waffen klirrten, daß der Lärm und das Geschrei weit hinein in den Wald hallte.

Während sich das alles zutrug, ging der Königssohn und hütete seine Ochsen wie gewöhnlich. Als er nun wieder den Lärm und das Waffengetöse hörte, setzte er sich auf einen Stein, stützte die Wange in die Hand und weinte bitterlich. Denn er dachte an die schöne Königstochter und hätte auch gerne sein Leben gewagt, um sie zu gewinnen. In dem Augenblick stand der wilde Mann wieder vor ihm. „Guten Tag!“ sagte der wilde Mann. „Warum sitzest du hier so einsam und traurig?“ „Ich muß wohl traurig und unfroh sein,“ sagte der Prinz. „Um deinetwillen bin ich ein Flüchtling aus meines Vaters Reich, und nun habe ich nicht einmal ein Schwert und eine Rüstung, um zu dem Berg zu reiten und um die Prinzessin zu kämpfen.“ — „Ach,“ sagte der wilde Mann, „wenn es nichts weiter ist, so kann ich dir leicht helfen. Du hast mir früher einmal geholfen, und nun will ich dir wieder helfen.“ Damit nahm er den Prinzen bei der Hand, führte ihn in seine Höhle tief unten in der Erde und zeigte ihm eine Rüstung, die war ganz aus lauterem Golde geschmiedet und so glänzend, daß der Goldschein weithin leuchtete. Daneben stand ein prächtiges Pferd, gesattelt und gezäumt, und scharrte mit seinen goldenen Hufen und kaute am Gebiß, daß der Schaum bis auf die Erde floß. Der wilde Mann sagte: „Kleide dich nun eilends an und reite und versuche dein Glück!“ Wahrhaftig, der Prinz war nicht faul, legte Helm und Harnisch an, schnallte die Goldsporen an die Füße, band das Schwert an die Seite und fühlte sich in der Goldrüstung so leicht wie ein Vogel in der Luft. Dann schwang er sich in den Sattel, daß jede Spange klang, legte dem

Pferd die Zügel auf den Hals und ritt eilends auf den Glasberg zu.

Die Freier der Prinzessin wollten gerade den Wettkampf einstellen, keiner von ihnen hatte den Preis gewonnen, obgleich jeder sein Bestes getan hatte. Wie sie nun so standen und sich überlegten, was sie tun sollten, erblickten sie plötzlich einen Jüngling, der aus dem Wald geritten kam und gerade auf den Berg zu. Er war vom Scheitel bis zur Sohle in Gold gewandet, den Goldhelm auf dem Haupt, den goldenen Schild am Arm und das goldene Schwert an der Seite, und hielt sich so ritterlich, daß nirgends in der Welt ein kühnerer Krieger zu sehen sein möchte. Gleich wandten sich aller Augen ihm zu, und man merkte, daß es derselbe Jüngling war wie die vorigen Male. Aber der Prinz ließ ihnen zum Fragen und Verwundern nicht viel Zeit, sondern kaum war er in der Ebene angelangt, so hob er sich in den Steigbügeln, gab dem Pferd die Sporen und schoß wie der Blitz den steilen Berg hinan. Als er auf dem obersten Berggipfel ankam, grüßte er die schöne Prinzessin mit großer Höflichkeit, kniete vor ihr nieder und empfing den goldenen Apfel aus ihrer Hand. Darauf warf er sein Roß herum, ritt den Glasberg wieder hinunter, daß die Funken um die goldenen Hufen stoben und ein langer Goldstreif hinter ihm dreinleuchtete. Schließlich verschwand er im Walde wie ein Stern. Nun war erst ein Getriebe um den Berg! Das ganze Volk brach in ein Freudengeschrei aus, daß man es weithin hörte: das Horn erschallte, die Trompeten riefen, die Pferde wieherten, die Waffen klirrten, und der König ließ weit verkünden, daß der fremde Goldritter den Preis gewonnen habe.

Nun hätte man nur noch etwas über den goldenen Ritter wissen sollen, denn niemand kannte ihn; und alle Leute erwarteten, daß er sich sogleich im Schloß einfinden werde. Aber er kam nicht. Darüber gab es ein großes Verwundern, und die Prinzessin wurde blaß und krank. Aber der König war ungehalten, und die Freier murrten und nörgelten Tag für Tag. Als man sich nun nicht mehr anders zu helfen

wußte, ließ der König eine große Versammlung in seinem Schloß ansagen, und jedes Menschenkind, hoch und niedrig, sollte kommen, damit die Prinzessin selber unter ihnen wählen könnte. Da war keiner, der nicht gerne ging, um der Prinzessin willen, und auch wegen des königlichen Befehls, und es kam eine unzählige Menge Leute zusammen. Als nun alle da waren, trat aus dem Schloß die Königstochter in großem Staat und ging mit ihren Mägden durch die ganze Schar. Aber wie sie auch nach allen Seiten ausschauen mochte, so fand sie doch nicht, was sie suchte. Als sie in die letzte Reihe kam, sah sie einen Mann ganz verborgen in der Menge stehen. Er trug einen flachen Hut und einen weiten grauen Mantel wie die Hirten; aber die Kapuze war heraufgezogen, so daß man sein Gesicht nicht sehen konnte. Stracks lief die Prinzessin auf ihn zu, zog die Kapuze weg, fiel dem Mann um den Hals und rief laut: „Hier ist er! hier ist er!“ Da lachten alle Leute, denn sie sahen, daß es der Hirte des Königs war, und der König selbst rief aus: „Gott tröste mich über den Schwiegersohn, den ich bekommen soll.“ Der Mann ließ sich jedoch nicht stören, sondern sagte: „Ach, mach dir deswegen keine Sorge! Ich bin so gut ein Königssohn wie du ein König!“ Damit warf er seinen weiten Mantel weg. Aber da lachte keiner mehr; denn statt des grauen Hirten stand ein schöner junger Prinz da, in Gold gekleidet vom Scheitel bis zur Zehe, und mit dem goldenen Apfel der Prinzessin in der Hand, und alle sahen nun genau, daß es der Jüngling war, der auf den Glasberg geritten war.

Da wurde eine Gasterei hergerichtet, wie man noch keine gesehen hatte, und der Prinz bekam die Königstochter und das halbe Reich mit ihr. Von da an lebten sie glücklich jeder in seinem Reich, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch. Aber nie mehr hat man etwas vom wilden Mann gehört. Und nun ist es aus.

17. Königin Kranich



Es war einmal ein armer, armer Junge. Der ging zum König und bat, man möge ihn als Hirten in Dienst nehmen. Alle hießen ihn den Hirtenpeter. Als er da seine Herde hütete, hatte er eine Armbrust und schoß damit. Da sah er einen Kranich in einem hohen Eichbaum sitzen, den wollte er schießen. Der hüpfte immer weiter und weiter herunter und kam schließlich auf die untersten Zweige. Da sagte er: „Wenn du nicht auf mich schießen willst, so will ich dir helfen in jeder Not. Du brauchst nur rufen: Helf mir Gott und Königin Kranich sei bei mir, so glückt es mir." Damit flog der Vogel davon.

Einst sollte es Krieg geben, und der König mußte ins Feld ziehen. Da trat der Hirtenpeter vor ihn und bat, ob er nicht mit in den Krieg dürfe. Und man gab ihm einen alten Gaul zum Reiten, da ritt er in einen Sumpf neben dem Weg, und dort starb das Pferd. Dann setzte er sich hin und schnalzte mit der Zunge, aber das Pferd wollte nicht vorwärts. Wie die Leute vorbeiritten, hatten sie ihren Spaß mit ihm. Der Junge tat, als ob er traurig sei.

Als die Leute vorbei waren, ging der Bursche zu der Eiche, wo die Königin Kranich wohnte. Hier bekam er ein schwarzes Roß, eine Messingrüstung und ein silbernes Schwert. So zog er in den Kampf und kam so schnell hin, wie er sich wünschte. Da sagte er: „Helf mir Gott und Königin Kranich sei bei mir, so glückt es mir!" Dann schlug er alle Feinde tot und ritt wieder davon. Aber der König meinte, es sei ihm ein Engel zu Hilfe gekommen, und wollte ihn festhalten. Der Bursche jedoch ritt eiligst zur Eiche, legte die Rüstung ab, ging hinunter in den Sumpf und fing wieder an, sein Pferd anzutreiben. Als die Leute vorbeiritten, lachten sie und sagten: „Du warst heute nicht dabei und hast nicht gesehen, wie ein Engel kam und alle Feinde totschlug." Der Bursche tat, als sei er so traurig, so traurig.

Am nächsten Tag mußte der König wieder ins Feld ziehen: Der Hirtenpeter trat vor ihn und sagte, er wolle auch mit. Da gab man ihm einen alten Gaul zum Reiten, und er ritt in einen Sumpf neben dem Weg. Dann setzte er sich hin und schnalzte mit der Zunge, aber das Pferd wollte nicht vorwärts. Als die Leute vorbeiritten, hatten sie ihren Spaß mit ihm; aber der Junge tat, als ob er so traurig wäre, so traurig. Als die Leute vorbei waren, ging er zu der Eiche, wo die Königin Kranich wohnte, und bekam ein weißes Pferd, eine silberne Rüstung und ein goldenes Schwert. So angetan ritt er in die Schlacht. Als er hinkam, sagte er: „Helf mir Gott und die Königin Kranich, so glückt es mir!" Aber er hatte vergessen zu sagen: sei bei mir, und so erhielt er einen Schuß ins Bein. Der König aber nahm sein Taschentuch und verband ihm das Bein. Nun sagte der Bursche von neuem: „Helf mir Gott und Königin Kranich sei bei mir, so glückt es mir!" Dann schlug er alle Feinde tot. Da glaubte der König, er sei ein Engel vom Himmel, und wollte ihn festhalten. Aber der Bursche ritt eiligst zur Eiche, legte die Rüstung ab, und dann ging er hinunter zu seinem Gaul in den Sumpf und fing an, ihn anzutreiben, während die Soldaten vorbeizogen. Die lachten und sagten: „Heute warst du nicht dabei und hast nicht gesehen, wie ein Engel vom Himmel kam und alle Feinde totschlug." Der Bursche stellte sich sehr traurig.

Am dritten Tag ging es ebenso: der König zog ins Feld. Der Bursche bekam einen elenden Gaul und ritt mit ihm neben den Weg in einen Sumpf. Dann fing er an, mit der Zunge zu schnalzen, aber der Gaul ging nicht vorwärts, und die Leute, die vorbeizogen, lachten ihn aus. Er tat, als ob er sehr traurig wäre, aber als die Leute vorbei waren, ging er zu der Eiche, wo die Königin Kranich wohnte, bekam von ihr ein rotes Pferd, ein goldenes Schwert und eine goldene Rüstung. So angetan ritt er in den Krieg, und es ging ebenso. Er sagte: „Helf mir Gott, und Königin Kranich sei bei mir, so glückt es mir," und schlug alle Feinde tot. Der König dachte,

er sei ein Engel vom Himmel und wollte ihn durchaus festhalten, aber der Bursche ritt eiligst zur Eiche, legte die Rüstung ab und ritt hinunter in den Sumpf, wo er seine drei Pferde hatte. Er versteckte das Taschentuch des Königs, und als die Leute vorbeizogen, saß er da und schnalzte mit der Zunge wie sonst.

Der König hatte drei Prinzessinnen, und die sollten von drei Meerfrauen geholt werden. Da ließ der König verkündigen, daß, wer sie retten könne, eine von ihnen zur Frau bekommen werde. Als der Tag kam, wo die älteste Prinzessin geholt werden sollte, bekam der Hirtenpeter von der Königin Kranich ein Roß, eine Rüstung und ein Schwert. Damit ritt er zum Schloß, holte die Prinzessin, nahm sie vor sich aufs Pferd und legte sich dann am Meeresstrand zum Schlaf nieder. Auch einen Hund hatte er bei sich. Während er schlief, flocht die Prinzessin ihr Haarband in sein Haar. Auf einmal kam die Meerfrau, und sie weckte ihn auf und hieß ihn zu Pferd steigen; es standen viele Leute dabei, aber als die Meerfrau erschien, bekamen sie alle Angst und kletterten in hohe Bäume hinauf. Aber der Bursche sagte: „Helf mir Gott, und Königin Kranich sei bei mir, so glückt es mir!" Und dann schlug er die Meerfrau tot. Darauf ritt er eiligst wieder zur Königin Kranich, legte seine Rüstung ab und hütete wieder seine Herde. Aber unter den Zuschauern war ein vornehmer Herr gewesen, der bedrohte die Prinzessin und zwang sie zu sagen, er hätte sie errettet. Und vom Hirtenpeter erfuhr niemand etwas.

Am folgenden Tag sollte die zweite Prinzessin geholt werden. Da ging der Hirtenpeter zur Königin Kranich, bekam von ihr ein Roß, eine Rüstung und ein Schwert, und damit ritt er vors Schloß und holte die mittlere Prinzessin. Als sie an den Strand kamen, war die Meerfrau noch nicht zu sehen. Da legte der Bursche sich zum Schlafen nieder und sagte zur Prinzessin: „Weck mich, wenn die Meerfrau kommt, und wenn du mich nicht wach bringen kannst, so sag es dem Pferd." Damit schlief er ein, und währenddessen flocht ihm

die Prinzessin ein Perlenband ins Haar. Als die Meerfrau kam, wollte ihn die Prinzessin wecken; aber er wachte durchaus nicht auf, und da sagte sie zum Pferd, es solle ihn wecken. Das Pferd weckte ihn auch. Die großen Herren aber, die rings herumstanden, kletterten beim Erscheinen der Meerfrau aus lauter Angst auf die Bäume. Der Bursche nahm die Prinzessin aufs Pferd, rief: „Helf mir Gott, und Königin Kranich sei bei mir, so glückt es mir!“ und dann schlug er die Meerfrau tot. Darauf ritt er eiligst wieder zur Königin Kranich zurück, legte seine Rüstung ab und führte seine Herde wieder auf die Weide. Aber unter den Zuschauern war ein Graf gewesen, der bedrohte die Prinzessin und sagte, er werde sie mit dem Schwert durchbohren, wenn sie nicht schwöre, daß er sie gerettet habe. Und die Prinzessin tat es aus Angst; aber vom Hirtenpeter hörte niemand etwas.

Am dritten Tage ging es ebenso. Der Hirtenpeter bekam von der Königin Kranich Rüstung, Schwert und Roß und holte die jüngste Prinzessin. Als er sich am Meeresstrand zum Schlafen niederlegte, sagte er zu ihr: „Wenn die Meerfrau kommt, so wecke mich, und wenn du mich nicht wecken kannst, so sag dem Pferd, es soll mich wecken, und kann das Pferd mich nicht aufwecken, so bitte den Hund, er soll mich wecken.“ Als die Meerfrau kam, vermochte ihn weder die Prinzessin noch das Pferd aufzuwecken, und sie mußten den Hund zu Hilfe nehmen. Endlich erwachte er, nahm die Prinzessin auf sein Pferd: „Helf mir Gott, und Königin Kranich sei bei mir, so glückt es mir!“ rief er und erschlug die Meerfrau. Dann ritt er wieder zurück zur Königin Kranich, legte seine Rüstung ab und führte seine Herde wieder auf die Weide.

Eine Zeitlang darauf sollten die Retter der Prinzessinnen aufs Schloß kommen und Hochzeit halten. Zuvor fragte der König seine Töchter, welchen von den dreien jede haben wollte. Da sagte die älteste: Den Herrn vom Hof; die zweite: den Grafen; aber die dritte sagte: den Hirtenpeter! Da wurde der König sehr zornig über die jüngste Tochter, denn er glaubte durchaus nicht, daß der Hirtenpeter sie befreit hätte.

Aber sie blieb dabei und sagte, sie wolle keinen anderen. Der König schenkte nun dem Grafen und dem Hofherrn jedem einen Apfel aus reinem Golde, aber der Hirtenpeter ging leer aus.
Nun sollten sie zu dreien drei Tage um die Wette schießen, wer der beste Schütze sei, denn der König hoffte, der Hirtenpeter würde sich recht lächerlich machen und von selbst hinter den beiden anderen zurückstehen. Aber der Hirtenpeter war ein so guter Schütze, daß er alles traf, wonach er zielte. Und am ersten Tag schoß er gleich eine ganze Menge, aber die anderen nicht viel. Da kauften sie ihm seine Jagdbeute ab und gaben ihm den einen goldenen Apfel dafür. Am zweiten Tag ging es ebenso, und er bekam auch den anderen goldenen Apfel. Als Peter an diesen beiden Tagen abends nach Hause ging, hatte er nichts als eine Krähe an einem Haken baumeln. Und als er dem König begegnete, da warf er die Krähe zu Boden, daß sie zerplatzte und sagte: „Das ist meine ganze Jagdbeute!"
Am dritten Tag ging es ebenso. Der Hirtenpeter schoß alles, worauf er anlegte, aber die anderen trafen nichts. Da versprach ihnen der Hirtenpeter, er wolle ihnen seine ganze Beute geben, wenn er in ihr Genick schreiben dürfe, was er wolle. Sie gingen auf den Handel ein, und er schrieb in ihr Genick: „Ein Dieb und ein Schelm." Darauf gingen die dreie heim, und Peter hatte wieder nur eine Krähe als Beute.
In der Nacht schliefen sie alle drei zusammen in einer Kammer. Als sie am Morgen aufwachten, kam der König zu ihnen herein, sagte guten Morgen und fragte, wie es ihnen ginge. Aber er wunderte sich sehr, daß der Hirtenpeter auch dabei war. Da sagte der Bursche: „Ich war im Krieg und habe alle Feinde geschlagen!" — „Ach," sagte der König, „das warst du nicht, das war ein Engel vom Himmel, du hast ja im Sumpf gesessen." Da zog der Hirtenpeter das Taschentuch des Königs hervor, und da erkannte ihn der König wieder. Dann sagte der Hirte: „Ich habe auch die Prin-

zessinnen befreit!" Das wollte der König aber doch nicht glauben und lachte ihn aus. Da kam die jüngste Prinzessin herbei und erzählte, wie alles gewesen war.

Und der Bursche zog auch die Bänder der beiden älteren Prinzessinnen hervor, und der König mußte ihm auch dieses glauben. Da sagte Peter weiter: „Ich habe auch all das Getier geschossen!" Das wollte der König nun wieder nicht glauben und sagte: „Ach was, du hast ja am Abend nie mehr als eine armselige Krähe heimgetragen!" Da brachte Peter die goldenen Äpfel zum Vorschein: „Den habe ich für den ersten Tag bekommen und diesen hier für den zweiten!" — „Und was hast du denn für den dritten bekommen?" fragte der König. Da zeigte der Hirte, was er den beiden anderen Freiern ins Genick geschrieben hatte. Als der König das sah, da mußte er ihm glauben. Und er bekam wirklich die jüngste Prinzessin, und mit ihr das halbe Reich, und nach dem Tod des Königs das ganze. Aber die beiden falschen Helden gingen leer aus und hatten zum Schaden für den Spott nicht zu sorgen.

18. Trollgeschichten

Ein Bauer aus Jursagard in der Gemeinde Hanger war an einem der Tage vor Weihnachten im Wald gewesen und machte sich spät am Abend auf den Heimweg. Als er gerade an den Klintaberg kam, hörte er jemand rufen: „Sag der Würzsau, daß sie heim kommt, ihr Kind ist ins Feuer gefallen." Als der Bauer heimkam, stand seine Frau da und braute Julbier und klagte, daß, wie sie auch braute und braute, es doch keine richtige Würze geben wolle. Da berichtete er, was ihm vom Berge zugerufen worden war, aber in dem Augenblick fuhr eine Trollhexe, die sie zuvor nicht gesehen hatten, vom Ofen herunter und eiligst hinaus. Und als

sie nachsahen, merkten sie, daß sie einen großen Kessel zurückgelassen hatte, voll mit vortrefflicher Würze, die sie beim Brauen gesammelt hatte. Deswegen war auch der Frau zuvor beim Brauen die Würze nicht geglückt. Der Kessel war ein großer Erzkessel mit Ornamenten und wurde lang in Hanger aufbewahrt. Aber schließlich wurde er 1838 versteigert und eingeschmolzen.

2. In der Zeit, nachdem eine Frau ein Kind geboren hatte, bis zu ihrem Kirchgang wurde sie früher „heidnisch" genannt. Da durfte sie nicht ausgehen, ohne Stahl bei sich zu haben. So war einmal eine „heidnische" Frau in Norra Ryd in der Gemeinde Hanger, die hatte das Mittagessen für die Schnitter fertig und ging hinaus und hieß sie zum Essen kommen. Da sagte einer von den Schnittern zu ihr: „Ich kann nicht kommen, denn meine Garbe ist noch nicht voll." „Da will ich sie fertig machen," sagte die Frau. Die Schnitterleute gingen hinein und aßen, aber von ihr hörte man nichts. Sie kamen wieder auf das Feld hinaus und wollten ihre Arbeit wieder aufnehmen, aber sie sahen und hörten nirgends etwas von ihr. Da fingen sie an zu suchen und suchten viele Tage lang. Aber alles war vergebens.
Nun verging die Zeit bis zum Spätherbst. Da war es eines Tages sonniges und schönes Wetter. Es liegt noch heutigen Tages eine Kätnerhütte, die heißt Kusabo, bei einem Berg, der heißt Kusas, und der Kätner dort wollte nach seinem Pferd sehen. Da erblickte er die verschwundene Frau am Berg sitzen und nähen. Es war nicht weit von Kusabo bis Norra Ryd, so daß er sie gleich wieder kannte. Da sagte er: „Ach, du Gute, sitzest du hier?" — „Ja," sagte sie, „aber du darfst Lars nichts davon sagen — das war ihr Mann — denn ich komme niemals mehr von hier zurück. Ich darf jetzt nur ein Weilchen außen sitzen."

3. Einmal war ein Mädchen in Kusabo draußen und suchte Beeren; und sie wurde in den Berg geholt. Aber sie tat nichts

anderes als weinen, Nacht und Tag, unaufhörlich, und das verdroß die Trolle, und sie ließen sie wieder hinaus. Aber gerade als sie sie hinausließen, gab ein Troll ihr einen Puff in den Rücken, daß sie ihr Lebtag lange bucklig blieb. Sie erzählte selbst, daß sie im Berg gewesen war.

19. Der Köhlernils und die Trollfrau



Auf einer Landzunge, die in der Nordwestecke des Rasvalsees in der Bergwerksgegend von Linde liegt, wohnte in alten Zeiten ein Kohlenbrenner, der hieß Nils, und wurde deshalb der Köhlernils genannt. Sein bißchen Ackerland ließ er durch einen Knecht besorgen; er selber hauste immer im Wald, im Sommer hieb er das Holz und im Winter brannte er es zu Kohlen. Aber wie sehr er sich auch bemühte, so war doch kein Segen auf seiner Arbeit, und überall sprach man nur von dem armen Köhlernils.

Eines Tages, als er sich auf der anderen Seite des Sees, in der Nähe des düsteren Harsberges befand, kam eine fremde Frau zu ihm und fragte, ob er keine Hilfe beim Kohlenbrennen brauchen könne.

„Ja freilich, das wäre gar nicht übel," meinte der Köhlernils. Da begann sie Blöcke und Baumstämme herbeizutragen, viel mehr als der Köhlernils mit seinem Pferd hätte schleppen können, und um die Mittagszeit war genug Holz für einen neuen Meiler da. Als es Abend wurde, fragte sie den Köhlernils, ob er mit ihrem Tagewerk zufrieden sei und ob sie morgen wiederkommen solle.

Das war dem Kohlenbrenner sehr recht, und sie kam am nächsten Tag wieder und auch alle anderen Tage. Als der Meiler ausgebrannt war, half sie ihm beim Ausräumen, und noch nie hatte Nils so viel und so prächtige Kohlen gehabt als dieses Mal.

So blieb sie drei Jahre lang bei ihm im Walde und bekam drei Kinder. Aber das kümmerte den Köhlernils wenig, denn sie sorgte für die Kleinen und er hatte gar keine Beschwer davon.

Als es nun in das vierte Jahr ging, wurde sie anspruchsvoller und wollte durchaus mit ihm heimziehen und seine Frau werden. Nils wollte nichts davon wissen; aber weil sie ihm beim Kohlenbrennen so nützlich war, ließ er sich nichts merken und sagte, er wolle sich die Sache überlegen.

Eines Sonntags traf es sich, daß er in die Kirche ging, wo er schon jahrelang nicht gewesen war, und was er dort zu hören bekam, brachte ihn auf Gedanken, die er nicht mehr gehabt hatte seit der Zeit, als er noch ein unschuldiges Kind war. Er begann zu überlegen, ob das wohl mit rechten Dingen zugegangen sei, und ob es nicht am Ende die Waldfrau sei, die ihm mit so großer Bereitwilligkeit beim Kohlenbrennen half.

Ganz vertieft in diese und ähnliche Gedanken, vergaß er bei seiner Rückkehr zum Meiler, daß er mit der Fremden übereingekommen war, schon am Anfang, als sie in seinen Dienst trat, daß er, wenn er zu Hause gewesen war und wieder auf den Meiler kam, mit der Axt drei Schläge gegen eine alte Kiefer tun sollte, die in der Nähe des Meilers stand. Diesmal vergaß er, wie gesagt, das Zeichen, und nun bekam er etwas zu sehen, das ihm fast den Verstand stillstehen ließ.

Als er sich dem Meiler näherte, sah er ihn in hellen Flammen stehen, und darum herum stand die Mutter mit den drei Kindern, und sie waren am Ausräumen.

Sie rissen und löschten, daß Feuer, Rauch und Asche himmelhoch aufwirbelten, aber an Stelle der Fichtenzweige, die man sonst zum Löschen braucht, hatten sie buschige Schwänze, die sie in den Schnee tauchten.

Als der Köhlernils das eine Weile angesehen hatte, schlich er wieder zurück zu der Kiefer, und mit den drei Hammerschlägen ließ er ihren Stamm erdröhnen, daß man es weit im Harsberg hörte. Darauf ging er zu dem Meiler, als ob

er nichts gesehen hätte, und nun war wieder alles wie sonst. Der Meiler glimmte gleichmäßig und schön, und die große Frau ging herum und arbeitete wie gewöhnlich.
Als sie den Köhlernils erblickte, kam sie wieder mit ihrem dringenden Anliegen, ob sie nicht mit ihm in seinem Häuschen wohnen und seine Frau werden dürfe.
„Ja, das wird schon kommen," tröstete Nils und wandte sich nach Hause, um das Pferd zu holen. Aber statt dessen ging er auf die Landzunge von Kallernäs, am östlichen Strand des Rasvalsees; dort wohnte ein weiser Mann, und den fragte er, was er tun solle.
Der Alte riet ihm, heimzugehen und das Pferd an den Kohlenwagen zu spannen, er solle das Pferd aber so anschirren, daß keine Schlinge am Geschirr und an den Strängen zu finden sei. Dann solle er sich auf das Pferd setzen und übers Eis fahren und zu dem Meiler, ohne anzuhalten, die Trollfrau und die Kinder in den Wagen steigen lassen und sogleich wieder aufs Eis hinausfahren.
Der Köhler tat, wie ihm der Mann gesagt hatte, sattelte sein Pferd und gab genau acht, daß am Zaum und Sattel keine Schlinge war, fuhr übers Eis und durch den Wald zum Meiler und hieß die Trollfrau und die Kleinen aufsitzen.
Dann wandte er rasch durch den Wald wieder aufs Eis hinaus, und da ließ er sein Pferd laufen, was es nur vermochte. Als er mitten auf dem See war, sah er von Abodaland am Nordende des Sees ein Rudel Wölfe daherstreichen und ihre Richtung aufs Eis zu nehmen. Da riß er das Sattelzeug von den Strängen, daß der Wagen mit dem Trollvolk auf dem blanken Eis stehen blieb, und ritt, was das Pferd laufen konnte, auf das andere Ufer zu. Als die Trolle die Wölfe erblickten, fingen sie an zu schreien.
„Kehr um, kehr um," schrie die Mutter, „willst du nicht um meinetwillen, so tu es wenigstens deiner jüngsten Tochter Vipa (Kiebitz) zu lieb." Aber der Köhlernils ritt ohne umzusehen nach dem Ufer. Da hörte er, wie die Trollfrau andere zu Hilfe rief:

„Bruder im Harsberg,
Schwester in Stripa,
Vetter im Ringfels
Packt die Schlinge und zieht!“

„Es ist keine Schlinge da,“ antwortete es tief im Harsberg.
„Dann faßt ihn bei Härkällarn ab!“
„Er reitet nicht nach dieser Richtung,“ klang es vom Ringfelsen her.
Und der Köhlernils ritt auch nicht dorthin, sondern über Stock und Stein geraden Wegs nach Hause. Aber als er seinen Hof erreichte, stürzte das Pferd, und ein Trollschuß riß die Ecke des Stalles weg. Nils wurde kurz darauf krank und mußte viele Wochen im Bett liegen. Als er wieder gesund war, verkaufte er sein Waldland und bestellte den Acker bei seiner Hütte bis zu seinem Tod.
So zog das Trollgeschöpf diesmal den Kürzeren.

20. Die drei Hunde

Es war einmal ein König, der zog in die Welt und holte sich eine schöne Königin. Als sie eine Zeitlang verheiratet waren, kam die Königin ins Kindbett und gebar eine Tochter. Da war große Freude in Stadt und Land, denn alle Leute gönnten dem König das Beste, weil er gütig und gerecht war. Aber als das Kind geboren war, trat eine alte Frau ins Zimmer, die sah seltsam aus, und keiner wußte, woher sie kam und wohin sie ging. Die Alte sprach einen Spruch über das Königskind und sagte, es dürfe nicht unter freien Himmel kommen, ehe es volle fünfzehn Jahre alt sei, sonst werde es der Bergtroll holen. Als der König das hörte, nahm er sich die Worte der Alten zu Herzen und setzte Wächter ein, die die kleine Prinzessin hüten sollten, damit sie nicht unter freien Himmel komme.

Einige Zeit darauf wurde die Königin wieder schwanger und gebar eine Tochter. Da war von neuem die Freude groß im ganzen Reich; aber die weise Alte fand sich wiederum ein und warnte den König, er solle die Prinzessin nicht unter freien Himmel kommen lassen, bis sie fünfzehn Jahre alt sei. Nun ging es eine Zeitlang, und da gebar die Königin ihre dritte Tochter. Aber auch dieses Mal kam die Alte und sagte das gleiche, was sie die ersten Male gesagt hatte. Da wurde der König sehr bekümmert, denn er liebte seine Kinder über alles in der Welt. Deshalb gab er strengen Befehl, daß man die drei Prinzessinnen immer unter Dach halten solle und daß kein Mensch sich unterstehe, gegen diesen Befehl zu handeln.

Nun ging es eine gute Weile hin, und die Königstöchter wuchsen zu den schönsten Mädchen heran, von denen man je gehört hat. Da brach ein Krieg im Land aus, und der König, ihr Vater, mußte auch fortziehen. Eines Tages, als er im Krieg war, saßen die drei Prinzessinnen am Fenster und sahen hinaus, wie die Sonne auf die kleinen Blümchen im Garten draußen schien. Da bekamen sie die größte Lust, mit den schönen Blumen zu spielen, und baten ihre Wächter um Erlaubnis, sich ein wenig im Garten zu ergehen. Das wollten die Wächter nicht erlauben, denn sie fürchteten des Königs Zorn. Aber die Königstöchter baten so wunderschön, daß die Leute nicht widerstehen konnten und ihnen ihren Willen ließen. Aber sie konnten nicht lang spazieren gehen, denn kaum waren sie unter freiem Himmel, da sank plötzlich eine Wolke herab und nahm sie mit sich, und alle Versuche, ihrer wieder habhaft zu werden, waren vergeblich, wie sehr man auch in allen Himmelsrichtungen suchte.

Da war große Trauer und Betrübnis im ganzen Land, und man kann sich vorstellen, daß auch der König gar nicht froh war, als er heimkehrte, und erfuhr, wie sich das alles zugetragen hatte. Aber Geschehenes kann man nicht ungeschehen machen, und so mußte er sich schließlich darein finden. Da man sich nun gar keine andere Hilfe mehr wußte, so ließ

der König ein Gebot über das ganze Reich ausgehen, daß, wer seine drei Töchter aus des Bergtrolls Gewalt befreien könne, eine von ihnen zur Frau und mit ihr das halbe Königreich bekommen solle. Als man das in fernen Ländern erfuhr, zogen viele Jünglinge mit Pferden und Gefolge aus, um die Prinzessinnen zu suchen. — Am Hof des Königs waren zwei Prinzen, die auch auszogen, um zu sehen, ob das Glück ihnen nicht hold sei. Sie rüsteten sich aufs allerbeste aus mit Panzern und köstlichen Waffen und machten große Worte, sie würden nicht wiederkehren, ohne ihren Vorsatz ausgeführt zu haben.

Einstweilen lassen wir nun die Königssöhne auf ihrer Suche durch die Welt ziehen und wenden uns zu andern Leuten. Weit, weit im wilden Wald wohnte eine arme Witwe, die hatte einen einzigen Sohn, der zog jeden Tag mit den Schweinen seiner Mutter auf die Weide. Wenn er so übers Feld zog, schnitzte er sich eine Flöte und vergnügte sich mit Flötenspiel; aber er spielte so schön, daß, wer ihn hörte, sich von Herzensgrund freute. Im übrigen war er groß und stark und mutig und fürchtete sich nicht leicht vor irgend etwas.

Einmal traf es sich, daß der Hirtenbub im Walde saß und auf seiner Flöte spielte, während seine drei Schweine unter den Tannenwurzeln wühlten. Da kam ein uralter Mann gegangen, mit einem Bart, so lang und breit, daß er ihm weit über den Gürtel hinunterhing. Der Alte hatte einen großen und starken Hund bei sich. Als der Bursche den großen Hund sah, dachte er bei sich: „Wenn einer einen solchen Hund zur Gesellschaft hier in der Wildnis hätte, der könnte froh sein.“ Als der Alte das merkte, fing er an: „Deshalb bin ich gekommen, ich will meinen Hund gegen eines von deinen Schweinen austauschen.“ Der Bursche war gleich einverstanden und ging auf den Handel ein. Er bekam den großen Hund und gab das graue Schwein dafür her. Darauf ging der Greis seines Weges. Aber beim Abschied sagte er: „Du kannst mit unserem Handel zufrieden sein, denn das ist kein Hund wie andere Hunde. Er heißt „faß!“, und was du ihm zu

fassen gibst, das faßt er, und wäre es der grimmigste Troll."
Darauf schieden sie, und der Bursche dachte, daß ihm das Glück diesmal freundlich gewesen sei.

Als es Abend wurde, rief er seinen Hund und trieb die Schweine heim. Als aber die alte Frau hörte, daß er das graue Schwein für einen Hund weggegeben hatte, wurde sie über alle Maßen zornig und traktierte den Burschen mit Schlägen und Prügeln. Der Hirtenbub hieß sie, sich beruhigen; aber das half nichts: je länger es währte, um so wütender wurde sie. Als er sich nun nicht mehr anders zu helfen wußte, rief er seinen Hund und sagte: „Faß!" Gleich kam der Hund gelaufen, packte die Alte und hielt sie fest, daß sie sich nicht mehr rühren konnte. Aber sonst tat er ihr kein Leid. Die Alte mußte nun ihrem Sohn versprechen, sich mit der Sache abzufinden, und so schlossen sie wieder Frieden.

Aber die Alte dachte doch, sie hätte einen großen Schaden erlitten mit dem Verlust des fetten Schweins.

Am nächsten Tag ging der Bursche wieder in den Wald mit dem Hund und den beiden Schweinen. Nach einer Weile setzte er sich nieder und spielte auf seiner Flöte wie gewöhnlich, und der Hund tanzte so kunstvoll dazu, daß es das reinste Wunder war. Wie er nun so dasaß, kam der Alte mit dem grauen Bart wieder aus dem Wald gegangen und hatte einen anderen Hund bei sich, nicht kleiner als der erste. Als der Bursche das schöne Tier sah, dachte er bei sich: „Wenn eines den Hund bei sich zur Gesellschaft in der Einsamkeit hätte, der brauchte sich nicht zu fürchten!" Als der Alte das merkte, fing er an: „Deswegen bin ich gekommen, ich will meinen Hund gegen eines von deinen Schweinen vertauschen." Der Bursche fackelte nicht lange, sondern ging auf den Handel ein. Er bekam den großen Hund und gab dafür ein Schwein her. Darauf ging der Graubärtige seiner Wege. Vorher aber sagte er noch: „Du kannst mit diesem Kauf wirklich zufrieden sein, denn der Hund ist nicht wie andere Hunde. Er heißt „reiß!", und was du ihm zu reißen gibst, das reißt er in Stücke und wäre es auch der grimmigste Troll." Dann

trennten sie sich. Aber der Bursche war froh in seinem Sinn und dachte einen guten Tausch gemacht zu haben, obwohl er wußte, daß seine alte Mutter mit der Sache nicht zufrieden sein würde. Als es nun gegen Abend ging und der Bursche nach Hause kam, war die Alte nicht weniger zornig als am Tag zuvor. Doch getraute sie sich diesmal nicht, ihren Sohn zu schlagen, weil sie vor seinen großen Hunden Angst hatte. Aber wie es gerne geschieht: wenn Frauen lange genug gezankt haben, so sind sie von selbst wieder still — so ging es auch hier. Der Bursche und seine Mutter machten wieder Frieden, aber die Alte dachte doch bei sich selbst, daß der Schaden kaum wieder gut zu machen sei.

Am dritten Tag ging der Bursche wieder in den Wald mit seinem Schwein und seinen beiden Hunden. Er war sehr vergnügt in seinem Sinn und setzte sich auf einen Baumstumpf und spielte auf seiner Flöte wie gewöhnlich. Aber die Hunde tanzten so kunstvoll dazu, daß es eine Lust war zu sehen. Wie der Bursche so da in Ruh und Frieden saß, kam der alte Graubärtige wieder aus dem Wald herausgegangen. Diesmal hatte er einen dritten Hund bei sich, der war ebenso groß wie die beiden anderen. Als der Bursche das schöne Tier erblickte, konnte er nicht umhin zu denken: „Wenn einer diesen Hund zur Gesellschaft in der Wildnis hat, so braucht er sich nicht zu beklagen." Gleich fing der Alte an: „Deshalb komme ich, daß ich meinen Hund verkaufe, denn ich sehe wohl, daß du ihn gern haben möchtest." Der Bursche war gleich bereit und ging auf den Handel ein; er bekam also den großen Hund und gab dafür sein letztes Schwein her. Darauf ging der Alte seiner Wege. Aber zuvor sagte er noch: „Du wirst mit unserm Tausch zufrieden sein, denn der Hund ist nicht wie andere Hunde. Er heißt „horch!" und hat ein so feines Gehör, daß er alles hört, was geschieht, und wäre es auch viele Meilen weit fort. Er hört sogar die Bäume und das Gras wachsen." Darauf schieden sie in großer Freundschaft. Aber der Bursche war froh in seinem Sinn, denn er dachte, nun brauche er sich vor nichts in der Welt zu fürchten.

Als es nun gegen Abend ging und der Hüterbub heimzog, war seine Mutter sehr betrübt, daß ihr Sohn ihr ganzes Besitztum verkauft hatte. Aber der Bursche hieß sie guten Mutes sein; er wolle schon dafür sorgen, daß sie keinen Mangel zu leiden brauche. Wie er ihr so gut zuredete, wurde sie wieder ihres Lebens froh und fand, daß er klug und wie ein Mann gesprochen hatte. Als aber der Tag graute, zog der Bursche mit seinen Hunden auf die Jagd, und als der Abend kam, brachte er so viel Wildbret zurück, als er nur gerade tragen konnte. Noch eine Zeitlang ging er so auf die Jagd, bis die Vorratskammer der Alten reichlich mit Fleisch und allen guten Dingen versehen war. Dann nahm er herzlich Abschied von seiner Mutter, lockte seine Hunde und sagte, er wolle in die Welt hinauswandern und sein Glück versuchen.

Er zog nun über Berge und wirre Pfade und kam tief in einen finstern Wald. Da traf er den Graubärtigen, von dem ich schon erzählt habe. Als sie sich begegneten, freute sich der Bursche sehr und begrüßte ihn: „Guten Tag, Großvater! Hab Dank für das letztemal!" Und der Alte gab zur Antwort: „Guten Tag auch! Wo willst du hin?" Der Bursche antwortete: „Ich ziehe in die Welt hinaus und schaue, wie mein Geschick sich wenden will." Da sagte der Alte: „Geh nur weiter, bis du zu dem Königsschloß kommst, da wendet sich dein Geschick." Darauf gingen sie auseinander. Der Bursche folgte dem Rat des Alten und wanderte eine Zeitlang geradeaus. Wenn er zu einem Wirtshaus kam, spielte er auf seiner Flöte und ließ seine Hunde tanzen, und da fehlte es nie, daß er Essen und Unterkunft bekam und was er sonst nötig hatte.

Als er lang und weit gewandert war, kam er schließlich in eine große Stadt, wo die Gassen voller Leute waren. Der Bursche wunderte sich, was das zu bedeuten habe, und kam schließlich an den Platz, wo des Königs Kundmachung ausgeschellt wurde — daß, wer die drei Prinzessinnen aus der Macht des Bergtrolls erlösen könne, eine von ihnen und da-

zu das halbe Reich bekommen sollte. Nun verstand er, was der Alte gemeint hatte. Da rief er seine Hunde und ging vor des Königs Schloß. Aber dort war lauter Sorge und Jammer seit dem Tag, wo die Königstöchter verschwunden waren. Und der König und die Königin waren am allertraurigsten. Da ging der Bursche zum Türhüter hinein und fragte, ob er vor dem König spielen und ihm seine Hunde vorführen dürfe. Dem Hofgesinde war es recht, denn sie hofften, das würde des Königs Gemüt aufheitern. Er wurde also hereingelassen und durfte seine Künste vorführen. Aber als der König sein Spiel hörte und den künstlichen Tanz der Hunde sah, wurde ihm ganz lustig zu Sinn, und es hatte ihn seit sieben langen Jahren keiner so froh gesehen, seit er seine Töchter verloren hatte.

Als der Tanz fertig war, fragte der König den Burschen, was für einen Lohn er begehre dafür, daß er ihm ein solches Vergnügen verschafft habe. Der Bursche gab zur Antwort: „Herr König, ich bin nicht gekommen, um Geld und Gut zu verdienen. Aber ich habe eine andere Bitte; du sollst mir erlauben, auszuziehen und deine drei Töchter zu suchen, die der Bergtroll geholt hat." Als der König das vernahm, wurde sein Sinn wieder düster, und er sagte: „Daran kannst du gar nicht denken, meine Töchter zu befreien. Es ist eine schwere Sache und schon viel Besseren als dir mißglückt. Aber wenn es wirklich geschehen sollte, daß einer die Prinzessinnen befreit, so werde ich ganz gewiß mein Wort nicht brechen." Er nahm also Abschied von dem König und machte sich auf den Weg. Und er wollte sich nicht Rast noch Ruhe gönnen, bis er finden würde, was er suchte.

Nun zog er durch viele und große Länder, und es stieß ihm nichts Besonderes zu. Wo er hin ging, da folgten ihm seine Hunde, „horch!" lief und horchte, ob sich in der Nähe nichts vernehmen ließe, „faß" trug den Schnappsack und „reiß", der der Stärkste war, trug seinen Herrn, wenn er müde war. Eines Tages kam „horch" hastig hergesprungen und erzählte seinem Herrn, er sei bei dem hohen Berg gewesen und habe

gehört, daß die Königstochter darin saß und spann, aber der Troll sei nicht zu Hause. Da freute sich der Bursche sehr und eilte auf den Berg zu, und seine drei Hunde gingen mit. Als sie hinkamen, sagte „horch": „Wir haben keine Zeit zu verlieren. Der Troll ist nur zehn Meilen von hier entfernt und ich höre schon, wie die goldenen Hufeisen seines Pferdes auf dem Stein klingen." Der Bursche befahl nun seinen Hunden, sie sollten die Bergtür einschlagen, was auch geschehen möge. Wie er nun in den Berg eintrat, wurde er eine schöne Jungfrau gewahr, die saß im Bergsaal und wand Goldfaden auf eine goldene Spindel. Der Jüngling trat auf sie zu und begrüßte das schöne Mädchen. Da verwunderte sich die Königstochter sehr und sagte: „Wer bist du, daß du dich hier in des Riesen Saal wagst? Die sieben langen Jahre, die ich schon im Berge sitze, habe ich nie einen Menschen gesehen." Und sie setzte hinzu: „Um Gottes willen, geh eiligst von dannen, ehe der Troll heimkommt, denn sonst gilt es dein Leben!" Aber der Bursche hatte keine Angst, sondern sagte, er wolle getrost die Ankunft des Riesen abwarten.

Während sie noch miteinander redeten, kam der Riese auf seinem goldbeschlagenen Fohlen geritten. Als er merkte, daß das Tor offen war, wurde er furchtbar zornig und schrie, daß der ganze Berg bebte. Er sagte: „Wer hat mein Bergtor zerbrochen?" Der Bursche gab keck zur Antwort: „Das war ich, und nun will ich dich auch zerbrechen! „Faß", fasse ihn, „reiß" und „horch", zerreißt ihn in viele tausend Fetzen!" Kaum hatte er ausgesprochen, so stürzten die Hunde herbei, fielen über den Riesen her und rissen ihn in unzählige Stücke. Da wurde die Prinzessin über alle Maßen froh und sagte: „Gott sei Dank, nun bin ich befreit!" Sie fiel dem Burschen um den Hals und gab ihm einen Kuß. Aber der wollte nicht länger dableiben, sondern sattelte das Fohlen des Riesen, lud darauf, was er an Gold und Gut im Berge fand und wanderte eiligst mit der schönen Königstochter von dannen.

Sie zogen nun einen langen Weg zusammen. Da, eines Tages, kam „horch", der immer spähend vorauslief, eiligst zu

seinem Herrn gerannt und erzählte ihm, er sei bei dem hohen Berge gewesen und habe gehört, daß die zweite Königstochter darinsäße und Goldgarn wickle; aber der Troll selber sei nicht zu Hause. Diese Nachricht war dem Burschen sehr willkommen, und er ging eilends auf den Berg zu. Seine treuen Hunde gingen mit. Als sie nun in die Nähe kamen, sagte Horch: „Wir haben keine Zeit zu verlieren. Der Riese ist nur acht Meilen weit entfernt, und ich höre schon die goldenen Hufeisen seines Pferdes auf dem Stein klingen." Gleich befahl der Bursche seinen Hunden, sie sollten das Bergestor einschlagen, auf welche Art sie es auch anfingen. Als er nun ins Innere des Berges trat, da gewahrte er eine schöne Jungfrau, die saß im Bergsaal und wickelte goldenes Garn auf eine goldene Winde. Der Jüngling ging auf sie zu und begrüßte das schöne Mädchen. Da verwunderte sich die Königstochter sehr und sagte: „Wer bist du, daß du dich hier in des Riesen Saal wagst? Seit sieben langen Jahren, seit ich hier im Berge sitze, habe ich keinen Menschen gesehen." Und sie fügte hinzu: „Um Gottes willen, zieh eiligst von dannen, denn wenn der Troll kommt, so geht es um dein Leben." Aber der Bursche sagte, warum er gekommen sei, und meinte, er wolle die Ankunft des Trolls ruhig abwarten.

Aber während sie noch miteinander redeten, kam der Riese auf seinem goldbeschlagenen Pferde geritten und hielt außen vor dem Berg. Als er nun merkte, daß das Tor offen war, wurde er furchtbar zornig und schrie, daß der Berg bis in seine Wurzeln hinein erbebte. Er sagte: „Wer hat mein Bergtor zerschlagen?" Der Bursche gab keck zur Antwort: „Das war ich, und nun will ich dich auch zerschlagen. „Faß!" Fasse ihn, „reiß" und „horch!" reißt ihn in viele tausend Stücke!" Gleich stürzten die Hunde herzu, warfen sich auf den Riesen und rissen ihn in so viele Stücke, als im Herbst Blätter fallen. Da wurde die Königstochter über alle Maßen froh und rief aus: „Gott sei Dank! nun bin ich befreit!" und sie fiel dem Burschen um den Hals und gab ihm einen Kuß. Aber

der geleitete die Prinzessin zu ihrer Schwester, und man kann sich wohl denken, was das für eine Freude war, als sie sich wiedersahen. Dann packte der Bursche alles Wertvolle, was im Bergsaal zu finden war, lud es auf des Riesen Pferde und zog darauf mit den beiden Königstöchtern fort.

Sie zogen nun miteinander einen langen Weg. Da kam eines Tages „horch", der immer spähend vorauslief, eilig zu seinem Herrn gerannt und erzählte ihm, er sei bei dem hohen Berg gewesen und habe gehört, daß die dritte Königstochter darinsaß und an einem goldenen Gewebe webte, aber der Troll sei nicht zu Hause. Diese Nachricht war dem Jüngling sehr willkommen, und er ging eilends auf den Berg los, und seine drei Hunde folgten ihm. Als sie in die Nähe kamen, sagte Horch: „Wir haben keine Zeit zu verlieren, denn der Riese ist nur fünf Meilen weit weg. Ich höre schon wie die goldenen Hufeisen seines Pferdes auf dem Stein klingen." Da befahl der Bursche sogleich seinen Hunden, sie sollten das Bergtor einschlagen, wie es auch gehe. Als er nun in den Berg hineintrat, wurde er ein Mädchen gewahr, das saß im Bergsaal und webte ein goldenes Gewebe. Aber das Mädchen war über alle Maßen schön, wie der Junge niemals gedacht hatte, daß so etwas auf Erden zu finden sei. Er trat nun herzu und grüßte die schöne Jungfrau. Da verwunderte sich die Königstochter sehr und sagte: „Wer bist du, der es wagt in den Saal des Riesen zu kommen? Sieben lange Jahre lang, seit ich hier im Berge sitze, habe ich nie einen Menschen gesehen." Und sie fügte hinzu: „Um Gottes willen, geh eiligst von dannen, ehe der Troll kommt, denn sonst gilt es dein Leben." Aber der Bursche war guten Mutes und sagte, er wolle gern sein Leben für die schöne Königstochter wagen.

Aber als sie noch redeten, kam der Riese auf seinem goldbeschlagenen Fohlen geritten und hielt unten vor dem Berg. Als er hineinging, sah er, daß ungebetene Gäste gekommen waren, und bekam große Angst, denn er wußte wohl, was für ein Schicksal seine Brüder gehabt hatten. Er dachte dar-

um, es sei am rätlichsten sich mit List und Tücke zu behelfen, denn einen offenen Kampf wollte er nicht wagen. Deshalb machte er viele schöne Worte und stellte sich sehr freundlich und glatt gegen den Burschen. Dann hieß er die Königstochter ein Mahl zu bereiten, um den Gast wohl zu bewirten. Wie der Troll so schön seine Worte setzte, ließ der Bursche sich von seiner glatten Zunge betören und vergaß auf seiner Hut zu sein. Er setzte sich mit dem Riesen zu Tisch, aber die Königstochter weinte heimlich, und die Hunde waren sehr unruhig; doch niemand achtete darauf.

Als der Riese und sein Gast ihre Mahlzeit beendet hatten, sagte der Bursche: „Nun habe ich meinen Hunger gestillt, nun gib mir noch etwas, daß ich meinen Durst stille!“ Der Riese gab zurück: „Droben im Berg ist eine Quelle, die führt den klarsten Wein; aber ich habe niemand, der davon holen kann.“ Der Bursche sagte darauf: „Wenn sonst nichts fehlt, so kann ja einer von meinen Hunden hinaufgehen.“ Da lachte der Riese in seinem falschen Herzen, weil er nichts lieber wollte, als daß der Bursche seine Hunde wegschickte. Der Bursche befahl „faß“, hinauf zur Quelle zu gehen, und der Riese reichte ihm einen großen Krug. Der Hund ging, doch man konnte wohl merken, daß er es nicht gern tat; aber es dauerte und dauerte, und er kam nicht zurück.

Nach einer langen Weile sagte der Riese: „Ich möchte wissen, warum dein Hund so lange fort bleibt? Vielleicht läßt du deinen anderen Hund gehen und ihm helfen, denn der Weg ist lang und der Krug ist schwer.“ Der Bursche versah sich keiner List und war einverstanden. Er hieß „reiß“ gehen und sehen, warum „faß“ noch nicht da sei. Der Hund wedelte mit dem Schwanz und wollte nicht von seinem Herrn weggehen. Aber der Bursche merkte es nicht, sondern jagte ihn selbst weg. Da lachte der Riese sehr, und die Königstochter weinte; aber der Jüngling achtete nicht darauf, sondern war lustig und guter Dinge, spielte mit seinem Schwert und dachte an keine Gefahr.

Nun ging es eine lange Weile: aber man hörte nichts vom

Wein und nichts von den Hunden. Da fing der Riese an: „Ich sehe schon, deine Hunde tun nicht, was du ihnen aufträgst, sonst müßten wir nicht durstig hier sitzen. Ich glaube, es ist am besten, du läßt Horch hinaufgehen und schauen, warum sie nicht zurückkommen.“ Der Bursche ging darauf ein und hieß seinen dritten Hund eilig zur Quelle gehen. Aber „horch“ wollte nicht, sondern kroch winselnd zu seines Herrn Füßen. Da wurde der Bursche zornig und trieb ihn mit Gewalt fort. Nun mußte der Hund seinem Herrn folgen und lief eiligst den Berg hinauf. Aber oben ging es ihm wie den andern, es erhob sich eine hohe Mauer rings um ihn, und er war durch des Riesen Zauberei gefangen.

Als nun alle drei Hunde fort waren, stand der Riese auf und sah auf einmal ganz anders aus; er langte ein blankes Schwert von der Wand und sagte: „Jetzt will ich meine Brüder rächen, und du sollst gleich sterben, denn du bist in meiner Gewalt.“ Da erschrak der Jüngling und es reute ihn, daß er seine Hunde von sich gelassen hatte. Er sagte: „Ich bitte nicht um mein Leben, da ich doch auf alle Fälle einmal sterben muß. Aber ich möchte noch ein Vaterunser beten und einen Psalm auf meiner Flöte spielen. Das ist so der Brauch bei uns zu Land.“ Der Riese gewährte ihm die Bitte, aber er sagte, er wolle nicht lang warten. Der Bursche fiel nun auf die Knie und begann auf seiner Flöte zu spielen, daß es über Berg und Tal klang. Aber in diesem Augenblick zerbrach der Zauber, und die Hunde kamen frei. Sie stürzten herbei wie ein Sturmwind und fuhren auf den Bergtroll los. Gleich stand der Bursche auf und rief: „Faß“, faß ihn, „reiß“ und „horch“, zerreißt ihn in viele tausend Stücke!“ Da stürzten sich die Hunde auf den Riesen und zerrissen ihn in unzählige Stücke. Darauf nahm er alle Herrlichkeiten, die im Berge lagen, spannte die Pferde des Riesen vor einen vergoldeten Wagen und fuhr davon, so rasch er vermochte.

Wie sich nun die Königstöchter wiedersahen, gab es eine große Freude, wie man sich wohl denken kann, und alle dankten dem Jüngling, daß er sie aus der Gewalt der Berg-

trolle befreit hatte. Aber der Bursche faßte eine große Liebe zu der jüngsten Prinzessin, und sie versprachen einander die Treue. Die Königstöchter zogen nun ihres Wegs mit Spiel und Scherz und aller Art Freude, und der Bursche diente ihnen mit Zucht und Artigkeit, wie es vornehmen Jungfrauen zukommt. Aber unterwegs spielten die Prinzessinnen mit dem Haar des Burschen, und jede band ihm zur Erinnerung ihren goldenen Fingerring in seine goldenen Locken.

Eines Tages, als sie noch unterwegs waren, begegneten sie zwei Wanderern, die denselben Weg hatten. Die beiden Fremden gingen in abgerissenen Kleidern, ihre Füße waren wund, und man konnte aus ihrem ganzen Gebaren sehen, daß sie eine lange Reise hinter sich hatten. Der Bursche ließ seinen Wagen halten und fragte, wer sie seien und woher sie kämen. Die Fremdlinge gaben zur Antwort, sie seien zwei Prinzen und ausgezogen, um nach den drei Jungfrauen im Berg zu suchen. Aber sie hätten kein Glück gehabt und müßten nun wieder heimziehen, eher wie Handwerksburschen als wie Königssöhne. Als der Bursche das hörte, hatte er Mitleid mit den beiden Wanderern und fragte, ob sie mit ihm in dem schönen Wagen fahren wollten. Die Prinzen dankten sehr für das Anerbieten. Nun fuhren sie zusammen und kamen in das Land, wo der Vater der Prinzessinnen regierte.

Als nun die Prinzen hörten, daß der Bursche die drei Königstöchter befreit hatte, wuchs in ihnen ein großer Neid auf, und sie dachten, wie ihnen ihre eigene Fahrt so schlecht ausgegangen war. Und sie hielten Rat, wie sie den Jüngling betören und Macht und Ehre für sich selber gewinnen könnten. Aber sie verheimlichten ihren bösen Anschlag, bis sich eine günstige Gelegenheit fand. Da warfen sie sich plötzlich über ihren Kameraden, würgten ihn am Hals und erstickten ihn. Darauf bedrohten sie die Prinzessinnen mit dem Tod, wenn sie nicht schwören wollten, alles zu verschweigen. Da nun die Königstöchter in der Gewalt der Prinzen waren, wagten sie nicht nein zu sagen. Aber es tat ihnen sehr leid um den Jüngling, der für sie sein Leben gelassen hatte, und die jüngste

Prinzessin trauerte von ganzem Herzen um ihn und wollte nie mehr froh werden.

Nach dieser großen Untat fuhren die Prinzen zum Königsschloß, und man kann sich wohl denken, wie groß die Freude war, daß der König seine drei Töchter wieder hatte. Inzwischen lag der arme Bursche wie tot draußen in der Waldschlucht. Aber er war noch nicht ganz tot, und die treuen Hunde lagen um ihn herum, wärmten ihn und leckten seine Wunden. Und sie hörten nicht auf, bis ihr Herr wieder zum Leben kam. Als er wieder heil und gesund war, machte er sich auf den Weg und kam nach vielen Fährlichkeiten ans Königsschloß, wo die Prinzessinnen wohnten.

Als er hineinkam, war große Freude und Lustigkeit am ganzen Hof, und vom Königssaal her hörte man Tanz und schönes Saitenspiel. Da wunderte er sich sehr und fragte, was das alles zu bedeuten habe. Der Diener gab zur Antwort: „Gewiß kommst du weit her, daß du nicht weißt, daß der König seine Töchter aus der Gewalt des Bergtrolls wieder bekommen hat. Heute hat die älteste Prinzessin Hochzeit." Der Bursche fragte dann nach der jüngsten Prinzessin und wann sie Hochzeit habe. Aber der Diener sagte, sie wolle keinen Mann haben, und weine den ganzen Tag, und niemand wisse warum. Da wurde der Bursche wieder froh, denn nun wußte er, daß sie ihm hold und treu geblieben war.

Der Jüngling ging nun zum Türhüter hinein und ließ dem König sagen, es sei ein Gast gekommen, der wolle die Hochzeitsfreude noch erhöhen und seine Hunde vorführen. Das war dem König recht und er befahl, daß man den Fremdling auf das allerbeste aufnehme. Als der Bursche nun in den Saal trat, war ein großes Verwundern unter der ganzen Hochzeitsgesellschaft über seine Gewandtheit und sein männliches Auftreten, und alle fanden, daß man selten einen so prächtigen Jüngling sehe. Aber die drei Königstöchter hatten ihn kaum erkannt, so sprangen sie vom Tisch auf und flogen ihm um den Hals. Da hielten es die Prinzen für besser, sich davonzumachen. Aber die Königstöchter erzählten, wie der

Bursche sie befreit hatte und was für andere Abenteuer ihnen noch widerfahren waren; und zur größeren Gewißheit suchten sie ihre Ringe in seinen Locken.
Als nun der König vernahm, daß die beiden fremden Prinzen List und Tücke gebraucht hatten, wurde er sehr zornig und ließ sie mit Schimpf und Schande aus dem Schloß treiben. Aber den tapferen Jüngling empfing er mit großen Ehren, wie er es auch verdient hatte, und noch am gleichen Tag hielt er Hochzeit mit der jüngsten Königstochter. — Nach des Königs Tod wurde der Bursche zum König über das ganze Land gewählt und war ein tapferer König. Und dort lebt er mit seiner schönen Königin und regiert glücklich bis auf den heutigen Tag. Weiter habe ich nicht mitgetan.

21. Der arme Teufel



Es war einmal ein Bauer, der führte im Frühling seine Kuh auf die Weide und betete, daß Gott sie wohl bewahren möge.
Da saß der Böse in einem Strauch und hörte es und sagte zu sich selbst:
„Wenn etwas gut ausgeht, so danken sie Gott dafür; aber wenn etwas Übles passiert, so soll immer ich schuld sein."
Nach ein paar Tagen geriet die Kuh in einen Sumpf. Und als der Bauer kam und das sah, sagte er: „Schau nur, da hat wieder der Teufel seine Finger dabei."
„Das hab ich mir doch denken können," dachte der Teufel in seinem Busch. Da ging der Bauer fort und wollte Leute holen, um die Kuh herauszuziehen. Aber unterdessen schlüpfte der Teufel aus seinem Busch und half der Kuh heraus, denn er dachte:
„Nun soll er mir doch auch etwas zu danken haben."
Aber als der Bauer zurückkam und die Kuh auf dem Trockenen sah, sagte er: „Gott sei Dank, sie ist oben!"

22. Wie Smaland und Schonen entstanden sind

Die Smaländer erzählen:
Zur Zeit, als unser Herrgott die Welt erschuf, da machte er ein flaches und fruchtbares Land, und das war Schonen. Aber unterdessen war der Teufel auch dagewesen und hatte Smaland erschaffen. Das war ein unfruchtbares Land, das zumeist aus Berg und Sumpf bestand. Als unser Herrgott das erblickte, erschien es ihm recht trostlos, und er streute die Erdbrocken darüber, die er noch in seiner Schürze hatte, und erschuf die Smaländer. Die wurden ein tüchtiger Menschenschlag, schön und kräftig und konnten sich in jeder Lage helfen. Man sagt noch heutigen Tags: wenn man einen Smaländer nimmt und ihn auf eine Klippe im Meer setzt, so weiß er sich noch zu retten. Aber inzwischen war der Teufel drunten in Schonen gewesen und hatte die Leute von Schonen geschaffen, und deshalb sind die so langsam und großmäulig und hoffärtig.

Aber die Leute von Schonen erzählen:
Als unser Herrgott und St. Peter einmal zusammen wandelten, hörten sie ein schreckliches Toben in einem Walde. „Geh und sieh nach, was es dort gibt," sagte unser Herrgott. St. Peter ging. Es waren der Teufel und ein Smaländer, die sich aus allen Kräften schlugen. St. Peter suchte sie auseinanderzubringen, aber sie hörten ihn nicht an. Da nahm er sein Schwert und hieb beiden den Kopf vom Rumpf. Darauf erzählte er unserm Herrgott, was er gesehen und getan hatte. „Nein, das war nicht gut getan," antwortete er, „gehe hin und setze die Köpfe wieder dahin, wo sie zuvor gesessen haben, und bestreiche die Wunden mit dem Schwert, dann werden beide wieder lebendig." St. Peter tat so, aber er vertauschte die Köpfe. Seitdem haben die Smaländer immer etwas vom Teufel an sich, und die den Teufel kennen, meinen auch, daß er etwas den Smaländern ähnelt.

23. Der Böse und Kitta Grau



Eines Tages begegnete der Teufel Kitta Grau. „Wo bist du gewesen, Alter?" fragte Kitta Grau, denn sie kannte ihn.
„Ja," sagte der Böse, „ich war da draußen auf dem Bauerngut bei den neuverheirateten Eheleuten. Nun habe ich schon zum dritten Male versucht, Unfrieden zwischen ihnen zu säen, aber sie haben einander so gern, daß es rein unmöglich ist."
„Du redest wie ein ganz dummer Kerl. Das wollte ich aufs erstemal fertig bringen," sagte Kitta Grau.
„Wenn du das kannst, sollst du ein Paar prächtige Schuhe haben," gab der Böse zurück.
„Halt nur Wort," sagte Kitta und wandte sich auf den Bauernhof.
Da war die Frau allein zu Hause, denn der Mann war in den Wald gefahren. Da sagte Kitta zu der jungen Frau:
„Du hast aber wirklich einen guten Mann."
„Ja wahrhaftig," gab die Frau zurück, „denn er tut mir, was er mir nur an den Augen absehen kann."
„Aber glaube mir," sagte Kitta, „es ist doch ein bißchen Falschheit in ihm. Er hat ein paar lange Haare unter dem Kinn — wenn du mit einem Rasiermesser dahin kommen könntest und sie abschneiden, während er schläft, so müßte die Bosheit ganz von ihm weichen."
„Ja," meinte die Frau, „wenn das helfen kann, so will ich nach dem Essen gewiß achtgeben und es tun, denn da legt er sich immer hin und hält ein Mittagsschläfchen."
Da ging Kitta Grau hinaus in den Wald zu dem Mann und sagte ihm guten Tag.
„Du hast aber wirklich eine gute Frau," sagte Kitta.
„Sie könnte nicht besser sein," sagte der Mann.
„Ja, aber du könntest dich doch irren," sagte Kitta. „Wenn du heimkommst, so hab acht, denn wenn du dein Mittags-

schläfchen halten willst, so hat sie im Sinn, dir den Hals abzuschneiden. Schlaf nur ja nicht ein!"

Der Mann glaubte nicht mehr von der Sache, als er wollte. Aber er dankte Kitta Grau doch für ihre Mühe.

Dann ging er heim und aß zu Mittag, und dann legte er sich hin und tat, als ob er sogleich einschliefe.

Da ging seine Frau hinaus an sein Rasierzeug, nahm das Messer heraus, kam ganz leise an ihn heran und faßte ihn mit der Hand unter dem Kinn.

Da fuhr der Mann auf.

„Willst du mich ermorden?" schrie er und hieb auf die Frau los, daß sie der Länge nach zu Boden fiel.

Und von diesem Tage an war niemals mehr Frieden im Hause. Nun sollte Kitta Grau ihren Lohn vom Bösen bekommen. Aber er hatte so Angst vor ihr, daß er ihr die Schuhe nur zu geben sich traute, als er auf der einen Seite eines Flusses und sie auf der anderen stand, und dann reichte er sie an einer langen Stange hinüber.

„Du bist viel ärger als ich," sagte er zu Kitta Grau.

Der Schwarze hatte einen Pakt mit einem Händler gemacht. Er versprach ihm, daß er alle Waren, die er einkaufte, innerhalb drei Wochen mit gutem Gewinst wieder verkaufen werde. Aber nach sieben Jahren solle er dann dem Teufel gehören, wenn die Sache gut ging. Und die Sache ging wirklich gut, denn wenn der Händler auch noch so jämmerlichen Trödel kaufte, und wenn es auch nur ein uralter Pelz war, er konnte alles wieder verkaufen und gewann immer dabei. Aber nun waren es nur noch drei Wochen, bis der Böse kommen sollte und ihn holen.

Da kam Kitta Grau in seinen Laden und zeigte ihm die schönen Schuhe, die sie vom Bösen bekommen hatte.

Da sagte der Händler:

„Gott bewahre uns vor dem! Mich wird er schon holen, wenn es an der Zeit ist, denn ich habe einen Pakt mit ihm gemacht; ich habe nichts kaufen können, ohne es mit Gewinn in der Zeit von drei Wochen wieder los zu werden."

Da sagte Kitta Grau: „Kauf mich, mich kauft gewiß keiner." Das tat der Händler auch. Er kaufte Kitta, zog sie nackend aus, teerte sie am ganzen Leib und ließ sie sich in einem Haufen Federn wälzen. So setzte er sie dann in einen Glaskäfig wie einen Vogel.

Nun verging die erste Woche und die zweite Woche und die dritte Woche, und es kam keiner, der den kuriosen Vogel kaufen wollte. Und als es dann an der Zeit war, kam der Böse und wollte seinen Händler holen.

„Nur Geduld!" sagte der Händler, „ich habe noch etwas da, das habe ich eingekauft, aber in drei Wochen nicht verkaufen können."

„Das möchte ich auch sehen," sagte der Schwarze.

Da zeigte der Händler auf Kitta Grau, die in ihrem Glaskäfig saß. Aber kaum hatte der Böse den schönen Vogel erblickt, so sagte er:

„Ach so, das bist du, Kitta Grau! Wer dich kennt, der kauft dich nicht!"

Und damit lief er eiligst seiner Wege.

So konnte Kitta Grau zum Bösen und zum Guten helfen.

24. Die Herrin auf Pintorp



o jetzt der Herrensitz Eriksberg sein schloßartiges Gebäude zwischen Parkanlagen und Gärten erhebt, lag vor Zeiten ein Gut, das hieß Pintorp; daran knüpft die Sage die unheimliche Geschichte von der Herrin auf Pintorp.

Auf Pintorp — so erzählt die Sage — wohnte ein Edelmann, der bei seinem Tod in jungen Jahren all sein Hab und Gut seiner Witwe hinterließ. Statt daß diese nun eine gute Hausherrin für ihre vielen Untergebenen gewesen wäre, nützte sie sie auf alle Weise aus und mißhandelte sie aufs ärgste. Unter ihrem Schloß hatte sie tiefe

unterirdische Gefängnisse, in denen mancher Unschuldige verschmachten mußte. Gegen Kinder und Bettler hetzte sie bissige Hunde, und wenn sich einer nicht zur rechten Zeit zur Arbeit einfand, so kehrte er sicherlich am Abend mit blutig gepeitschtem Rücken heim.

Frühmorgens, als die Arbeitsleute kamen, stand die Herrin auf Pintorp einmal auf der Schloßtreppe und sah einen armen Instmann zu spät kommen. Schäumend vor Wut überhäufte sie ihn mit Schimpf und Schelte und befahl ihm, die größte Eiche zu fällen, die auf dem ganzen Gute stand, und sie bis zum Abend unbehauen mit dem Wipfel voraus zum Herrenhof zu schaffen. Wenn er diesen Befehl nicht bis aufs letzte ausführte — sagte sie — solle er ohne Gnad und Barmherzigkeit aus seiner Hütte vertrieben werden und all sein Eigentum dem Gut zufallen.

In schweren Gedanken über das harte Urteil ging der Instmann in den Wald; da traf er einen alten Mann, der fragte, warum er so unglücklich sei.

„Weil es aus ist mit mir, wenn unser Herrgott mir nicht hilft," seufzte der Unglückliche und berichtete, was ihm seine Herrin auferlegt hatte.

„Mach dir keine Sorgen," sagte der Unbekannte. „Hau diese Eiche um, setze dich auf den Stamm, dann werden ihn Erik Gyllenstjerna und Svante Banér nach dem Schloß schaffen."

Der Instmann tat, wie der Alte gesagt hatte, und begann zu hauen, und richtig, beim dritten Schlag fiel der Baum mit gewaltigem Krachen zu Boden. Dann setzte sich der Mann auf den Stamm, mit dem Gesicht nach der Krone gewendet, und gleich begann der Baum sich zu rühren, als ob Pferde ihn zögen. Bald wurde die Fahrt so rasch, daß Pfähle und Gartenzäune wie Späne aus dem Weg flogen, und bald waren sie im Schloßhof. Gerade als der Wipfel an das Schloßportal anstieß, stolperte einer der unsichtbaren Träger, und man hörte eine Stimme sagen: „Was, fällst du auf die Knie, Svante?"

Die Herrin auf Pintorp, die auf der Treppe stand, merkte wohl, wer dem Manne half, aber anstatt zu bereuen, begann sie zu fluchen und schimpfen und bedrohte schließlich den Instmann mit Gefängnis.

Da kam ein Erdbeben, daß die Schloßmauern bebten, und ein schwarzer Wagen, von zwei schwarzen Pferden gezogen, hielt vor dem Schloß. Ein feiner, schwarzgekleideter Herr stieg aus, verneigte sich vor der Herrin und hieß sie sich fertigmachen und ihm folgen. Zitternd — denn sie wußte wohl, wer der Fremde war — bat sie ihn um drei Jahre Frist, aber darauf wollte sich der Schwarze nicht einlassen. Da bat sie um drei Monate, aber auch das schlug er ab, schließlich bat sie um drei Tage und dann um drei Stunden, aber es wurden ihr nur drei Minuten gewährt, um ihr Haus zu bestellen.

Als sie sah, daß gar nichts helfen wollte, bat sie, das doch wenigstens ihr Schloßpriester, ihr Kammermädchen und ihr Kammerdiener sie begleiten dürften; das wurde ihr bewilligt, und sie stiegen in den Wagen. Sogleich zogen die Pferde an, und der Wagen fuhr so schnell, daß die Leute beim Schloß nichts anderes sahen als einen schwarzen Strich hinter dem Wagen her.

Als die Frau und ihre Begleiter eine Weile gefahren waren, kamen sie an ein glänzendes Schloß, und der schwarze Herr führte sie die Schloßtreppe hinauf. Oben im Saal zog er der Frau ihre prunkenden Gewänder aus und legte ihr einen groben Rock und Holzschuhe an. Dann kämmte er ihr dreimal das Haar, daß ihr das Blut vom Kopfe strömte, und schließlich tanzte er dreimal mit ihr, daß ihre Schuhe voll Blut wurden.

Nach dem ersten Tanz bat die Herrin, sie wolle dem Kammerdiener ihren goldenen Ring geben, und der verbrannte seinen Finger wie Feuer. Nach dem zweiten Tanz gab sie dem Kammermädchen ihren Schlüsselbund, und der versengte die Hand des Mädchens wie glühendes Eisen. Aber nach dem dritten Tanz öffnete sich eine Falltür im Boden,

und die Herrin verschwand in einer Wolke von Rauch und Flammen.
Der Priester, der am nächsten stand, schaute neugierig in die Öffnung, wo die Herrin versunken war; da kam ein Funken aus der Tiefe und fuhr ihm ins Auge, daß er sein Leben lang auf einem Auge blind blieb.
Als alles vorbei war, erlaubte der Schwarze der Dienerschaft, wieder heimzufahren, verbot ihnen aber ausdrücklich, sich umzusehen. Eiligst stiegen sie in den Wagen, der Weg war breit und eben, und die Pferde liefen rasch. Als sie aber ein Stück gefahren waren, konnte das Kammermädchen ihre Neugier nicht bezähmen und schaute sich um. Im gleichen Augenblick verschwanden Wagen, Pferde und sogar der Weg, und die Reisenden fanden sich in einem wilden Wald und brauchten drei Jahre, bis sie wieder herauskamen und nach Pintorp zurückfanden.

25. Das Gespenst in Fjelkinge



In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gehörten mehrere große Güter in Schonen dem Hause Barnekow, oder richtiger, seiner damaligen vornehmsten Vertreterin, der Frau Margarete Barnekow, Tochter des berühmten Feldherrn und Generalgouverneurs Grafen Rutger von Ascheberg und vermählt mit dem Obersten Kjell Kristofer Barnekow. Mit neunundzwanzig Jahren Witwe, übernahm sie selbst ihre großen Güter, bei deren Besorgung sie einen unbeugsamen Mut, nie versagende Arbeitskraft und unermüdliche Fürsorge für ihre vielen Untergebenen an den Tag legte.
Bei einer Reise auf ihren Gütern kam Frau Margarete eines Abends in das Wirtshaus in Fjelkinge und erhielt als Nachtquartier einen Raum, in dem es nicht geheuer sein sollte. Ein Reisender hatte vor etlichen Jahren in demselben Zim-

mer gelegen und war vermutlich ermordet worden, wenigstens war der Mann und seine Sachen spurlos verschwunden, ohne daß es aufgeklärt wurde, wie die Geschichte sich zugetragen hatte. Seitdem spukte es nachts in dem Zimmer, und wer davon wußte, der reiste lieber eine Poststation weiter im Dunkeln, als daß er in diesem Zimmer übernachtet hätte. Margarete Barnekow machte es aber nicht so. Sie hatte schon größeren Mut gezeigt als in diesem Fall und wählte ohne Furcht dieses Zimmer als Schlafgemach.

Sie ließ die Lampe brennen und schlief ein, nachdem sie ihr Abendgebet gesprochen hatte. Schlag zwölf wachte sie auf, wie eben einige Planken am Fußboden aufgehoben wurden; herauf stieg ein blutiger Schemen, dem das klaffende Haupt auf die Schulter hing.

„Edle Frau!" flüsterte das Gespenst, „bereitet einem Ermordeten ein Grab in geweihter Erde und überliefert den Mörder der gerechten Strafe!"

Gottesfürchtig und unerschrocken winkte Frau Margarete dem Toten näherzutreten, und er erzählte, daß er dieselbe Bitte schon an mehrere Leute gerichtet hätte, und keiner habe den Mut gehabt, sie zu erfüllen. Da zog Frau Margarete einen goldenen Ring von ihrem Finger, legte ihn in die klaffende Wunde und verband das Haupt des Ermordeten mit ihrem Taschentuch. Mit einem Blick voll unsäglicher Dankbarkeit tat er ihr den Namen des Mörders zu wissen und verschwand lautlos unter dem Boden.

Am folgenden Morgen ließ Frau Margarete den Amtsvorstand mit seinen Leuten in das Wirtshaus kommen, berichtete, was ihr in der Nacht begegnet war, und befahl den Anwesenden, den Fußboden aufzureißen. Da fand man in der Erde eingegraben einen halbvermoderten Leichnam, und in der Kopfwunde den Ring der Gräfin, und ihr Taschentuch um sein Haupt gebunden. — Bei diesem Anblick erbleichte einer der Umstehenden und fiel ohnmächtig zu Boden. Als er wieder zur Besinnung kam, bekannte er, daß er den Reisenden ermordet und sein Gut geraubt habe. Für diese Untat

wurde er zum Tode verurteilt, und der Ermordete wurde auf dem Dorfkirchhof bestattet.
Der Ring, der eine eigenartige Form hat, mit einem gefaßten großen grauen Stein, wird noch im Geschlecht der Barnekows verwahrt, und man schreibt ihm eine wundertätige Kraft gegen Krankheit, Feuersbrunst und andere Unglücksfälle zu. Wenn einer von dem Hause stirbt, so soll ein roter Fleck wie ein Blutstropfen auf dem Stein erscheinen.

26. Der Hahn, die Handmühle und der Hornissenschwarm

Es war einmal ein Bauer, der wollte ausgehen und ein Schwein verkaufen. Als er ein Stück weit gegangen war, traf er einen Mann, der fragte ihn, wo er mit seinem Schwein hinwolle. — „Ich will es verkaufen," gab der Bauer zurück, „aber ich weiß nicht, was ich anfangen soll, um es los zu werden." — „Geh in die Hölle," sagte der Mann, „da wirst du es am ersten los." — Und der Bauer ging und ging immer auf der großen breiten Fahrstraße weiter.
Als er an die Hölle kam, da stand ein Mann draußen beim Holzschuppen und machte Holz. Zu dem ging der Bauer hin und fragte, ob er nicht wisse, ob man in der Hölle wohl ein Schwein kaufen wolle. „Ich will hineingehen und fragen," gab der Mann zurück, „wenn du statt meiner so lange Holz machen willst." — „Ja, das kann ich gerne tun," sagte der Bauer, nahm die Axt und stellte sich an den Schuppen und fing an, Holz zu machen. Und er schaffte und schaffte so lange, bis der Abend kam, aber der Mann kam nicht zurück mit dem Bescheid, ob man in der Hölle ein Schwein kaufen wolle oder nicht. Schließlich kam aber ein anderer Mann des Weges daher, und den bat der Bauer, er möchte an seiner Stelle Holz machen, denn es war unmöglich, die Axt weg-

zulegen, wenn sie nicht sofort ein anderer aufnahm und weiter schaffte. Der Mann nahm also die Axt und stand da und machte Holz und der Bauer ging selber in die Hölle und fragte, ob denn niemand sein Schwein kaufen wolle.

Gleich kamen so viele Leute zusammen wie auf dem größten Markt und alle wollten das Schwein kaufen. Da dachte sich der Bauer: „Wer am meisten zahlt, der kriegt es."

Und einer bot mehr als der andere, viel mehr, als eine ganze Herde Schweine wert ist. Aber schließlich kam ein Herr, der flüsterte dem Bauern etwas zu und hieß ihn mitgehen, er werde soviel Geld bekommen als er sich nur wünschen könne. „Und einen guten Schluck als Kauftrunk bekomme ich wohl auch," sagte der Bauer. — „Ja," gab der Herr zurück, „und einen solchen Schluck, daß du dein Lebtag daran genug haben sollst."

Als sie nun zu dem Herrn nach Hause kamen und der Bauer ihm das Schwein überlassen hatte, bekam er als Bezahlung einen Hahn, der konnte Silberstücke legen, so oft man es verlangte — und den Kauftrunk dazu. Darauf ging der Bauer seiner Wege und freute sich sehr über seinen Handel, aber auf dem Heimweg übernachtete er bei einer alten Frau, die ein Wirtshaus führte. Hier konnte sich der Bauer nicht halten. Er war so über die Maßen froh über seinen reichen Hahn, daß er mit ihm vor der Wirtin prahlen mußte und ihr zeigte, wie es zuging, wenn er Silberstücke legte. Aber in der Nacht, als der Bauer fest schlief, kam die Wirtin und nahm ihm seinen Hahn weg und setzte statt dessen einen anderen hin. Kaum war der Bauer am Morgen erwacht, so wollte er seinen Hahn auch schon arbeiten lassen. „Leg nun schnell, mein Hahn! Leg große Silberstücke, mein Hahn!" — Aber der Hahn konnte durchaus keine Silberstücke legen und antwortete nur „Kikeriki! Kikeriki! Kikeriki!" — Da kam der Bauer in Zorn und wanderte wieder zurück in die Hölle und beklagte sich über den Hahn und erzählte, wie ganz nichtsnutzig er sei. Er wurde freundlich aufgenommen und bekam von dem gleichen Herrn eine Handmühle. Wenn er ihr zu-

rief: „Mühle, mahle!" so mahlte sie so viel Mehl als er haben wollte, und hörte nicht eher auf, als bis er sagte: „Mühle steh!" Und jede Sorte Mehl mahlte die Mühle, die er verlangte.

Als der Bauer wieder auf dem Heimweg war, kam er am Abend wieder an das gleiche Wirtshaus wie das erstemal, und da kehrte er ein und wollte über Nacht bleiben. Er war so vergnügt über seine Mühle, daß er unmöglich schweigen konnte, er erzählte der Wirtin, was für eine köstliche Mühle er habe und zeigte ihr, wie sie arbeitete. Aber in der Nacht, als er schlief, kam die Wirtin und stahl seine Mühle und stellte eine andere dafür hin.

Als der Bauer am Morgen aufwachte, hatte er es sehr eilig, seine Mühle zu versuchen, aber er konnte sie nicht zum Gehorsam bringen. „Mühle mahle!" rief er. Aber die Mühle stand stille. Da sagte er: „Liebe Mühle, mahle Weizenmehl!" aber das zog nicht. „So mahle Roggenmehl!" schrie er, aber das half auch nicht. „Nun so mahle doch Erbsenmehl!" Aber die Mühle hatte keine Ohren, sondern stand so stille, als ob sie ihrer Lebtag noch nie eine einzige Umdrehung gemacht hätte. Da machte sich der Bauer wieder auf den Weg zur Hölle und suchte stracks den Herrn auf, der ihm das Schwein abgekauft hatte, und berichtete ihm, daß die Mühle kein Mehl mehr mahlen wolle. „Darüber brauchst du nicht traurig zu sein," sagte der Herr und gab ihm ein großes, großes Nest ganz voller Hornissen, die in ganzen Schwärmen ausflogen und stachen, wenn er ihnen sagte, wen sie stechen sollten. Und sie stachen weiter, bis er zu ihnen sagte: „Hört auf!" Als nun der Bauer wieder zu der Wirtin kam, erzählte er ihr, er habe einen Hornissenschwarm, der seine Befehle ausführe. „Ach Gott!" sagte die Wirtin, „das wäre doch schön, das zu sehen!" — „Das kann leicht sein," gab der Bauer zurück, und gleich rief er: „Heraus, heraus, meine Hornissen, und stecht die Alte!" Und gleich fiel der ganze Schwarm über die Alte her, daß sie anfing, erbärmlich zu schreien. Sie bat den Bauern, er möchte doch nur die Hornissen zurück-

rufen, so wolle sie ihm ja gern den Hahn und die Mühle wiedergeben, die sie ihm genommen hätte.
Dazu sagte der Bauer nicht nein, sondern befahl seinen Hornissen, die Frau in Ruhe zu lassen und wieder in ihr Haus zu fliegen. Dann zog er heim mit seinem Hahn, seiner Mühle und seinen Hornissen, und wurde ein reicher Mann und lebte glücklich bis an seinen Tod. Aber der Kauftrunk, den er bekommen hatte, der stieg ihm immer in den Hals herauf, so oft er daran dachte, und er brauchte seiner Lebtag keinen Branntwein mehr zu kaufen.
Deshalb pflegte er auch immer zu sagen: „In der Hölle ist ein großer Markt, und recht gute Leute, und vor allem ein freigebiger Herr, mit dem gut handeln ist."

27. Der alte Zottelpelz

Es war einmal eine Prinzessin, die war so stolz auf ihre Schönheit, daß sie keinen Mann haben wollte, so viele Prinzen sich auch um sie bewarben. Schließlich wußten die Freier nicht mehr, was sie anfangen sollten, um die Prinzessin zu bekommen.
Aber da war ein alter Mann, der wohnte im Schlosse und hieß Zottelpelz. Der war Koch und die Prinzessin hielt viel von ihm.
Aber es war unter den Freiern der Prinzessin auch ein hoher Herr, der war gut Freund mit dem alten Zottelpelz und fragte ihn einmal, ob er nicht seine Kleider bekommen könne. „Ja, die kannst du haben," sagte der Alte. Darauf zog sich der junge Prinz an wie Zottelpelz, und man konnte kaum merken, daß er nicht der Alte selber war. Dann ging er auf die Weide, wo die Prinzessin ihre Schafe und Ziegen hatte. Da zog er ein wunderschönes Taschentuch heraus, das war weiß mit gelben Blumen, und band es einem Schafe an. Kaum sah die Prinzessin das Taschentuch, so wollte sie es

haben und fragte den vermeintlichen Zottelpelz, ob sie es ihm nicht abkaufen könne. „Nein, unmöglich,“ sagte der Alte, „wenn ich nicht eine Nacht vor der Türe der Prinzessin liegen darf.“ „Ja, das darfst du,“ sagte die Prinzessin. Und er lag eine Nacht vor ihrer Tür.

Am folgenden Tag hatte der vermeintliche Zottelpelz ein noch schöneres Taschentuch, das war auch weiß mit silbernen Blumen, das legte er demselben Schafe an. Kaum erblickte die Prinzessin das Taschentuch, da kam sie herunter und wollte es dem Alten auch abkaufen. „Nein,“ sagte der Alte, „wenn ich nicht eine Nacht im Zimmer der Prinzessin schlafen darf.“ Zuerst wollte die Prinzessin das nicht zugeben, aber als sie keinen billigeren Preis bekommen konnte, sagte sie schließlich: „Ja, ich erlaube es.“ Und da durfte der Alte die Nacht im Zimmer der Prinzessin liegen.

Aber als der Alte eine Weile so dalag, begann er zu jammern und zu rufen: „Huhu mich friert so sehr!“ Da fragte die Prinzessin: „Was fehlt dir denn, Zottelpelz?“ — „Ja mich friert so sehr!“ sagte der Alte. „Was willst du denn?“ fragte die Prinzessin. — „Ach, darf ich mich nicht auf ein paar Stühle neben das Bett der Prinzessin legen?“ fragte der Alte. — „Nein, das geht ganz gewiß nicht!“ meinte die Prinzessin. — „Dann nehme ich meine zwei Taschentücher wieder,“ sagte Zottelpelz. — „Also, ich will dirs erlauben,“ antwortete die Prinzessin, und der Alte durfte die Nacht durch auf zwei Stühlen neben dem Bett der Prinzessin schlafen.

Am dritten Tage aber hatte Zottelpelz ein noch viel schöneres Taschentuch als zuvor, das war weiß mit goldenen Blumen. Das band er einem von den Schafen der Prinzessin an. Kaum hatte die es erblickt, so wollte sie es ihm abkaufen. „Nein,“ sagte er, „wenn ich nicht auf ein paar Stühlen neben dem Bett der Prinzessin liegen darf.“ — „Nein, gewiß nicht,“ sagte die Prinzessin. — „Dann nehme ich meine Taschentücher wieder.“ — „Dann will ich dirs lieber erlauben,“ meinte die Prinzessin.

Aber in der folgenden Nacht, als der vermeintliche Zottelpelz

eine Weile gelegen hatte, fing er an zu jammern; und auf die Fragen der Prinzessin antwortete er schließlich: „Huhu, mich friert so sehr; darf ich mich ins Bett der Prinzessin legen?“ — „Nein, gewiß nicht,“ antwortete sie, „wie kann man denn so etwas verlangen!“ — „Nun,“ sagte der Alte, „dann nehme ich alle meine drei Taschentücher wieder.“ — Aber das war der Prinzessin gar nicht recht und schließlich durfte sich Zottelpelz neben sie ins Bett legen.

Aber am Morgen, als die Prinzessin aufstand, wollte der Alte sich gar nicht rühren, sondern blieb fest liegen. Nach einer Weile kam der König selber und sah, daß die Prinzessin bei Zottelpelz geschlafen hatte, und wurde furchtbar böse. Er verstieß sie, und sie hatte keinen Ort, wo sie sich hinwenden konnte, und mußte schließlich den Alten heiraten.

Aber auch noch nach der Heirat blieb die Prinzessin bei ihrem Hochmut. Davon wollte ihr Mann, der vermeintliche Zottelpelz, sie kurieren; denn die Hütte, die das Paar nun bewohnte, paßte durchaus nicht für solche Launen. Darum sagte er eines Tages zu seiner Frau: „Hör, liebe Frau, Tag für Tag muß ich Kohlen brennen und Kohlen tragen; du mußt dich nun auch nach einem Verdienst umsehen. Geh darum und nimm hier die Steintöpfe und biete sie vor der Schloßpforte feil und sieh, daß du dich geschickt anstellst.“

Das mußte die Prinzessin nun tun; aber nach einer Weile wusch Zottelpelz sein rußiges Angesicht, zog seine eigenen prachtvollen Kleider an und fuhr in einem großen Wagen aus und überrannte alle die Steintöpfe der Prinzessin. Da war die Prinzessin schrecklich traurig, aber sie wußte nicht, wer der Herr im Wagen war. Er kam ihr auch gleich aus den Augen, kehrte auf einem anderen Wege zurück, machte sein Gesicht wieder schwarz, zog wieder seine Zottelpelz-Kleider an und trat der Prinzessin entgegen, als sie heimkam. Da jammerte ihm die Prinzessin vor und erzählte, wie sie versucht hatte, alles aufs beste einzurichten, aber ein fremder Herr habe ihr ihre Steintöpfe zusammengefahren. — „Nun,“ sagte der Alte, „diesmal ist wohl nichts zu machen, aber Tag

um Tag muß ich Kohlen tragen und für unsern Unterhalt sorgen, und du mußt dich auch nach einem Verdienst umsehen. Morgen sollst du dich dann nicht so dumm anstellen. Aber morgen backen sie ja in der Schloßküche, da mußt du auch hingehen und etwas verdienen. Nimm dir Mehl mit und einen Topf Fett und sei flink morgen!" — Das versprach sie. Das Mehl steckte sie rasch in ihre Rocktasche, aber den Fetttopf wußte sie nicht unterzubringen. Schließlich band sie ihn sich unter den Röcken um den Leib; dann lief sie eiligst in das Schloß.

Aber inzwischen kleidete sich Zottelpelz wieder um, und gerade als die Prinzessin die Küchentreppe herunterkam, trat ihr ein Herr entgegen, der führte sie ganz artig wieder hinauf in den Saal und fing an so wild mit ihr zu tanzen, daß der Fettopf an die Türe flog und in Stücke brach und das Fett auf den Boden lief. Aber das machte ihr nichts, und sie machte sich auf den Weg und wanderte heimwärts. Als sie nach Hause kam, stand Zottelpelz schon da in seinen alten Kleidern und mit rußigem Gesicht, als ob er den ganzen langen Tag Kohlen getragen hätte. Da jammerte sie ihm wieder vor und sagte, sie habe nirgends Glück, diesmal habe ein großer Herr sie so herumgestoßen, daß der Fettopf in Stücke gegangen sei. „Ja ja," sagte er, „aber du sollst verdienen wie ich. Morgen muß es richtig zugehen, denn da sollen die Kleider der jungen Prinzessin probiert werden, da sollst du verschiedene Seidenflecke hintragen und sie unter den vielen anderen in dem Zimmer mischen." — „Nein, morgen will ich mich gewiß nicht dumm anstellen," sagte die Prinzessin, nahm die schönen Seidenflecke, band sie unter ihre Kleider und machte sich auf den Weg nach dem Schloß. Aber inzwischen kleidete sich Zottelpelz um und gerade als die Prinzessin auf der Treppe war, kam derselbe Herr und führte sie hinauf in einen großen Saal und tanzte mit ihr, bis alle Seidenstücke auf den Boden fielen. Aber das machte ihr nichts aus, sie schämte sich, sie wieder aufzulesen. Als sie nach Hause in ihre Hütte kam, war der Alte schon daheim

wie gewöhnlich, und sie jammerte ihm vor und weinte und klagte, er solle sie doch niemals mehr zu solcher Arbeit schicken. Er gab nach und sie blieb mehrere Tage ruhig zu Hause.
Aber nach einer Weile erzählte ihr der Alte, daß der Herr, der sie so herumgestoßen habe, für seine Dienste auf dem Schloß mit einer großen Geldsumme belohnt worden sei und sich ein großes schönes Gut gekauft habe. Dorthin solle sie gehen, um es in Stand setzen zu helfen und dabei zu verdienen. Nun war die Prinzessin bescheiden und sanft und ging auf seinen Befehl ganz allein dorthin.
Inzwischen kam der alte Zottelpelz dorthin und versteckte sich unter der Treppe des schönen Schlosses, und hörte alles, was die Prinzessin sagte. Aber nach einer Weile sah die Prinzessin, daß man an die Hütte des Alten Feuer gelegt hatte. „Ach!“ schrie sie da, „ach, mein alter Zottelpelz verbrennt!“ Aber bei diesem Schrei kam Zottelpelz zum Vorschein, erzählte ihr, daß er in Wirklichkeit ein Prinz sei, derselbe, der an ihrer Verstoßung aus dem Schlosse schuld sei, und daß ihm das ganze Schloß gehöre und daß er nun keinen Wunsch mehr hätte, nachdem die schöne Prinzessin die Seine sei und ihren Hochmut verloren hätte.
Darnach lebten sie lange und glücklich zusammen.

28. Torre Jeppe



Im Schiff einer Kirche saß jede Nacht ein Gespenst mit Namen Torre Jeppe. Es war ein vertrockneter Leichnam, der nicht verwesen konnte. Eines Abends waren drei Schneider an ihrer Arbeit in einem Bauernhof dort in der Nähe. Sie schwatzten und scherzten und unter anderm fragten sie das Mädchen im Hause, die als gar nicht furchtsam bekannt war, was man ihr geben müsse, damit sie in die Kirche gehe und Torre Jeppe

hole. Das traue sie sich wohl, war die Antwort, aber sie wolle für ihre Mühe ein Kleid aus hausgewebter Wolle haben. Das solle sie gewiß bekommen, sagten die Schneider, denn sie glaubten nicht, daß das Mädchen eine solche Sache wagen werde. Aber sie nahm die Schneider beim Wort und ging wirklich.

Als sie in die Kirche kam, nahm sie Torre Jeppe auf den Rücken, trug ihn heim und setzte ihn auf die Bank neben die Schneider. Die drückten sich ängstlich zur Seite, aber Torre Jeppe rückte ihnen nach und schaute sie mit seinen großen Augen an, daß sie fast den Verstand verloren. In ihrer Angst baten sie das Mädchen, sie solle sie um Gottes Willen von dem Gespenst befreien. Sie wollten ihr gerne noch ein Kleid dazugeben, wenn sie nur den Toten wieder wegtragen wolle. Das ließ sie sich nicht zweimal sagen, sondern nahm Torre Jeppe auf den Rücken und schleppte ihn wieder davon.

Als sie ihn wieder dahin setzen wollte, wo sie ihn geholt hatte, wollte er sie nicht loslassen, sondern schlang seine Arme fest um ihren Hals. Sie bat ihn mehrmals vergebens: „Laß mich los, Torre Jeppe!“ Schließlich sagte er: „Ich lasse dich nicht eher, bis du mir versprichst, daß du noch in dieser Nacht an den Steg am Bach gehen willst und dreimal fragen: „Anna Perstochter, verzeihst du Torre Jeppe?“ Das Mädchen versprach nach seinen Worten zu tun, und sogleich ließ er sie los. Es war eine ganze Meile bis zum Bach, aber sie ging hin und fragte dreimal mit lauter Stimme, wie sie versprochen hatte: „Anna Perstochter, verzeihst du Torre Jeppe?“ Als sie das zum drittenmal gerufen hatte, antwortete eine Frauenstimme aus dem Wasser: „Wenn Gott ihm verzeiht, so vergebe ich ihm auch!“

Als das Mädchen wieder in die Kirche kam, fragte Torre Jeppe eifrig: „Was hat sie gesagt?“ — „Ja, wenn Gott Euch verzeiht, so will sie Euch auch verzeihen!“ Da dankte Torre Jeppe ihr und sagte: „Komm wieder, ehe die Sonne aufgeht, da sollst du den Lohn bekommen für den Dienst, den du mir geleistet hast.“ Das Mädchen kam bei Sonnen-

aufgang wieder und da fand sie auf der Stelle, wo das Gespenst gesessen hatte, einen Scheffel Silbergeld. Dazu bekam sie noch von den Schneidern die zwei Kleider, die sie versprochen hatten. Aber Torre Jeppe ließ sich nie mehr sehen.

29. Der Mann, der am Tag der Unschuldigen Kindlein starb

Es war einmal ein Mann, der hieß Kalle Kula. Er war ein wilder Gesell und hatte manch schweres Verbrechen begangen, solang er lebte. Da kam es mit ihm zum Sterben, und seine Frau nahm die Bibel, um für ihn zu beten, wie er so dalag. „Nein," sagte er, „heut ist der Tag der Unschuldigen Kindlein, und es lohnt sich nicht, daß du für mich in der Bibel liesest. Statt dessen geh lieber in die Küche und back Waffeln. Ich muß heute noch sterben, und da sollst du mir ein Bündel Waffeln in den Sarg legen." Die Frau ging hinaus in die Küche und buk die Waffeln, aber als sie wieder zu ihm hereinkam, war er tot. Also wurde Kalle Kula in seinen Sarg geleget, und neben ihn das Bündel Waffeln.

Da kam er zur Paradiesespforte mit seinem Waffelpäckchen unterm Arm und klopfte an. Aber St. Per sagte zu ihm: „Hier hast du nichts zu schaffen, so viel Übeltaten wie du getan hast." „Ja, das kann schon stimmen, aber ich bin am Tag der Unschuldigen Kindlein gestorben," sagte Kalle Kula, „so darf ich doch wenigstens hineinschauen zu den unschuldigen Kindlein?" Das konnte St. Per ihm nicht abschlagen und machte die Tür ein Spältchen breit auf. Den Augenblick erwischte Kalle Kula und rief: „Kommt, kleine unschuldige Kindlein, ihr bekommt Waffeln!" Und Waffeln hatten sie im Paradiese nicht bekommen, darum kamen sie herbeigestürzt, daß die Tür ganz weit aufflog, und da schlich sich Kalle Kula hinein.

Da ging St. Per zu Unserm Herrn und sagte, was passiert war, und fragte, was er tun solle. „Es ist am besten, wenn du einen Anwalt die Sache machen läßt," sagte Unser Herr, „denn die verstehen sich gewöhnlich darauf, die Leute fortzujagen." St. Per machte sich auf die Suche, aber wie er auch suchte, so fand er doch keinen einzigen Anwalt. Da kam er wieder zu Unserm Herrn und berichtete ihm, daß im ganzen Paradiese nicht ein einziger Anwalt zu finden sei, und Kalle Kula durfte bleiben, wo er war.

Wenn man einen Dieb und einen Müller und einen Anwalt zusammenbindet und das Bündel einen Berg hinunterrollt — wie man sie auch rollen mag — immer kann man sicher sein, daß der, der zu oberst liegt, ein Dieb ist.



Anmerkungen

Dänemark

König Lindwurm (Grundtvig, Gamle Danske Minder i Folke- Nr. 1
munde, Kphg. 1855, Bd. 1, Nr. 216, S. 172. Aus Vendsyssel),
unser erstes Märchen, ist eines der berühmtesten Stücke der däni-
schen Überlieferung und bringt das beliebte Motiv der Erlösung aus
Tiergestalt in ganz eigenartiger und reicher Gestaltung (vgl. Axel
Olrik, Kong Lindorm, Danske Studier, 1905, 1). — In *Der
Hirschprinz* (Grundtvig, III, Nr. 37, S. 62. Aus Ostjütland) tut Nr. 2
ein Mädchen trotz des Verbotes an verschiedene verwünschte Wesen
eine mitleidige Frage und beschenkt sie mit brauchbarem Werkzeug,
ein Zug, der in vielen Märchen zur Erlösung des Helden führt. Daß
am Schluß die böse Mutter und Schwester aus lauter Neid zer-
springen, ist eine Todesart, die im Norden besonders übernatürlichen
Wesen angedichtet wird. Schon in der Edda zerspringt Nanna vor
Leid bei Balders Tod. — In *Die Prinzessin auf der Insel* Nr. 3
(Grundtvig, II, Nr. 308, S. 157. Aus Vendsyssel) haben wir viel-
leicht einen Nachklang der jahrhundertelangen Feindschaft zwischen
Dänen und Engländern. Die falsche Braut erscheint häufig im Mär-
chen und wird auf die verschiedenartigste Weise entlarvt. Unser Stück
ist besonders hübsch durch die altertümlichen Verseinlagen. — Von
Interesse ist auch eine in Dänemark und Schweden vorhandene
Variante, die die Prinzessin nicht auf einer Insel, sondern in einer
Erdhöhle eingesperrt sein läßt. Dieser Zug ist rein nordisch und
kommt nicht südlich von Dithmarschen vor; die Forschung bringt ihn
mit den gewaltigen Grabhügeln Dänemarks aus der Steinzeit in
Zusammenhang (vgl. Olrik, Märchen in Saxo Grammaticus, Ztschr.
d. Vereins f. Volkskde., II). — In *Die kleine Wildente* Nr. 4
(Kristensen, Jyske Folkeminder, Bd. V, Nr. 16, S. 118. Aus Jüt-
land) begegnen wir der alten und weitverbreiteten Geschichte von
der Goldelse und Pechmarie und danach dem uralten Motiv von der
Wiederkehr der verräterisch Gemordeten in Tiergestalt. Das Ablegen
der Federn ist wohl ein halbvergessener Zug aus anderen Märchen,
wo der Vogel sich seines Federgewands entledigt und in Menschen-
gestalt bleiben muß, wenn ihm jemand seine Federn wegnimmt (Vgl.
Norwegische Märchen Nr. 45.) — *Die Schlange und das kleine* Nr. 5
Mädchen (Grundtvig, III, Nr. 4, S. 15. Aus Bornholm) beruht
auf dem gleichen Motiv wie die Geschichte vom König Lindwurm,
zeigt aber eine knappere Darstellung.

Ederland die Hühnermagd (Grundtvig, I, Nr. 248, S. 205. Nr. 6
Aus Seeland) erringt sich mit Hilfe der toten Mutter drei köstliche
Dinge aus dem Besitz der Trolle; davon hat eines, das Schwein, das
niemals abnimmt, soviel man auch von ihm abschneidet, einen Ver-
wandten in der Edda, nämlich den Eber Saehrimnir, der auch täg-

Nr. 7 lich gesotten wird und doch heil bleibt. — Die geduldige Frau (Grundtvig, II, Nr. 310, S. 167. Aus Seeland) ist niemand anderes als die Griselda des Boccaccio. Die Novelle war im Norden weit verbreitet; aus dem Deutschen wurde sie als Volksbuch ins Dänische, von da ins Schwedische übersetzt und kam bis nach Island. Fein und anheimelnd ist der Zug, daß die verstoßene Königin bei ihrem alten Vater den Rocken mit demselben Flachs wiederfindet, wie sie ihn verlassen hatte, und nun nach schicksalsreichen Jahren denselben Faden wieder aufnimmt und zu Ende spinnt, den sie als

Nr. 8 junges armes Ding einst angefangen hatte. — Das kluge Mädchen (Grundtvig, II, Nr. 446, S. 307, Aus Falster) haben wir schon bei Grimm begegnet; dort hieß sie die kluge Else. — In Die

Nr. 9 Schlange (Grundtvig, II, Nr. 314, S. 191. Aus Morsö) wird der in eine Schlange verwünschte Prinz durch einen Kuß erlöst, weil aber die eben abgeworfene Schlangenhaut versehentlich verbrannt wird, muß er wieder in Tiergestalt entfliehen und die Prinzessin erringt ihn erst

Nr. 10 nach vieler Mühsal wieder. — Das gute Schwert (Grundtvig, III, Nr. 83, S. 120. Aus Westjütland) weiß von einer sieghaften Waffe in den Händen eines armen Hirtenbuben zu berichten und läßt an die ehrfürchtige Liebe denken, die man dem Schwert in alten Zeiten weihte und die es zu einem persönlichen und zauberhaft beseelten Wesen erhob, auf dessen Namen man sogar Eide ablegte. —

Nr. 11 Der Topf (Grundtvig, III, Nr. 43, S. 79. Aus Fünen) ist eines jener Märchen, die in ihrem harmlosen Übermut den Kindern die größte Freude machen. — Einem weitverbreiteten Märchen begegnen wir

Nr. 12 in Hans mit den goldenen Haaren (Grundtvig, II, Nr. 311, S. 170. Aus Vendsyssel). Es ist die Geschichte vom Goldener oder vom Grindkopf, die man im Mittelalter ob ihrer Abenteuerlichkeit weit und breit schätzte und durch deren reiches Gefüge noch der uralte Werwolfsglaube hindurchzuschimmern scheint, wenn der Held wegen eines bösen Grindes die Kappe nicht abnehmen will, oder wenn er in manchen Varianten überhaupt eigentlich als Tier betrachtet wird. Auch die zaubermächtige Flucht unseres Helden aus dem Bereich des Meermanns ist in ihren Grundzügen im Märchenschatz aller Völker zu finden und wird uns noch manchmal begegnen (vgl. v. d. Leyen, Zur Entstehung des Märchens, Herrigs Archiv 113—116. Panzer, Hilde Gudrun, Halle 1900, S. 252. Reinhold

Nr. 13 Köhler, Kleinere Schriften, I, 330). — Der Gesundheitsbaum (Grundtvig, II, Nr. 4, S. 20. Aus Seeland) erzählt von wunderbaren Früchten und wie durch sie ein armer Junge mit Hilfe

Nr. 14 dankbarer Tiere es zu hohen Ehren bringt. — Peter Rothut (Kristensen, V, Nr. 13, S. 96. Aus Jütland) ist in origineller Einkleidung die in allen germanischen Ländern beliebte Geschichte vom König Drosselbart, der als Vagabund verkleidet sich die hochmütige

Prinzessin listig zu zähmen weiß. — Weniger abenteuerlich, aber ebenso erfolgreich wird eine Frau im folgenden Stück, Die drei guten Ratschläge (Grundtvig, III, Nr. 21, S. 39. Aus der Gegend von Flensburg), zum Gehorsam erzogen; die eigentliche Geschichte von den drei Ratschlägen ist uralt, und man kann sie ähnlich auch in dem mittelalterlich-lateinischen Roman von Ruodlieb lesen. — Eine Geschichte, wie Der treue Diener (Grundtvig, II, Nr. 13, S. 54. Aus Seeland), liegt Schillers Gedicht vom frommen Knechte Fridolin zugrunde; der Schluß unserer Erzählung aber ist eine Geschichte für sich, und wenn man sie in ihrer plattdeutschen Urwüchsigkeit kennt (De bunt Buck, Bd. 6 unsrer Sammlung, S. 117), so will sie gar nicht recht zur frommen Haltung des Anfangs passen. — Der starke Hans (Grundtvig, I, Nr. 34, S. 33. Aus Seeland) ist wieder ein bei allen germanischen Völkern sehr beliebtes Stück. Es kommt ihrer Freude an kolossalen Kraftleistungen entgegen und entbehrt auch nicht der Unheimlichkeit, denn das unterirdische Abenteuer des starken Hans wird wohl ursprünglich nichts anderes gewesen sein als eine Fahrt in die Unterwelt, wie man sie früher so gerne auch Göttern und Helden andichtete. (Panzer, Studien zur germanischen Sagengeschichte, I. München 1910, S. 44 ff. Vgl. v. d. Leyen, Das Märchen in den Göttersagen der Edda. Berlin 1899, S. 45 ff.) — Die Prinzessin mit den zwölf Paar Goldschuhen (Grundtvig, III, Nr. 3, S. 11. Aus Bornholm) wird in etwas abweichender Form auch in Rußland erzählt (Säckchen füll dich, Bd. VII unserer Sammlung, S. 209).

Nr. 15 Nr. 16 Nr. 17 Nr. 18

Unser nächstes Stück, Der Zauberhut (Grundtvig, II, Nr. 428, S. 268. Aus Mön) tritt bäuerlich auf und beschäftigt sich in spaßhafter Form mit dem Wesen eines Gegenstandes, der uns oft in größeren Märchenzusammenhängen als eines von drei vielbegehrten Zauberdingen erscheint und den die Sage unter dem Namen Tarnkappe kennt. — Wie ein altes Lied mit treulich wiederkehrendem Refrain gibt sich die Geschichte von Klein Mette, die den Königssohn von England bekommt (Kristensen, V, Nr. 7, S. 57. Aus Jütland). — Trillevip (Grundtvig, II, Nr. 309, S. 163. Aus Fünen) ist die geschickte Verbindung von zwei Märchen, die wir bei Grimm gesondert lesen: Rumpelstilzchen heißt bei Grimm der kleine Held der ersten Geschichte, und die drei Spinnerinnen sind die grotesken Hauptpersonen des Schlußaktes. — Weit verbreitet ist die legendenhafte Traumgeschichte vom Augenblick im Himmel, der hundert Jahre dauert (Grundtvig, I, S. 108, Nr. 109. Aus Jütland).

Nr. 19 Nr. 20 Nr. 21 Nr. 22

Wie aus einem alten Exempelbuch mutet auch die Geschichte von der sündhaften Pfarrerin an (Grundtvig, III, Nr. 6, S. 19. Aus Thy). Ihre Buße in der nächtlichen Kirche hat ein seltsames Gegenstück in der Sage von Wolfdietrich, der als Greis im Kloster in

Nr. 23

einer Nacht aller seiner Sünden ledig wird: er sitzt die Nacht hin-
durch allein am Altar, und die Geister aller, die er je erschlagen,
kommen heran und bedrängen ihn. Auch die aus dürrem Holz oder
Stein aufblühende Rose ist ein weitbekanntes Symbol göttlicher
Vergebung, das besonders wirkungsvoll in der Tannhäusersage er-
scheint. — Wie nah die Zaubermacht des Trollvolks dem tagtäg-
lichen Leben des Bauern gerückt ist, wie Troll und Bauer eigent-
Nr. 24 lich auf Du und Du stehen, zeigt die kleine Geschichte vom Troll-
bier (Grundtvig, III, Nr. 107, S. 147. Aus der Gegend von Ros-
kilde). — Echt nordischen Ursprungs und bis nach Island bekannt
Nr. 25 ist die Geschichte von der Mühle auf dem Meeresgrund
(Kristensen, V, Nr. 27, S. 206. Aus Jütland). Die seltsame Mühle
war schon den alten Nordleuten bekannt (vgl. v. d. Leyen, Märchen
in den Göttersagen der Edda, S. 58), in der Edda hat sie der König
Frodi im Besitz, und es wird sogar erzählt, ein Seekönig habe sie
ihm weggenommen und Salz mahlen lassen, bis sein Schiff mit
Nr. 26 Mann und Maus versank. — Die Geschichte vom Schwein (Grundt-
vig, III, Nr. 8, S. 24. Aus Ostjütland) wird ganz ähnlich auch in
Rußland erzählt, und man liest sie im VII. Band unserer Samm-
lung unter dem Titel: Vom Drachen (S. 58).
Besondere Dummheit war dem Märchen von jeher ebenso lieb wie
Nr. 27 besondere Schlauheit, und unser folgendes Stück „Zum Teufel
mit dem Geld! Ich weiß, was ich weiß" (Grundtvig, I,
S. 196, Nr. 246. Aus Vendsyssel) erzählt mit Behagen von be-
trächtlichen Leistungen auf diesem Gebiet.
Nr. 28 Schwankhaften Charakter trägt die Geschichte von dem Mädchen,
das nicht schweigen konnte (Kristensen, V, S. 381, Nr. 50.
Aus Jütland; vgl. Bolte, Anmerkungen, 217, S. 558).
Nr. 29 Eine Art umgekehrter Meisterdieb ist der Held von Das gestoh-
lene Schwein (Kristensen, VII, S. 79, Nr. 10, aus Jütland).
Die spaßhafte urwüchsige Geschichte scheint in ihrer Art jenes uralte
Märchen parodieren zu wollen.
Nr. 30 Der faule Lars (Jens Kamp, Danske Folkeeventyr, Kphg. 1879,
Nr. 15, S. 160) ist in seiner fast übernatürlichen Faulheit einer der
ganz großen und überall bekannten Märchenhelden, im Plattdeut-
schen heißt er Fuldowat und in der Geschichte vom Kind mit dem
goldenen Apfel (Bd. V unserer Sammlung) ist er ebenfalls die
Hauptperson und bekommt schließlich das Königreich samt der wun-
derschönen Prinzessin (vgl. Köhler-Bolte, Ztschr. d. Vereins f.
Volkskde., 6, 174). — Wie ein Schwank mutet wieder die Ge-
Nr. 31 schichte vom Ungehobelten Bauer an (Kristensen, V, Nr. 47,
S. 360. Aus Jütland), dem es herzlich schlecht geht, denn Geiz und
Nr. 32 Ungastlichkeit sind dem Märchen gründlich verhaßt. — Des Teu-
fels Güte (Grundtvig, II, Nr. 11, S. 52. Aus Thy) erzählt wie-

der von unheimlichen Kraftleistungen und läßt den Teufel als gar nicht so dumm erscheinen, wie es sonst das Märchen liebt.

Die beiden folgenden Stücke: Der Pfarrer in der Tonne (Grundtvig, II, Nr. 320, S. 210. Aus Thy; vgl. Bolte, Anmerkungen z. d. Publikationen des Stuttgarter literar. Vereins, Nr. 197, S. 383) und Eine lustige Geschichte (Grundtvig, III, Nr. 161, S. 199. Aus Südjütland), haben es auf den Pfarrer abgesehen, der sich von jeher, besonders wenn er geizig war oder die Frauen nicht in Ruhe lassen wollte, in der Volksliteratur nur sehr geringen Wohlwollens erfreute. Das erste Stück ist ein alter Schwank (plattdeutsch: Vun de Tertunn in de Feddertunn), das zweite erzählt spaßig, wie es zugeht, wenn ein Geizkragen und ein pfiffiger Faulpelz aneinander geraten. — Der Hund und der Hahn (Grundtvig, II, Nr. 113, S. 117. Aus Fünen) hat ein Seitenstück schon in den Märchen von Tausendundeiner Nacht und unsere folgende Erzählung Mann und Frau (Grundtvig, II, Nr. 121, S. 125. Aus Vendsyssel) zeigt voll resignierter Philosophie die Umkehrung dieses Motivs. — Der Wolf (Grundtvig, II, Nr. 322, S. 214. Nach zwei Varianten aus Vendsyssel und Ostjütland) ist ein richtiger lustiger Kinderschreck, dem man nicht mehr ansieht, daß vielleicht gar der Fenriswolf in seine Verwandtschaft gehört (vgl. v. d. Leyen, Zur Entstehung des Märchens, Herrigs Archiv 113—116, Verschlingungsmythen). — Eigenartig ist unser folgendes Stück, Der Gang in die Mühle (Kristensen, VII, Nr. 23, S. 177. Aus Jütland). Der dumme Junge, der nur wortwörtlich tut, was man ihm sagt, und dabei in die ergötzlichsten Situationen gerät, ist ja keine neue Figur, aber die Art und Weise, wie er sich am Faden der Erinnerung langsam und mühselig bis zu seinem vergessenen Auftrag zurücktastet, ist doch durch die scharfe Beobachtung der Gesetze des Denkens von realistischem Reiz. (Zur verkehrten Begrüßung der Begegnenden vgl. Bolte, Anmerkungen, Nr. 209, S. 216, Nr. 217, S. 50.) — Das letzte unserer dänischen Stücke, Die klugen Studenten (Kristensen, VII, Nr. 20, S. 156. Aus Jütland), muß in irgendeiner Form schon Saxo Grammaticus bekannt gewesen sein, denn er läßt seinen Amlethus am englischen Königshofe drei ähnliche, aber selbstherrlich umgestaltete Scharfsinnsproben ablegen (vgl. Axel Olrik, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, II, 119 ff.; v. d. Leyen, Märchen in den Göttersagen der Edda, S. 71 ff.).

Nr. 33 · Nr. 34 · Nr. 35 · Nr. 36 · Nr. 37 · Nr. 38 · Nr. 39

Schweden

Die Hauptperson unsres ersten schwedischen Stückes, Knös, (Teckningar og Toner ur skanska allmogenslif, Lund 1889, S. 14. Aus Gudmundstorp, Froste Härad) ist gleich einer der im nordischen Nr. 1

Märchen so beliebten riesenhaften Helden, der auch im Essen Taten
verrichtet, wie sie sich die alten Nordleute mit Vorliebe von ihrem
Gotte Thor erzählten; auch das Motiv vom Becher, mit dem der
Held den Riesen erschlägt, hat schon der Dichter der Hymiskvida ver=
wertet (vgl. v. d. Leyen, Märchen in den Göttersagen der Edda,
S. 40 f.). — Äußerst populär in Schweden und ganz köstlich erzählt
Nr. 2 ist unser nächstes Stück Lasse, mein Knecht! (Djurklou, Sagor
och Aefventyr berättade pa Svenska Landsmal. Stockholm 1883.
Aufgezeichnet im Dialekt von Nerike.) Es ist die alte Geschichte von
Aladdins Wunderlampe, aber in ganz eigenartiger Form. — Der
Nr. 3 Riese Finn und der Dom von Lund (erzählt von Dr. v.
Sydow=Lund nach verschiedenen Varianten in seiner Sammlung), ist
die weitbekannte Geschichte vom Riesenbaumeister, die hier als eine
Art Legende auftritt und sich noch an viele andere berühmte Kirchen,
z. B. auch an den Dom von Drontheim knüpft. Der Schluß ist
umgebogen in das Motiv vom Raten des Namens, das uns schon
in dem dänischen Märchen von Trillevip begegnet ist. (Bugge, Stu=
dien zur Entstehung der nordischen Götter= und Heldensagen, Mün=
chen 1889, S. 269 ff.; v. d. Leyen, Zur Entstehung des Märchens.)
Nr. 4 — Der Skalundariese (Hofberg, Svenska Folksägner, Stock=
holm 1882, S. 98) hat einen nahen Verwandten in dem nor=
wegischen Bergmann vom Mesingeberg, von dem Asbjörnsen er=
zählt. — In ganz Skandinavien verbreitet ist auch die Geschichte
Nr. 5 von dem unheimlichen Gottesdienst der Toten in der Christ=
nacht, Julspuk. (Handschriftlich mitgeteilt von Dr. v. Sydow=Lund).
— Uralt indogermanisches Gut ist die reich und weitläufig erzählte
Nr. 6 Geschichte von Silberweiß und Lillwacker, dem treuen Brü=
derpaar (Hyltén=Cavallius u. Stephens, Svenska Folksagor och Aef=
ventyr, Sthlm. 1848, S. 58. Aus Wermland). — Eine lustige Pa=
rodie auf die ernsthafte Geschichte von David und Goliath ist der
Nr. 7 Kampf des kleinen Hirtenbuben mit dem Riesen Stompe Pilt
Nr. 8 (Hofberg, S. 10). Das Mädchen und die Schlange (Aus
Södermanland. Aus den handschriftl. Sammlungen des Metallar=
beiters Gustav Eriksson, mitgeteilt von Dr. v. Sydow=Lund) zeigt in
seiner knappen Form ausgesprochen nordische Eigenart, wenn es auch
nicht den Reichtum und die Tiefe bietet, wie das berühmte dänische
Märchen vom König Lindwurm, das mit dem unsrigen den Kern ge=
Nr 9 meinsam hat. — Das folgende Stück, Treu und Untreu (Aus
Hyltén=Cavallius' handschriftl. Sammlungen) ist ein ferner und mit
anderen Motiven durchsetzter Ausläufer einer Sippe, in der so=
gar die Tristansage vertreten ist, nämlich des Märchens von der
goldhaarigen Jungfrau und vom Wasser des Lebens und des Todes.
(Reinhold Köhler, Kleinere Schriften, II, 328.) — Spaßhafte Rie=
Nr. 10 senleistungen werden in Starkad und Bale (Hofberg, S. 181.

Aus Medelpad, nach älteren Überlieferungen) dem berühmtesten Helden der nordischen Sage, dem von Odin aufgezogenen Starkad nachgerühmt. — Die Erlösung aus Tiergestalt durch die aufopfernde Liebe einer Frau ist auch in Der Werwolf (Hyltén-Cavallius u. Stephens, S. 312. Aus Uppland) der Grundgedanke; deutlich ist hier noch der germanische Glaube an Menschen, die sich in Wölfe verwandeln können, ausgeprägt. — Rein schwedisch und in äußerst charakteristischer Form ist ein ähnliches Erlösungsmotiv in Zuerst geboren, zuerst vermählt (Aus d. handschr. Aufzeichnungen von Hyltén-Cavallius u. Stephens, mitgeteilt von Dr. v. Sydow-Lund) zu Worte gekommen. — Längst im Norden heimisch ist auch die Geschichte von der Braut des Hundes, Der lahme Hund (Hyltén-Cavallius u. Stephens, S. 381. Aus Südsmaland). Saxo kennt sie und nennt ihre Helden Otherus und Syritha, und sogar in der Edda glaubt man in der Geschichte von Freya und Odr Anklänge daran zu finden. Auch in Dänemark wird das Märchen unter dem Titel „Der liebste Freund" erzählt (vgl. Olrik, Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde, II, 252 f.; v. d. Leyen, Märchen in den Göttersagen der Edda, S. 9). — Eine ausgesprochen traumhafte Geschichte ist das Märchen vom Goldköniginberg (Aus Södermanland aus den handschr. Sammlungen des Metallarbeiters Gustav Eriksson, mitgeteilt von Dr. v. Sydow-Lund), in dem einer auf gut Glück hin eine mühselige weltweite Wanderung antritt und wirklich an sein ersehntes Ziel kommt. — Eine richtige Märchenfigur, der alte Riesenhupf, (Bondeson, Svenska Folksagor, Sthlm. 1882, S. 41. Aus Dalsland) nimmt sich als wunderlich überlebensgroßes Wesen eines armen Bauern getreulich an und befreit ihn auf groteske Art von seinem Bedränger. — Im Norden sehr populär sind unsere beiden folgenden Stücke: Die Prinzessin auf dem Glasberg (Hyltén-Cavallius u. Stephens, S. 390; etwas gekürzt) stellt man sich gern als eine Verwandte der sagenhaften Brünhild des Heldenliedes vor, die aus ihrer unzugänglichen Höhe nur vom Tapfersten der Tapferen herabgeholt werden kann. Als zaubermächtiger Helfer des Helden erscheint ein „Wilder Mann", eine in Deutschland und im Norden bekannte Figur; schon Harald Harfagr soll als fünfjähriger Knabe am Hof seines Vaters einen solchen wilden Mann aus der Gefangenschaft befreit haben, so erzählt wenigstens das Flateyarbuch (vgl. Panzer, Studien zur Germanischen Sagengeschichte, II, „Sigfrid", München 1912). — Königin Kranich (Aus den Aufzeichnungen von Hyltén-Cavallius u. Stephens, mitgeteilt von Dr. v. Sydow-Lund) ist wiederum ein Dümmlingsmärchen; aber sonst unbekannt ist das Motiv, daß gerade ein Vogel dem armen Jungen Waffen und Rüstung schenkt; gewöhnlich ist es ein Troll, ein Pferd oder der Geist eines Verstorbenen, der solche Dinge spendet. — Primitiver Glaube und Aber-

Nr. 11 Nr. 12 Nr. 13 Nr. 14 Nr. 15 Nr. 16 Nr 17

Nr. 18 glaube spricht aus den folgenden *drei Trollgeschichten* (hand-
schriftlich mitgeteilt von Dr. v. Sydow-Lund). Die erste davon wird
auch in Norwegen erzählt, die beiden anderen berichten von Frauen,
die in den Berg geholt „bergtagen" waren. Die Zeit liegt sicher noch
nicht allzu lang zurück, wo an jedem krummen Rücken, an jedem
wirren Kopf, kurz an jedem Übel, für das man keinen sichtbaren
Grund wußte, das Trollvolk schuld gewesen sein sollte. So boshaft
nun diese Sippschaft zuweilen ist, so ist doch eines verwunderlich:
wenn eine Ehe zwischen Trollfrau und Menschenkind zustande kommt,
so ist die Frau untadelhaft, lieb und gütig, und man kann ihr nichts
vorwerfen, als daß sie eben keine Christin ist. Der Mann aber ist oft
übellaunig und roh und denkt nicht an die Vergänglichkeit seines
Glückes. Erschütternd wissen davon die Norweger zu berichten, aber
Nr 19 auch unser folgendes Stück: *Der Köhlernils und die Troll-
frau* (Hofberg, S. 148. Aus Vestmanland) erzählt von einer dieser
seltsamen Ehen. — Als eine Art übermenschliches Wesen und rührend
Nr 20 in seiner Treue erscheint das Tier im Märchen von den *drei Hun-
den* (Hyltén-Cavallius u. Stephens, S. 195. Aus Westgotland). Von
der Macht der Musik hat das Märchen auch eine hohe Meinung, denn
der Zauber des Flötenspiels zerbricht den bösen Bann des Trolls, wie
in der Geschichte von Treu und Untreu sich beim Ton der Fiedel der
goldene Saal des Trolls von selbst aus dem Berg heraushebt.
Spaßhaft und zugleich philosophisch ist die kleine Geschichte vom Teu-
Nr. 21 fel als dem Rivalen des lieben Gottes, *Der arme Teufei* (Bon-
deson, S. 212. Aus Smaland). Eine schöpferische Leistung des Teu-
Nr. 22 fels soll auch das unfruchtbare *Smaland* und die trägen und hof-
färtigen Leute von *Schonen* sein (erzählt u. mitgeteilt von Dr. v.
Sydow-Lund), so erzählten wenigstens früher die Dänen und Schwe-
den und Selma Lagerlöf hat es ihnen ein wenig anders nacherzählt.
Die Leute von Schonen aber waren nicht faul und dichteten flugs
auch den Smaländern nahe Beziehungen zum Herrn der Hölle an. —
Was der Teufel nicht zustande bringt, das ist einer bösen Frau ein
Nr. 23 Kinderspiel, das wollte wohl ursprünglich unser Stück *Der Böse
und Kitta Grau* (Bondeson, S. 206. Aus Halland) besagen.
Aber schließlich hat einer noch eine Ehrenrettung für die böse Kitta
hinzuerfunden und damit tritt sie in die Reihe der Märchenhelden,
die den Teufel zu nasführen wissen. — Im christlichen Sinne um-
gekehrt erscheint das Motiv von der bösen Frau im folgenden Stück,
Nr. 24 *Die Herrin auf Pintorp* (Hofberg, S. 157). Zeigte sich in
Kitta Grau der Teufel als eine Art harmloser Handelsmann, den
man auch einmal ruhig übers Ohr hauen kann, und dem eine Frau
überlegen ist, so tritt er hier in seiner ganzen unheimlichen höllischen
Herrlichkeit auf. Man nimmt an, daß die Sage die Lokalisierung
einer deutschen Sage sei, und will andererseits wieder die böse Frau

als eine historische Gestalt, die Frau des Reichsrats Erik Gyllenstjerna, betrachten. — Das Gespenst in Fjelkinge (Hofberg, S. 21) ruht auf der uralten Vorstellung, daß unschuldig vergossenes Blut um Rache schreit, daß ein unschuldig Ermordeter im Tod keine Ruhe findet, bis er die Tat ans Licht gebracht hat. — Nr. 25

Lustig geht es zu im folgenden Stück: Der Hahn, die Handmühle und der Hornissenschwarm. Drei herrliche Wunschdinge hat ein armes Bäuerlein in der Hölle erhalten; der Hahn, der Goldstücke von sich gibt, ist ein weitbekannter Wundervogel, die Zaubermühle ist uns im Bereich des Nordens auch schon begegnet, aber der Hornissenschwarm gehört für gewöhnlich wohl nicht zu den zauberkräftigen Dingen, an denen das Märchen seine Freude hat. (Schriftl. Aufzeichnung von Stephens, aus Wermland. Mitgeteilt von Dr. v. Sydow-Lund.) Im deutschen Märchen und auch im norwegischen haben wir dafür Tischlein deck dich, Böcklein streck dich, Knüppel aus dem Sack! — Schon in Dänemark sind wir einer Drosselbartgeschichte begegnet, in Norwegen wird von einem Hakon Borkenbart erzählt und hier in Schweden ist das Märchen in mannigfachen Fassungen verbreitet; unser folgendes Stück bringt eine knappe Variante, Der alte Zottelpelz. (Aus den hdschr. Aufzeichnungen von Hyltén-Cavallius u. Stephens, mitgeteilt von Dr. v. Sydow-Lund. Aus Uppland.) — Torre Jeppe (nach den hdschr. Aufzeichnungen von Hyltén-Cavallius und Stephens, wiedererzählt und mitgeteilt von Dr. v. Sydow-Lund) ist wieder eine Gespenstergeschichte, der der alte Glaube zugrund liegt, daß begangenes Unrecht den Menschen noch im Tode quält, daß er es gut zu machen sucht und dann erst zum ewigen Frieden eingehen kann. Nr. 26 Nr. 27 Nr. 28

Den Beschluß unserer schwedischen Sammlung macht ein Stück, halb Märchen, halb Legende, Der Mann, der am Tag der Unschuldigen Kindlein starb (mitgeteilt von Dr. v. Sydow-Lund), dem in Dänemark ein ähnliches, hier nicht wiedergegebenes Märchen zur Seite steht, das aber weit geringeren Respekt vor den himmlischen Herrschaften bezeigt. In seiner unschuldigen Schelmerei wäre der Stoff eines Gottfried Keller würdig. Nr. 29

Zum Schluß geben wir noch eine kurze Übersicht der hauptsächlichsten Ausgaben und Übersetzungen dänischer und schwedischer Märchen:

Dänemark:

Molbech, C., Udvalgte Eventyr og Fortaellinger. Kopenhagen 1843.

Grundtvig, S., Gamle Danske Minder i Folkemunde. Bd. I, II, III. Kopenhagen 1855, 1857, 1861.

Kristensen, E. T., Jyske Folkeminder. Bd. V und VII: Eventyr fra Jylland. Kopenhagen 1881, 1884.

Jens Kamp, Danske Folkeeventyr. 2 Sammlungen. Kopenhagen 1879—1892.

Schweden:

Hyltén-Cavallius, G. O., und Stephens, George, Svenska Folksagor och Aefventyr. I. Teil. Stockholm 1844—1848. Material für zwei weitere Teile auf der Kgl. Bibliothek zu Stockholm.

Bondeson, Svenska Folksagor. Stockholm 1882.

Hofberg, Svenska Folksägnor. Stockholm 1882.

Djurklou, Sagor och Aefventyr berättade pa svenska Landsmal. Stockholm 1883.

Übersetzungen

Dänemark:

Grundtvig, Dänische Volksmärchen, übersetzt von Leo und Strodtmann. Leipzig 1878—1879.

Schweden:

Hyltén-Cavallius und Stephens Schwedische Volksmärchen, übersetzt von C. Oberleitner. Wien 1848.

— Auswahl mit Illustrationen. Stockholm 1875.

— Deutsch von B. Turley. Leipzig 1881.

Müldener, Nordisches Märchenbuch, Langensalza 1863, bringt hauptsächlich Stücke aus Hyltén-Cavallius und Asbjörnsen.

Inhaltsverzeichnis

II. Schweden

Gedruckt bei Oscar Brandstetter in Leipzig




GR
205
N645
1922
T.1
c.1
ROBA

